

AUS DEM
AMERIKANISCHEN
DICHTERWALD:
LITERAR-
HISTORISCHE...

Rudolf Döhn



AL 198.50

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT

CLASS OF 1828

○

Aus dem
Amerikanischen Dichterwald.

Literar-historische Skizzen

von

Dr. Rudolf Doebe,

Berfasser der Schriften: „Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten von Amerika“, „Der Bonapartismus“ &c.

— The realm of Song and Beauty
Is the only home of Truth.

Charles G. Leland.

X
Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1881.

S. L. 198.80

HARVARD COLLEGE LIBRARY

July 29 1881

Alle Rechte vorbehalten.

Der

Frau Adele Kurtius auf Altjahn

und der

Frau Mathilde Held auf Pißerwitz

in verwandtschaftlicher Liebe und Achtung

gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Ein nahezu zwölfjähriger Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von Amerika während der besten Jahre meines Lebens, sowie der mir dort in reichem Maße gewährte Spielraum für eine mannigfache Thätigkeit in Krieg und Frieden, als Lehrer, Gelehrter und Soldat, legen mir eine Verpflichtung der Dankbarkeit auf, die ich theils durch mein vor zwölf Jahren im Verlag von Otto Wigand erschienenes Buch, „Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten von Amerika“, theils durch die vorliegende Schrift bis zu einem gewissen Grade abtragen möchte. Wenn die „Politischen Parteien“, wie schon der Titel besagt, vorzugsweise das staatliche Leben der Nordamerikanischen Union in seinem historisch-politischen Entwicklungsgange zur Anschauung zu bringen suchen, so ist es die Aufgabe der nachstehenden Arbeit, welche mit Zugrundelegung einer Reihenfolge von Artikeln, die vor einigen Jahren zuerst in der Monatschrift „Unsere Zeit“ zum Abdruck kamen, abgefaßt ist, ein annähernd getreues Bild der geistigen Entwicklung des amerikanischen Volkes auf dem Gebiete der poetischen Literatur zu entrollen. Ganz ohne Vorgänger bin ich, was deutsche Autoren anbetrifft, in dem letzten Falle nicht. Ich verweise in dieser Beziehung nur auf die „Geschichte der nordamerikanischen Literatur“, eine kurzgefaßte literarisch-historische

Studie, von Dr. R. Brunnemann, die allerdings bei manchen Vorzügen doch immerhin sehr skizzenhaft bleibt, auf die frisch und lebendig geschriebenen „Streifzüge in das Leben und die Literatur der Amerikaner“ von Ernst Otto Hopp, welche vor drei Jahren unter dem Titel „Unter dem Sternenbanner“ erschienen, aber auch nur sehr sporadisch die poetische Literatur Amerikas behandeln, und auf einige kleinere, aber werthvolle Arbeiten von Friedrich Spielhagen, Adolf Laun, Anton Schönbach u. a. Ein mehr umfassendes, den ganzen Entwicklungsgang der amerikanischen Poesie systematisch darstellendes Werk fehlt uns, meines Wissens, bisher. Auch meine Arbeit unternimmt es in keiner Weise, die bedauerliche Lücke vollständig auszufüllen, wohl aber möchte sie dazu dienen, dieselbe weniger fühlbar zu machen.

Die Zeit, wo die amerikanische Literatur überhaupt, also auch die der Poesie, sich noch in den Kinderschuhen befand, ist vorüber; die Bande der geistigen Abhängigkeit von englischen Mustern sind stark gelockert und vielfach ganz abgestreift; wie politisch und industriell auf eigenen Füßen stehend, so schreitet der Amerikaner auch auf dem Felde der Poesie jetzt selbstständig einher. Seit einiger Zeit wächst in Europa, namentlich auch in Deutschland, aus naheliegenden Gründen das Interesse für amerikanische Dichtungen, und so mag meine Arbeit auch von diesem Gesichtspunkte aus nicht unzeitgemäß erscheinen.

Ich darf wohl, ohne den Vorwurf der Anmaßung fürchten zu müssen, sagen, daß ich bei meiner Schrift nicht immer aus zweiter und dritter Hand, sondern meistens aus den Quellen selbst geschröpft habe. Es kam mir auch nicht auf eine trockene Anhäufung von vielen Schriftstellernamen an, vielmehr ging mein Bestreben dahin, durch eine möglichst umsichtige Auswahl der besten Vertreter der amerikanischen Poesie im deutschen Publikum das Verständniß und

die Theilnahme für die transatlantische Dichtungsweise noch mehr, als es bis jetzt geschehen, zu wecken. E. O. Hopp befindet sich nicht ganz im Unrecht, wenn er sagt: „Es ist der Pulsschlag eines höhern, geistigern, menschenwürdigern Lebens, den ich auf den Prairien, im Lärm des Krieges, in den Wäldern, auf dem Meere, in den Gassen der Großstädte, in der Einsamkeit und im Ameisenvolksgebränge der transatlantischen Länder überall vernommen, der auch aus der Literatur der Amerikaner mit jedem Jahre bemerkenswerther und für den Theil der Menschheit deutlicher wird, der für solche Regungen des Geistes empfänglich ist.“ Dazu kommt, daß die deutsche Poesie einen hervorragenden Einfluß auf Amerika ausgeübt hat. Es zeigt sich dieser Einfluß nach zwei Seiten hin: einmal durch Uebertragung deutscher Dichterwerke durch Amerikaner in die englische Sprache, dann aber auch durch Dichtungen von Deutschen, die in Amerika leben. Was den ersten Punkt anlangt, so habe ich gelegentlich in meiner Schrift darauf aufmerksam gemacht, wie deutsche Dichtungen von hervorragenden amerikanischen Dichtern ins Englische übersetzt wurden, es bleibt mir hier nur eine Ergänzung des dort Gesagten übrig.

Ich erwähne zunächst die zu früh verstorbene Mrs. Mary H. C. Booth, welche eine ganze Anzahl deutscher Gedichte ins Englische übertrug und dieselben im Jahre 1864 unter dem Titel „Wayside Blossoms among Flowers from German Gardens“ veröffentlichte. In demselben Jahre erschien zu Philadelphia bei Frederick Leypoldt ein Band Gedichte von Lucy Hamilton Cooper, der Uebersetzungen verschiedener Autoren, so namentlich von Geibel und H. Heine enthielt. Beide Gedichtsammlungen wurden von der amerikanischen Kritik freudig begrüßt und günstig beurtheilt. Miss Ellen Frothingham hat Goethe's „Hermann und Dorothea“ im Jahre 1870 übersetzt, die Uebersetzung ist ziem-

lich wortgetreu, aber die Hexameter lassen viel zu wünschen übrig. Charles T. Brooks übersetzte Leopold Schefer's „Laienbrevier“ und Erzählungen von Berthold Auerbach. Selbstverständlich sind viele Dichtungen von Goethe, Schiller, Herder, Lessing, Jean Paul, Platen-Hallermünde, H. Heine, Friedrich Rückert, Ludwig Uhland, Wilhelm Hauff, Scheffel, Ferdinand Freiligrath u. s. w. dem amerikanischen Publikum durch mehr oder weniger gelungene Uebersetzungen zugänglich gemacht werden; auch mit Fouqué's „Untine“ ist dies der Fall gewesen. Von anderen deutschen Schriftstellern, deren Werken theilweise die Ehre einer Uebersetzung zu Theil ward, mögen hier noch erwähnt werden: Moritz Hartmann, Franz Dingelstedt, Friedrich Wilhelm Hackländer, Brachvogel, Heribert Rau, Fritz Reuter, Max Ring, Hermann Geiger, Julius Rodenberg, Theodor Mundt, Luise Mühlbach und die Marlitt, die Dichterin der „Gartenlaube“.

Unter den deutsch-amerikanischen Dichtern, die gelegentlich auch amerikanische Ereignisse besangen und schon dadurch ihren eingeborenen Mitbürgern näher traten, sind etwa folgende hervorzuheben: Kaspar Busch, Reinhold Solger, E. Dorisch, A. Bündt, Rud. Lexow, Th. Kirchhoff, Karl Knorr, Charles Sealsfield, H. Boernstein, Friedrich Hassaneck (Verfasser des Romans „The Secret of the Andes“) und vor Allen die leider bereits verstorbene Dichterin Gertrude Bloede. Frau G. Bloede war die Stiefschwester des Dichters Friedrich von Sallet und, so ich nicht irre, auch mit Robert Prutz verwandt; sie erlangte erst nach ihrem Tode den Ruf einer bedeutenden deutsch-amerikanischen Dichterin. Zuerst bekannt wurde sie unter dem Dichternamen „Mary Westland“; allein ihre englischen Gedichte erschienen später zu New-York im Verlag von Pattersen unter dem Titel „Poems by Stuart Sterne“ und wurden von der amerikanischen Kritik äußerst

günstig aufgenommen. „Die Sprache von Stuart Sterne“, so bemerkte z. B. ein Recensent in der Monatsschrift „The Galaxy“, „erinnert in ihrer feurigen Ausdrucksweise an Algernon Charles Swinburne, hat aber dennoch ihren ganz eigenen Charakter und ist frei von jenem eigenthümlichen Morderduft, welcher oft den schönsten Stellen Swinburne'scher Lieder anhaftet“. Die meisten Dichtungen der Frau Bloede sind durchaus originelle und oft ergriffende Liebesgedichte. In einem längern Gedicht, welches den Titel „Cornelius“ trägt, wird eine unglückliche Liebe Beethoven's behandelt. Man hat die Dichterin wohl zuweilen den „weiblichen Chamisso“, und zwar deshalb genannt, weil sie, ob schon eine geborene Deutsche, die englische Sprache bei ihren Dichtungen nahezu ebenso meisterhaft zu handhaben wußte, wie der geborene Franzose Chamisso die deutsche. Und doch kam letzterer im Kindesalter nach dem Lande, dessen Poesie er so herrlich bereichern sollte, während Frau Bloede bereits verheirathet war, als die Befreiung ihres Gatten, des Dr. Gustav Bloede (längere Zeit Redacteur des „New-Yorker Demokrat“), an dem dresdener Aufstande im Jahre 1849 sie zwang, aus ihrem deutschen Vaterlande nach den Vereinigten Staaten überzusiedeln. Außer Gertrud Bloede ist noch als eine begabte deutsch-amerikanische Dichterin Minna Kleeberg zu nennen.

Hoffentlich wird es nicht tadelnswert gefunden werden, daß ich im Anhange zu verschiedenen Capiteln einige Proben amerikanischer Dichtungen theils im Original, theils in der Uebersetzung beifügte. Ich habe dabei namentlich die Uebersetzungen von Adolf Laun, Friedrich Spielhagen, Adolf Strodtmann, E. O. Hopp und Friedrich Marx benutzt. Für die freundlich gewährte Erlaubniß sage ich den betreffenden Dichteru hiermit meinen besten Dank.

Außer aus den eigentlichen Quellen, d. h. den Dichterwerken

im Original, schöpfe ich Unterweisung und Belehrung vorzugsweise aus den literar-historischen Werken von Henry T. Tuckerman, Edwin P. Whipple, Rufus W. Griswold, Moses C. Tyler, Francis H. Underwood, Thomas Wentworth Higginson und S. Austin Allibone, sowie aus einzelnen brieflichen Mittheilungen der Frau Marie Taylor in New-York und der auch in der deutschen Sprache und Literatur wohlbewanderten Frau Willa A. Lemand in Washington City, einer talentvollen, namentlich durch ihre kritischen Arbeiten wohlbekannten Schriftstellerin.

Was endlich die Eintheilung des Buches betrifft, so rechtfertigt sich dieselbe wohl von selbst. Daß ich im vierten Capitel sechs amerikanische Dichter besonders behandelte, hat seinen Hauptgrund darin, daß ich diese Dichter als die bedeutendsten und prägnantesten Vertreter der neueren und neuesten amerikanischen Poesie ansehen zu müssen glaube.

Dresden, Anfang September 1880.

Rud. Doeßn.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
<u>Einleitung</u>	1
<u>Erstes Capitel</u>	16
Die Colonialperiode	16
<u>Zweites Capitel</u>	22
Die Periode der Revolutionszeit	22
<u>Drittes Capitel</u>	49
Die Literaturperiode der Vereinigten Staaten	49
<u>Viertes Capitel</u>	193
Richard Henry Dana	193
John Greenleaf Whittier, der Quäkerdichter	203
Joaquin Miller	216
William Cullen Bryant	226
Henry Wadsworth Longfellow	244
Bayard Taylor	258

Einleitung.

Wenn „Orient“ und „Poesie“ in vieler Hinsicht für uns gleichbedeutend sind, so ist der Grund davon ohne Zweifel zum großen Theile in den uralten Märchen und Sagen der verschiedensten Art zu suchen, die im fernen Indien, in Persien und Arabien entstanden und durch historische Verlührungen der Völker unter manichäischen Metamorphosen ihren Weg ins Abendland fanden. Unter der Gluth des südlichen Himmels, der sich über riesenhafte Tamarinden und Palmen wölbt, entwickelte sich die blütentreiche Pracht der indischen und persischen Dichtung, in welcher mit dem Großen und Erhabenen der weltlichen Macht die contemplative und religiöse Richtung Hand in Hand geht; andererseits fanden aber auch durch die vielfach paradiesische Milde des Klimas, die Fruchtbarkeit des Bodens und die freigebige Fülle der Naturschätze die sorglose Leichtigkeit des äußern Daseins und der Genuss sinnlicher Freuden den vollsten und schönsten Ausdruck. Das beweisen u. A. die großen indischen Heldenepicedie, die Hymnen des Rigveda, Kalidasa's gefeierte Dichtungen, sowie die Poesien eines Firdusi und die dithyrambischen Lieder eines Hafis. Der Lieblingsgegenstand der persischen Dichtung, „die Liebe der Nachtigall und der Rose“, verkümmert aber schließlich durch höfischen Schwulst und mystische Künstelei. Die wunderbare Schönheit und der süße Duft, womit die Hafis'sche Muse in lichter Farbenpracht

Ueber Rosenschöne handelt,
Ueber Lenz und Liebe spricht,

erstirbt in den conventionellen Zierereien der Blumensprache. Das wahre, gottbegeisterte Naturgefühl geht unter in dem von buntfarbigen,
Doehn, Amerik. Poesie.

aber giftigen Blumen schillernden Sumpfe eines sinnenfüllenden Odalisenthums. So gibt es in der ottomanischen Poesie nur selten oder nie eine reine Lyrik; der Araber allein, der Sohn und Herr der Wüste, ist noch einer edleren Naturanschauung fähig. Die Phantasie des Arabers ist, nach Murad Efendi's Ausspruch, „beflügelt“, die des Ottomanen schreitet seit langer Zeit „mit schwerbeschuhtem Fuße“ einher; die erstere zaubert, den wirklichen Verhältnissen entsprechend, Fata-Morganas her vor, die letztere bildet mit Mühe chinesische Gärten nach. Allein alle Versunkenheit und Verkommenheit, welcher im Laufe der Zeit der Orient in poetischer und politischer Beziehung verfallen ist, all das Unheil, alle die Seuchen des Geistes und des Leibes, die aus dem Osten über die europäische Menschheit hereinbrachen, vermochten den poetischen Nimbus nicht völlig zu zerstreuen, der einmal das Morgenland romantisch schmückt. Wesentlich anders verhält es sich in dieser Hinsicht mit dem westlichen Continent, mit Amerika.

Wohl gab es eine Zeit, in der auch die westliche Hemisphäre unseres Erdballs geistig anregend und poetisch befruchtend auf Europa einwirkte, wo die großen Bilder des plötzlich erweiterten Weltraums die sogenannte Alte Welt mit romantischem Staunen erfüllten und zur höhern Entfaltung menschlicher Kräfte in Wort und That Veranlassung gaben. Wie im Alterthum der kühne Zug des großen Macedoniers nach dem Paropamisus und den waldreichen schattigen Flusshältern von Borderindien, durch den Anblick einer reichgeschmückten exotischen Natur, Eindrücke zurückließ, deren Lebendigkeit sich nach Jahrhunderten noch in den Werken hochbegabter Schriftsteller offenbart, so wirkte, und selbst in einem höhern Maßstabe, als die Kreuzzüge es vermochten, die, wie schon Hegel treffend bemerkte, doch nur die alte Lehre einbringlich predigten, daß man das Lebendige nicht bei den Todten suchen soll, auf die Völker Europas die Entdeckung von Amerika. „Die Tropenwelt mit der ganzen Ueppigkeit ihrer Vegetation in der Ebene“, sagt Alexander von Humboldt, „mit allen Abstufungen des Organismus am Abhange der Cordilleren, mit allen Anklängen nördlicher Klima in den bewohnten Hochebenen von Mexiko, Neugranada und Quito wurde nun zuerst den Europäern eröffnet. Die Phantasie, ohne deren Anregung kein wahrhaft großes Werk der Menschheit gedeihen kann, gab

den Naturschönerungen von Columbus und Vespucci einen eigenthümlichen Reiz“.

In den heroischen Zeiten der portugiesischen und spanischen Völkerstämme führte nicht Goldurst oder die auri sacra fames allein, sondern eine allgemeine Aufregung zu den Wagnissen ferner Reisen. Juan Ponce de Leon, ein Gefährte des Columbus, erfuhr von den Indianern Westindiens, im Norden Amerikas existire eine Insel, Bimini genannt, auf der eine Quelle sprudeln sollte, deren Wasser die Eigenschaft habe, die davon Trinkenden zu verjüngen. Ahnliche Sagen möchte es auch anderswo geben; genug, der in hartem Kriegsdienst ergrauten Edelmann entschloß sich, jene wunderbare Quelle aufzusuchen, und entdeckte auf seinem abenteuerlichen Zuge im Anfang des 16. Jahrhunderts, an einem Palmsonntage, die in der ganzen Ueppigkeit der Pflanzenwelt prangende Küste von Florida. Einige Jahrzehnte später besuchte Ferdinand de Soto, einer der tapfersten Genossen Pizarro's, zuerst den Mississippi, den „Vater der Ströme“, und drang bis zu dem jetzigen Staate Missouri vor, doch nur um, von Krankheit und Anstrengung bis zum Tode erschöpft, in einem einfachen Sarge in der Stille der Mitternacht in den Fluthen des Riesenstromes Ruhe zu finden.

Die kühnen Venetianer Giovanni und Sebastiano Caboto segelten gegen Ende des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter englischer Flagge nach New-Foundland und suchten die nördliche Durchfahrt nach Ostindien. Wenige Jahre früher, als de Soto den majestätischen Mississippi, dessen Entdeckung er mit seinem Leben bezahlen mußte, hinauffuhr, nahmen die Franzosen unter Cartier, einem kühnen Seemann aus Saint-Malo, Besitz von Canada, errichteten feste Plätze am Sanct-Lorenz und dehnten im Laufe der Zeit ihre Herrschaft über das ganze Mississippithal aus. Vornehmlich waren es Missionare der Jesuiten, welche von den kanadischen Seen aus mit vielen Mühen und Gefahren den Mississippi und viele von dessen Nebenflüssen befuhren, das angrenzende Land durchforschten und an passenden Stellen Ansiedelungen gründeten, die jetzt zu großen Städten emporgebaut sind, so z. B. Saint-Louis in Missouri. Der Jesuit Hennepin drang nach Norden hin bis in den jetzigen Staat Minnesota vor, gelangte zu den dortigen Fällen des Mississippi und benannte sie nach

dem heiligen Antonius; sie heißen noch jetzt „Fälle des Sanct-Anthonys“. Ein anderer Jesuitenpater, Marquette, ruderte den Illinoisfluss hinauf, sah die wunderbare Fruchtbarkeit der Prairien mit ihrem Ueberfluss an Wild, besuchte die Gegend, wo Chicago liegt, und fand schließlich ein tragisches Ende. Er verließ im Jahre 1675 eines Tages an dem kleinen Flusse, der noch jetzt seinen Namen trägt, auf kurze Zeit die Gesellschaft, mit der er von der „Grünen Bai“ (nordwestlich vom Michigansee) ausgezogen war, um an einem roh errichteten Altar von Steinen, in dem schweigenden Schatten der Wälder, zu beten. Eine halbe Stunde später fand man dort seine Leiche. Er wurde am Ufer des See's begraben, und die Indianer glaubten noch lange, daß sein Geist im Sturme jener Wälder spreche. Ein dritter französischer Pionier, La Salle, ging in einem kleinen Fahrzeuge hinunter bis zur Mündung des Mississippi, errichtete hier und da eine Hütte oder ein Kreuz, nahm das Land im Namen des Königs von Frankreich in Besitz und nannte es seinem Souverän, Ludwig XIV., zu Ehren „Louisiana“. Ein vornehmer Franzose, De Monts, colonisierte im Beginn des 17. Jahrhunderts Neu-Schottland, Neu-Braunschweig und einen Theil Neuenglands unter dem Namen „Acadien“.

Während so Spanien in Nordamerika Florida und Mexiko, Frankreich aber die weiten Flussgebiete des Sanct-Lorenz und des Mississippi besaß, erworb England fast die ganze nordöstliche Küste, von Labrador an bis nach Florida; nur in New-York herrschten kurze Zeit die Holländer, und in Delaware die Schweden. Die frühe Niederlassung der Normannen in einzelnen Thälern der jetzigen Staaten Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut war ebenfalls nur vorübergehend, obwohl dieselbe durch Sage und Lied vielfach gefeiert wurde. Soll doch schon ein deutscher Rheinländer, mit Namen Thyle, den Normannenfürsten Leif auf dessen Zuge nach Massachusetts begleitet und auf der Küstenstrecke Winland wilde Weintrauben gefunden und daraus Wein gepreßt haben. Noch vor nicht langer Zeit hat der talentvolle Otto Hagenmacher in seiner erzählenden Dichtung „Atlantis“ die Thaten von Erik dem Rothen, Leif dem Glücklichen und die normannischen „Winlandsfahrten“ besungen.

Die dreizehn englischen Colonien an der vom Golfstrom erwärmten

Küste der Ostseite von Nordamerika, welche sich später gemeinschaftlich von der Herrschaft Großbritanniens befreiten und den Bund der Vereinigten Staaten gründeten, umfassten ursprünglich einen verhältnismäßig schmalen Küstenstrich, der im Norden nicht völlig bis zum Sanct-Lorenz reichte und nach Westen zu nur in Pennsylvanien, Maryland und Virginien auf einer kurzen Strecke die Kette des Alleghanygebirges überschritt. Daß England gerade an dieser Stelle seine Colonien in der Neuen Welt anlegte, hat, abgesehen von anderen Ursachen, nach Wilhelm Kiezelbach's Ansicht wohl vornehmlich seinen Grund in der sich von selbst ergebenden Reihenordnung, nach welcher die Haupfkulturvölker der vom Atlantischen Ocean bespülten Hälfte Europas Besitz von dem neu-entdeckten Erdtheil an der andern Seite dieses Meeres ergriffen. Sie zogen nämlich insgesamt von ihrer Heimath aus nebeneinanderlaufende Linien über den Ocean hin, so daß sie sich an dem linken Ufer desselben in der gleichen Reihenfolge von Süden nach Norden niederließen, in welcher sie diesseits wohnen. Dergestalt sah Portugal sich naturgemäß auf den Süden von Südamerika, Spanien auf dessen Norden, auf Centralamerika und Mexiko, Frankreich auf das Mississippigebiet verwiesen; und die Holländer, Schweden und Engländer besiedelten, außer manchen zerstreuten Inseln, noch weiter nordwärts das bezeichnete Gestade östlich von den Alleghanybergen. Nur die Besetzung Canadas durch Frankreich störte die eben hervorgehobene, der europäischen Völkersiederung entsprechende Vertheilung Amerikas so lange, bis endlich England während des Siebenjährigen Krieges mit Hülfe seiner atlantischen Colonien die kanadischen Länderebiete gleichfalls an sich nahm, wie früher Portugal den Niederländern Brasilien entrissen hatte.

Der Conflict übrigens, den der Gegensatz der Engländer und Franzosen in Nordamerika herbeiführte, war, wie Leopold von Ranke mit Recht bemerkte, von einer „universellen Tragweite“. Es war ein Streit der beiden Nationen, in welchem lokale Beziehungen mit welt-historischen Fragen zusammentrafen. Das englische Volk hatte den Vortheil, daß seine Sache durch eine lebenskäftige, in steter Progression steigende Bevölkerung vertreten wurde. Für diese war der Besitz des schönen und reichen Ohiothales eine Lebensfrage; sie konnte und durfte sich nicht den Weg nach dem Westen und Nordwesten verschließen lassen,

denn sie würde dadurch den Schauplatz ihrer unermesslichen Thätigkeit und historischen Entwicklung aufgegeben haben. Wenn es nun von dort zu einem blutigen Zusammentreffen kam, wie im Juli 1754 auf den Great-Meadows, so war damit ein Kampf zwischen der englischen und französischen Nation, an dem — was wohl zu beachten — in nicht geringem Grade die deutsche Theilnahme, von größter Tragweite eröffnet. Es war gleichsam ein Kampf der germanischen und romanischen Rassen um die Weltherrschaft jenseit des Oceans. Auch politisch=constitutionell war er von großer Bedeutung, insofern die englischen Colonien, die bisher als getrennte Pflanzungen von relativ verschiedenem Charakter erschienen und behandelt waren, ein gemeinschaftliches Interesse gewannen, vor welchem nach und nach ihre Verschiedenheit wesentlich zurücktrat. Die englische Regierung selbst trug zur Einigung der Colonien bei, um ihre Kräfte desto besser in dem großen Kampfe zu sammeln, den jedermann kommen sah.

Es genügt uns hier, den universalhistorischen Gesichtskreis anzudeuten, der sich durch dies Ereigniß eröffnete; was aber die Eroberung Canadas durch die britischen Waffen anbetrifft, so ist, nach Francis Parkman's geistreichem Ausspruch, selten ein Volk von einem „glücklichen Unglück“ betroffen worden, als das kanadische. Wenn indeß die Eroberung Canadas durch die Engländer diesem Lande religiöse und politische Freiheit verschaffte, so war der Krieg, welcher diesen Wendepunkt in der kanadischen Geschichte herbeiführte, zugleich der blutige Vorläufer der Nordamerikanischen Union.

Um den historischen Hintergrund der später nachfolgenden literar-historischen Darstellung abzuschließen, bleibt uns nur noch eine kurze Charakteristik der hervorragenden englischen Colonien in Nordamerika übrig.

Die britischen Ansiedelungen in Nordamerika trugen von ihrem Beginne an mehr oder weniger einen demokratischen Charakter, weshalb sich aus ihnen naturgemäß die Republik der Vereinigten Staaten entwickeln konnte. Die englischen Colonisten nahmen, fast in altddeutscher Weise, ihre angestammten Freiheiten und Rechte mit hinüber in ihre neuen Wohnsitze. Sie verließen die alte Heimat nicht, um in

den fernen Wildnissen Sklaven zu werden. Ihrem Ursprunge nach kannte man dreierlei Arten: freibriefliche, grundherrliche und königliche Colonien unterscheiden. In den freibrieflichen Niederlassungen waren die Einwohner Eigenthümer alles Landes, welches sie von privilegierten Gesellschaften, von der Krone oder von den Indianern erworben hatten. Die Gauen wurden, wie etwa die Deutschen mit eroberten Provinzen zu verfahren pflegten, gleichmäfig oder nach einer voransbestimmten Norm unter den Genossen vertheilt. Die Acker blieben freier Grundbesitz, ohne irgend einen Bodenzins. „Wir sind alle Freihässen“, schrieb ein Bürger aus Plymouth, der ersten Niederlassung in Neuengland, „wir wissen nichts von Steuertterminen. Sie kümmern uns nicht“. Ihre Verfassung wurde von den Colonisten in selbstständiger Weise, je nach Bedürfnis und Belieben, auf breiter demokratischer Grundlage aufgebaut, deren Bestätigung man durch eine königliche Urkunde zu erlangen suchte und in den meisten Fällen auch erlangte. So ist namentlich in Neuengland verfahren worden. Über die Kraft und Ausdehnung solcher Freibriebe waren allerdings die Colonisten und die Krone nicht selten sehr verschiedener Meinung, und diese Meinungsverschiedenheit stieg, je kräftiger sich die Colonien entwickelten. Während die Colonisten die erlangten Freibriebe als feierliche Verträge ansahen, geschlossen zwischen zwei nahezu gleichberechtigten Parteien, welche ohne gegenseitige Zustimmung rechtlich weder aufgehoben noch abgeändert werden könnten, nahmen Krone und Parlament im Mutterlande das Recht in Anspruch, die, wie man sich ausdrückte, „gnädigst verliehenen“ Verfassungen nach Gutdünken ganz oder doch theilweise zu beseitigen, was auch in der That geschehen ist. In den grundherrlichen Colonien, z. B. in Maryland, in Pennsylvanien und in den beiden Carolinas, fanden unaufhörliche Reibungen und Streitigkeiten zwischen der Krone, den Grundherren und den Colonisten statt. In den königlichen Colonien endlich, wie in New-York, führte die Krone zu Zeiten sogar ein despatisches Regiment; schließlich errang aber auch hier die Bevölkerung eine freiheitliche Verfassung.

Bei den meisten englischen Colonien in Amerika spielte die Religion eine Hauptrolle, so in Neuengland, in Pennsylvanien und in Maryland. Derselbe puritanische Geist, welcher im Verlauf des 17. Jahr-

hunderts mit Spaten und Handwerkzeug, mit Bibel und Schwert zugleich mit unbeugsamer Strenge und in starrer Unerschütterlichkeit die staatliche Freiheit des Mutterlandes in Europa durchkämpfte, zog auch mit den englischen Auswanderern übers Meer nach Neuengland und den südlicheren Colonien Großbritanniens und gab ein entscheidendes Moment in der mächtigen Durchbildung der 13 Provinzen zu einer selbstständigen Staatenunion ab. Die große Mehrzahl der englischen Ansiedler gehörte dem protestantischen Glaubensbekenntniß an; und wenn in Maryland, unter Lord Baltimore, ein milder Katholizismus herrschte, so fanden, namentlich in Süd-Carolina, die in Frankreich verfolgten Hugenotten eine gastliche Aufnahme. Nordamerika ist von jeher die Zufluchtsstätte aller Verfolgten der Alten Welt gewesen, und nicht mit Unrecht rief Thomas Paine den nach Unabhängigkeit strebenden Colonisten zu: „Ihr, die ihr die Menschheit liebt, ihr, die ihr nicht nur der Tyrannie, sondern auch den Tyrannen Widerstand leistet, stehet fest! Jeder Winkel der Alten Welt ist der Unterdrückung preisgegeben. Die Freiheit wird auf dem ganzen Erdball verfolgt; Asien und Afrika haben sie längst vertrieben; Europa betrachtet sie als eine Fremde und England hat ihr die Auswanderung angerathen. O, Amerika, empfange du die Flüchtige und bereite bei Zeiten der verfolgten Menschheit ein Asyl! Dies sind Zeiten, die der Menschen Seelen prüfen (these are times that try men's souls). Der Sommersoldat und der Sonnenchein-patriot werden in diesen Zeiten vor dem Dienste des Vaterlandes zurück-schrecken; wer aber jetzt ausharrt, verdient die Liebe und die Achtung der Menschheit. Eine Tyrannie, die der Hölle ähnlich ist, wird nicht leicht besiegt. Wir haben aber den Trost, daß der Sieg um so ruhm-voller ist, je härter der Kampf war. Was wir uns zu leicht erwarben, das schäzen wir gering; nur das theuer und schwer Errungene hat einen wahren, bleibenden Werth!“

Der bereits kurz angedeutete Unterschied der romanischen und germanischen Niederlassungen ist ein ungeheuerer; das hat auch die spätere Geschichte dieser Niederlassungen schlagend gezeigt. Die romanischen Aussendlinge sind fast durchweg katholisch und in großer Anzahl Beamte, welche, von den betreffenden Kronen dazu ausgerüstet, in den fremden Ländern im Namen ihrer Könige die Flaggen aufzuflanzen und dann

Colonisten nach sich zu ziehen suchen; während bei den protestantisch-germanischen Völkern, den Holländern und Engländern, anfänglich durchweg einzelne Unterthanen oder Gesellschaften unter dem allgemeinen Staatschutze ausziehen, deren Errungenschaften später die Staatsmacht von Holland und England ihrerseits immer mehr an sich zu reißen trachtet. Wie man nicht ohne Grund von den Verschiedenheiten des romanischen und germanischen Staatsgefüges in Europa sprach und zum Theil noch spricht, so war bei dem romanischen und germanischen Colonialwesen ein ähnlicher Unterschied unverkennbar. Die große religiöse und politische Klüftung der Alten Welt setzte sich, wie Kiezelbach richtig hervorhebt, über den Ocean hin in der Neuen Welt fort, und scharfsinnende Katholiken erkannten schon früh die Gefahr, welche direkt oder indirekt dem nach Amerika ausgewanderten, unter der Leitung der römischen Priesterherrschaft stehenden Romanenthum von Seiten des nach politischer und religiöser Freiheit strebenden Germanenthums drohte. Als z. B. Bernardino Mendoza, der spanische Gesandte am Hofe der Königin Elisabeth von England, nach den Fahrten Sir Walter Raleigh's bemerkte, daß die von der englischen Hochkirche ausgeschiedenen Protestanten in der Neuen Welt Niederlassungen zu gründen begannen, äußerte er vorahnend das bedeutsame Wort: „Wenn die Reizer die Herrschaft in England behalten, dann wird auf die Dauer das spanische Reich in Amerika dem Mutterlande entrissen werden.“

In der That war es eigentlich der protestantische Bürgerstand, der, dem Drucke in der alten Heimath weichend, sich der Auswanderung in die jungen englischen Colonien jenseit des Atlantischen Oceans im Anfange des 17. Jahrhunderts zuwandte und dessen harte Schwelenhand, des Karstes und der Haken gewohnt, sich ein neues Vaterland gründete und dasselbe gegen die Grausamkeiten der Indianer und die Tyrannie der englischen Regierung tapfer zu behaupten wußte, während aus Spanien vielfach heruntergekommene Höflinge oder Soldaten über das Meer zogen, um Gold in Amerika zusammenzuraffen und dann sobald als möglich als reiche Müßiggänger, aber der alleinseligmachenden Kirche gehorsam, schwelgen zu können. So gründeten unter großen Gefahren, schweren Mühseligkeiten und harter Arbeit die puritanischen „Pilgerväter“ die Niederlassungen in Massachusetts, so tief der edle

Roger Williams in Rhode-Island ein freies Gemeinwesen ins Leben, so vereinigte der durch Bildung ausgezeichnete John Winthrop der Jüngere die in Arbeitsamkeit und Liebe zur Freiheit wetteifernden Colonien Connecticut und Newhaven; so endlich gelang es der Energie des durch seine wunderbaren Schicksale fast sagenhaften Capitäns John Smith, die Colonisten in Virginien, zu denen viele adelige Abenteurer zählten, aus dem Elend zu retten und vor dem Untergange zu bewahren. Capitän Smith hatte in der Schule, wie im Leben eine tüchtige Erziehung genossen. Er diente, wie berichtet wird, gegen die Spanier in den Niederlanden, gegen die Türken in Ungarn, in Siebenbürgen und der Walachei. Nach einem blutigen Zusammentreffen mit den Türken blieb Smith einst auf dem Schlachtfelde für todt liegen, wo ihn Osmanli fanden und als Gefangenen nach Constantinopel brachten. Smith war ein Liebling der Frauen, und ihrer Hülfe verdankte er es fast immer, wenn er den vielfachen Gefahren, in die er geriet, glücklich entrann. In der Krim erschlug er seinen grausamen Herrn und eukam, unter unmöglichen Mühen, zu den Russen und Kosaken am Don. Er trieb sich mehrere Jahre in den Donaugegenden und in Deutschland umher und lehrte, nachdem er unter den Barbaren und in Marolko geweilt, in die Heimath zurück, den Siun noch immer auf neue Abenteuer gerichtet. So kam er nach Virginien, wo er, in die Gefangenschaft der Indianer gerathen, der in vielfachen Niedern besiegenen Häuptlingstochter Pocahontas die Rettung seines Lebens verdankte. Smith und seine Abenteuer wurden noch bei seinen Lebzeiten auf die Bühne gebracht. Vergl. Karl Friedrich Neumann, „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika“, I, 8 fg.

Wie die Puritaner im Norden und Nordosten der jetzigen Union für Freiheit und Selbstregierung einstanden, so haben dies die Virginier im Süden gethan. Dem kühnen und schneidigen Redner James Otis, „Neuenglands mächtigem Feuerbrand“, steht das beredte Mitglied der Legislatur von Virginien, Patrick Henry, „der Demosthenes des Waldes“, beim Beginn des Unabhängigkeitskrieges würdig zur Seite. Und wie Capitän Smith und Pocahontas mehrfach zu poetischen Ergüssen Veranlassung gaben, so waren von jeher die Pilgerväter, die auf der „Maiblume“ in rauher Winterszeit landeten, der Liebling-

gegenstand amerikanischer Dichtung. Wir erinnern hier nur an den sogenannten „Aelternvater-Gesang“, der vielfach als das älteste literarische Erzeugniß Neuenglands angesehen wird und die Niederlassung der Pilgrime feierte. Am 22. December 1620 (nach anderen Angaben war es der 21. December) legten die Pilger den ersten Grund zu ihrer Colonie, und dieser Tag wird noch jetzt als der Gründungstag Neuenglands festlich begangen. Ein wunderbarer Zufall wollte es, daß in demselben Jahre ein holländisches Schiff die ersten Neger nach der Colonie Virginien brachte, wo sie als Sklaven verkauft wurden. Der Fluch der Negersklaverei und der Segen der bürgerlichen Freiheit in Nordamerika datiren somit aus demselben Jahre. Der amerikanischen Poesie haben beide Ereignisse, so verschiedenartig sie sonst auch sind, reichlichen Stoff geliefert.

Wir haben annähernd ein Bild von den politischen, religiösen und socialen Zuständen der ersten europäischen Niederlassungen in Nordamerika gegeben. Wenn im 16. Jahrhundert die Kunde weitentlegener Länder die Jugend aus der spanischen Halbinsel, aus Flandern, Mailand und Süddeutschland unter die siegreichen Fahnen des Kaisers Karl V. auf den Rücken der Andeskette oder in die heißen Thuren von Uraba und Coro lockte, wenn der Drang nach Abenteuern und religiöser Fanatismus kühne und starke Männer die Riesengewässer des Amazonenstroms und des Orinoco, des Mississippi und des Sanct-Lorenzflusses befahren ließ, so gaben vornehmlich politische und religiöse Verfolgungen den Hauptanlaß dazu, daß sich an der atlantischen Küste Nordamerika's ein Gemeinwesen aufbaute, wie es die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte. Es ist nicht wunderbar, sondern ganz natürlich und selbstverständlich, daß das neuentdeckte Amerika längere Zeit hindurch der dichterischen Phantasie die anregendsten Elemente darbot, obwohl weder Spanien, noch England, noch sonst eine europäische Nation einen Dichter aufzuweisen vermag, der mit denselben oder einem ähnlichen Talente die Großthaten, die Kämpfe, Siege und Leiden der Entdecker und ersten Ansiedler besungen hätte, wie dies von dem ritterlichen Portugiesen Luis de Camoëns, der vor 300 Jahren das Zeitliche segnete und dessen Andenken von seinem Volke in diesem Jahre festlich

begangen wurde, in Bezug auf Vasco de Gama's Entdeckungsfahrten geschehen ist. Wohl schildert Don Alonzo de Ercilla, der mit dem spanischen Infant Don Philipp die aufständischen Araucaner an der südamerikanischen Küste bekämpfte, diese Kriegsthaten in seinem Epos „Die Araucaner“, wohl zeigt er sich als ein treuherziger, von edlem Nationalgefühl durchdrungenen Mann, wohl beschreibt er nicht ohne Sympathie und eine gewisse anschauliche Lebendigkeit die Sitten eines kräftigen, wilden Volksstammes, der im Kampfe für seines Vaterlandes Freiheit unterliegt; aber die Diction der „Araucaner“ ist doch häufig schleppend, und wahre, dichterische Begeisterung ist selten oder nie darin zu finden. Die Lobsprüche, welche Cervantes, Voltaire und einige neuere Kritiker dem Gedichte des Ercilla gezollt haben, sind, wie schon Alexander von Humboldt bemerkte, sehr übertrieben. Die „Lusiaden“ des Camoëns, die sich durch Erhabenheit und Wahrheit großartiger Naturbilder auszeichnen, aus denen uns gleichsam ein indischer Blüthenduft entgegenströmt, übertreffen, nach Friedrich Schlegel's Ansicht, bei weitem „an Farbe und Fülle der Phantasie“ den Ariost; in der „Araucana“ des Ercilla dagegen, der doch die mit ewigem Schnee bedeckten Vulcane Amerikas, die schönsten Waldbäume und die malerischsten Meeresbuchten aus unmittelbarster Anschauung kannte, suchen wir vergebens eine wirklich lebhafte und geistvolle Beschreibung der Natur. Dem Gefährten des Don Philipp fehlte aber die echte, dichterische Begeisterung. Diese Begeisterung offenbart sich aber in nicht geringem Grade in dem „Romancero caballeresco“ des Fray Luis de Leon und bei einigen anderen spanischen Dichtern, nur daß hier, wie es bei fast allen spanischen Mythen und Sagen der Fall ist, mit einem feinen, poetischen Naturgefühl sich düstere Melancholie und religiöse Mystik paaren. Bekanntlich sind die Erzählungen und Naturschilderungen aus und über Amerika, die in der verschiedensten Weise ihren Weg nach Europa fanden, nicht ohne Einfluß geblieben auf die unsterblichen Dichtungen eines Lope de Vega, Calderon und Shakspeare. In der neuen und neuesten Zeit ist es aber vielfach Sitte geworden, Amerika, trotz seiner großartigen Naturschönheiten und trotz seiner ruhmwürdigen Freiheitskämpfe, als das Land der ausgesprochenen Prosa, des Rennens und Jagens nach dem „allmächtigen Dollar“ anzusehen und es in

Wort und Schrift als solches hinzustellen, sobald es fast als eine Verwegenheit erscheinen kann, im Ernst von einer „Geschichte der amerikanischen Poesie“, die ihre schönsten und duftigsten Blüthen gerade in der neuen und neuesten Zeit getrieben hat, zu reden. Wer allerdings von Amerika die mystische Tiefe oder die sinnliche Farbenglut der orientalischen Poesie erwartet, der wird und muß sich, einzelne Dichtungen ausgenommen, getäuscht finden, wenn er, in den Garten der nordamerikanischen Dichtung eingetreten, verglichen Blumen und Früchte in Fülle zu pflocken gedenkt. In einem Lande, wo man vor einem halben Jahrhundert mit dem Indianer und den wilden Thieren des Waldes um seine Existenz zu kämpfen hatte und theilweise noch jetzt kämpft, da wiegt sich die Muse der Dichtung nicht auf den weichen Polstern eines orientalischen Luxus, noch rankt sich dort das Schlinggewächs mittelalterlicher Romantik gern und häufig um verwitterte Ritterburgen und zerfallene Mönchs- und Nonnenklöster. Zwar hat auch Amerika seine Ruinen alten und neuen Datums, dieselben tragen aber durchweg einen andern Charakter, als die Ruinen der Alten Welt. Statt der orientalisch-christlichen Mythen tritt uns dort die Urmutter Sage mit indianischen Legenden entgegen, in denen die Urkräfte der Natur die Hauptrolle spielen, wenn auch schließlich ein indianischer Messias rettend und erlösend für die Menschheit einschreitet; und wenn auch längere Zeit hindurch das rauhe, puritanisch strenge Colonistenwesen die nordamerikanische Dichtungsweise charakterisiert, so bricht sich doch sehr bald eine zartere, hochideale Richtung Bahn, die ebenso sehr für die äußerer Schönheiten der Natur empfänglich ist, wie sie Begeisterung findet und einflößt für ein wahrhaft menschenwürdiges Dasein. Namentlich kommt der der germanischen Rasse vorzugsweise eigene Humor früh zur Geltung.

Die Geringsschätzung übrigens, mit der man längere Zeit der auf amerikanischem Boden emporgesprochenen Poesie begegnete, in England fast mehr als in Deutschland, welches erst seit etwa dreißig Jahren seine Söhne massenhaft über den Ocean sendet, hinderte keineswegs, daß man in den eigenen poetischen Produktionen auf irgend eine Weise amerikanische Zustände in den Bereich der Darstellung zog. Schon der Altmeister Göthe hat dies gelegentlich gethan, und seinem Beispiele sind die

Epigonen auf dem Gebiete der Lyrik und der Novellistik massenhaft gefolgt, sodaß man hier und da fast von einer „Schwärmerei“ für Amerika reden konnte. Sehr verdient hat sich durch eine gerechte Würdigung der amerikanischen Poesie Ferdinand Freiligrath gemacht, so namentlich durch die Herausgabe des im Verlage der Hallberger'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheinenden „Illustrated Magazine“ und durch die Uebersetzung verschiedener amerikanischer Gedichte. Ähnliches läßt sich auch von einzelnen Buchhandlungen, z. B. von der Grunow'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig, sagen, welche eine ganze Anzahl amerikanischer Novellisten durch treffliche Uebersetzungen dem deutschen Publikum zugänglicher machten. Als Uebersetzer amerikanischer Gedichte sind u. A. rühmend zu erwähnen: Adolf Laun, Adolf Strodtmann, Friedrich Spielhagen, E. D. Hopp, W. Lange, Friedrich Marx, Karl Bleibtreu und der Deutsch-Amerikaner Karl Knorr; in gewisser Beziehung dürfen hier auch Karl Frenzel, Eduard Engel und Fr. Natzel genannt werden. Zu den besten englischen Gedichten, in denen Amerika mehr als den bloßen Hintergrund bildet, gehört u. A. das von Ferdinand Freiligrath übersetzte idyllische Epos „Das Waldheilighum“ von Felicia Hemans (geb. 1793, gest. 1835). Dieses stellenweise wahrhaft ergreifende Gedicht hat die Absicht, die geistigen Kämpfe sowohl wie die äußern Leiden eines Späniers zu beschreiben, der, vor den grausamen religiösen Verfolgungen seines Vaterlandes im 16. Jahrhundert fliehend, mit seinem Kinde in den Wäldern Amerikas eine Zuflucht suchte und fand. Es heißt daselbst:

„Und eine sich're Zufluchtslaube jetzt
In diesem Urwald haben wir gefunden,
Der meine Stirn mit heilendem Thau benehzt,
Und dessen Hauch gekühlzt hat meine Wunden;
Der tempelgleich mit Ceder und mit Föhre
Sich um mich wölbt, daß mich kein Welttraum störe;
In dessen grünen, dämmernden Rotunden
Ihr Bild nur naht, die wir besieglt wähnen,
Dort, wo der Liebe Kelch sich nicht mehr füllt mit Thränen!“

Auf die geringfügige Neuherzung des Abbé Raynal, Amerika habe noch kein einziges Genie hervorgebracht, erwiderte Thomas Jefferson: „Wenn wir so lange als Volk existirt haben wie die

Griechen, bevor sie einen Homer, die Römer, ehe sie einen Vergil, die Engländer, ehe sie einen Shakspare und Milton erzeugten, so wollen wir, wenn dieser Vorwurf dann noch wahr sein sollte, nach den unsfreundlichen Umständen forschen, die es verschuldeten, daß die Länder Europas und der übrigen Erdtheile keinen unserer Namen in die Liste der Dichter eingetragen haben.“ Seit der Zeit, wo Jefferson den erwähnten Aus- spruch that, und es sind seitdem keine hundert Jahre vergangen, hat das amerikanische Volk in staatlicher und socialer Beziehung nicht nur manches Erstaunliche geleistet, sondern auch Schriftsteller, Dichter und Künstler hervorgebracht, welche dem amerikanischen Namen auch in der Alten Welt Ehre und Achtung erworben haben. Wir haben es hier vor allen Dingen mit der nordamerikanischen Poesie zu thun und glauben die amerikanische Literatur, also auch die Geschichte der amerikanischen Poesie, ähnlich wie die politische Geschichte der Vereinigten Staaten, in drei Zeiträume eintheilen zu können: die Literatur der Colonien, der Revolution und der Vereinigten Staaten. Indem wir diese Zeiträume der Reihe nach durchgehen und den Kern ihrer geistigen Bedeutung zu erfassen und zur Anschauung zu bringen suchen, soll es unsere Aufgabe sein, einige der hervorragendsten Dichter und Dichterinnen der einzelnen Epochen, theils im Zusammenhange, theils besonders, zu besprechen und ihre literarischen Leistungen mit Hinblick auf die Gesamtentwicklung des nordamerikanischen Volkes zu würdigen. Von einer eigentlichen Literaturgeschichte kann deshalb nicht die Rede sein, ebenso wenig von einer streng innegehaltenen chronologischen Reihenfolge der literarischen Erscheinungen auf dem ganzen Gebiete der nordamerikanischen Poesie; wohl aber möchten wir durch Vorführung einiger ihrer Hauptrepräsentanten ein annähernd treues und deutliches Bild der amerikanischen Dichtungsweise geben, wie sie, von den Colonialzeiten an bis auf die Gegenwart herab, im Laufe der staatlichen Entwicklung der Union nach Inhalt und Form ihre eigenhümliche Gestaltung gewann.

Erstes Capitel. Die Colonialperiode.

Was die erste Literaturperiode Nordamerikas anbetrifft, so dürfen wir uns hier, wo es sich um poetische Schaffungskraft handelt, verhältnismäßig sehr kurz fassen, denn ein umfassend reges geistiges Leben, unabhängig von den ersten Anfängen der Staatenbildung und von der Religion, gab es in den englischen Colonien nicht. Kunst und Poesie fanden wenig oder gar keinen Raum, wo es sich vor allen Dingen darum handelte, Wälder zu lichten, Häuser zu bauen, den Acker urbar zu machen und ein taugliches, festes Fluss- und Seefahrzeug herzustellen. Aus der ersten Colonialzeit Virginien's ist George Sandys, der von 1577 bis 1643 lebte, als Dichter zu nennen. Er war der jüngste Sohn des Erzbischofs von York, Edwin Sandys, wanderte nach Virginien aus und bekleidete daselbst ein öffentliches Amt. An den Ufern des Jamesflusses übersetzte er Ovid's „Metamorphosen“ und das erste Buch von Vergil's „Aeneide“, Arbeiten, welche sich den Beifall Dryden's und anderer englischer Dichter erwarben. Ebenso übertrug er die Psalmen, das Buch Hiob, die Klagelieder des Jeremias und das Hohe Lied Salomons in's Englische. Sidney Godolphin äußert sich in einem Gedichte über diese Übersetzungen also:

„Others translate, but you the beams collect
Of your inspired authors, and reflect
Those heavenly rays with sacred strong effect.“

Auch soll Sandys ein religiöses Gedicht verfaßt haben, in welchem er mehrmals der Gefahren in den amerikanischen Wildnissen Erwähnung thut und Gott für seine Rettung dankt.

Einen nicht minder entschieden religiösen Charakter tragen die dichterischen Productionen der Colonisten von Neuengland, die auch meistens von Geistlichen herrühren und vornehmlich in gereimten Übersetzungen der Psalmen und anderer Theile des Alten Testamentes bestehen. Die Puritaner gehören überhaupt zu den merkwürdigsten historischen Erscheinungen. Sie sind für Nordamerika ein Element von unendlicher Tragweite gewesen und waren in Europa sowohl, wie in der Neuen Welt, der schneidendste Gegensatz gegen ein frivoles, niedlerliches, prunk- und herrschaftiges Königthum, wie solches sich z. B. unter der Herrschaft der englischen Könige aus dem Hause Stuart offenbarte. Wenn die Colonisten Virginien und der angrenzenden südlichen Landstriche zum großen Theile Cavaliere und Royalisten waren, die noch lange Zeit mit Liebe an den monarchisch-aristokratischen Einrichtungen des englischen Mutterlandes hingen, so tritt uns in den puritanischen Ansiedlern Neuenglands, denen man in der alten Heimath Gewissensfreiheit und sonstige bürgerliche Rechte verweigerte, von vornherein ein stark bürgerlich, fast demokratisch gesinntes Element entgegen. Die „Königsmörder“, wie man die nach der Restauration aus England entflohenen Richter Karl's I. nannte, suchten nicht in dem aristokratischen Süden, sondern in dem puritanisch-demokratischen Norden ihre Zuflucht. In dem Yankeeethum Neuenglands, das sich so wesentlich von der südlichen Aristokratie unterscheidet, ist noch heute in hohem Grade das alte Puritanerthum bemerkbar, wenn auch häufig versezt mit Heuchelei und Scheinheiligkeit. Außer dem Indianer und dem Neger hat der Puritaner der amerikanischen Dichtkunst und Malerei wohl den ergiebigsten Stoff dargeboten. Unser talentvoller Landsmann, Emanuel Leutz, einer der fähigsten Schüler des jüngst verstorbenen Karl Friedrich Lessing und vielleicht der bedeutendste aller deutsch-amerikanischen Maler, hat in verschiedenen Gemälden, z. B. in der „Flucht der Puritaner“, „Cromwell und seine Tochter“, „Indianer, den Untergang der Sonne betrachtend“, u. s. w., die Eigenhümlichkeiten des Puritaners und des Indianers in treffender Weise malerisch zur Anschauung gebracht. Durch das ganze Privat- und Staatsleben in Neuengland geht bis auf den heutigen Tag ein puritanisch-religiöser Zug; welche socialen und politischen Verhältnisse sich im Laufe der Zeiten dort auch herausgebildet haben mögen, das

religiöse Motiv, welches die Pilgerväter auf der „Maiblume“ von Holland aus nach den sturmgepeitschten Küsten von Massachusetts führte und sie dort unter den größten Mühen und Gefahren ein freies Gemeinwesen heranbilden ließ, wird sich noch lange in dem innersten Wesen des Neuengländers wieder spiegeln.

Wir können der Meinung von Matthew Arnold, die allerdings vielseitig getheilt wird und dahin geht, daß der puritanische Geist in Amerika sich gegen Wissenschaft, Literatur und Kunst feindlich verhalten, nicht durchweg bestimmen; die Quäker waren es vielmehr, und weniger die Puritaner, die sich lange Zeit allen literarischen und künstlerischen Bestrebungen abhold erwiesen. In den Zeiten zwar, wo die härteste Mühsal und die bitterste Armut die neuenglischen Colonisten drückte, wo sie bei Tag und bei Nacht, daheim und auf dem Felde, zu Land und zu Wasser mit Haken, Beil, Spaten und Ruder thätig sein mußten, um des täglichen Brotes willen, in solchen Zeiten hatte der puritanische Ansiedler wenig Sinn für poetische Beschäftigungen, denn Arbeit, Gebet und Kampf mit den grausamen Wilden nahm all sein Thun und Denken in Anspruch. Wenn der Familienvater am frühen Morgen sich von seinem Lager erhob, um seiner Tagesarbeit nachzugehen, so wußte er nicht, ob er die Thür seiner Hütte öffnen könnte, ohne daß ihn ein Pfeil oder die Kugel des verborgenen rothen Feindes traf, und wenn er von seiner Arbeit auf dem Felde oder im Walde heimkehrte, so mußte er erwarten, daß Frau und Kinder erschlagen waren. Legte sich die Mutter des Abends zur Ruhe und drückte den Säugling an die Brust, so nagte schon die Furcht in ihrem Herzen, daß das Kind vielleicht am Morgen von ihrer Seite gerissen und sein Haupt vor ihren Augen durch den Tomahawk zerschmettert werde. Diese Erinnerungen an die ersten Colonialzeiten bilden aber die Keime der eigenthümlichen Literatur, die später in dem neuenglischen Dichterwalde emporsproß; sie sind für Nordamerika die Hauptgrundlagen, aus denen sich die englisch-amerikanische Poesie entwickelte, sie ersetzen dem amerikanischen Volke das, was für ältere Nationen eine in das graue Alterthum sich verlierende Sagen- und Mythenzeit ist. Dazu kommt, daß der echte Puritanismus in seinem tiefinnersten Wesen neben vielen rauhen, edlen und abstöhnenden Seiten auch hervorragende Züge tiefer Empfindung, großartigen Muthe und

bewundernswertesther Thatkraft enthält. Glühender Freiheitsdrang, inniges Gottvertrauen und warme Empfänglichkeit für Naturschönheiten charakterisiren von jeher den wahren Neuengländer. Seine praktische Thätigkeit verhinderte ihn nicht, zeitweise seiner Phantasie die Bügel schießen zu lassen, einen geheimnißvollen Schleier über die realen Verhältnisse zu breiten und sich in das mystische Reich des Seltsamen und Wunderbaren zu begeben, hier und da selbst der Satire und dem Humor ihr volles Recht angedeihen lassend.

Die ersten neuenglischen Dichtungen haben allerdings wenig poetischen Werth; sie bestehen meistens aus gereimten Uebersetzungen der Psalmen und aus wenig geschmackvollen, Religion und Moral enthaltenden Liedern. Henry Dunster, gestorben im Jahre 1659, verbesserte mit Richard Lyon die im Jahre 1640 von Eliot und Welde besorgte neue Uebersetzung der Psalmen. Roger Williams, ein Freund John Milton's, verließ England, weil er sich zu sehr puritanischen Grundsätzen zuneigte, und kam im Februar 1631 nach Massachusetts, wo er mit Samuel Shelton in Boston, und mit Ralph Smith in Plymouth kürzere Zeit als Prediger wirkte. Von den Puritanern der strikten Observanz verfolgt, nahm er mitten im strengsten Winter (1636) seine Zuflucht zu den Narragansett = Indianern, wurde in der Neuen Welt der erste begeisterete Anwalt unbedingter Glaubens- und Denkfreiheit und legte so den Grund zu der unbeschränkten Toleranz in religiösen Dingen, die späterhin in der Republik der Vereinigten Staaten sich Bahn brechen sollte. Ein ausgestoßener und geächteter Mann, ringend mit Armut, Hunger und jeder Mühsal und Beschwerlich, verlor er den Muth nicht, sondern gründete, nachdem er mit Hülfe seines edlen Freundes Sir Henry Vane einen Freibrief erlangt hatte, im heutigen Rhode-Island die sogenannten „Providence-Niederlassungen“. Williams, der sich später auch die Achtung und Zuneigung von Oliver Cromwell erwarb, zeichnete sich ebenso sehr durch unerschütterliche Charakterfestigkeit, wie durch die opfermuthigste Liebe aus; er starb im Alter von 84 Jahren als der erlauchte und verehrte Patriarch von Rhode-Island und hat in einigen Dichtungen das harte Leben und die Entbehrungen der Colonisten im Gegensatz zu den Genüssen und Kleppigkeiten im Mutterlande beschrieben. Seine Gebeine ruhen in der Stadt Providence.

Der bedeutendste Dichtergeist der Colonialperiode ist aber unstreitig eine Frau, Anna Bradstreet, die Tochter von Thomas Dudley und die Gemahlin des Gouverneurs von Massachusetts, Simon Bradstreet. Von ihr leitet der bekannte Dichter Richard H. Dana seinen Stammbaum ab. In den Gedichten von Frau Anna Bradstreet, die zum ersten Mal 1640 in Boston erschienen und zehn Jahre später in London mit der Aufschrift: „Die zehnte Muse, welche vor Kurzem in Amerika erstanden“, herausgegeben wurden, zeigt sich, neben einer glücklichen Auffassungsgabe, ein feines Gefühl für Naturschönheiten. Cotton Mather, jener gelehrte Geistliche von Salem in Massachusetts, der sich selbst als Dichter versuchte, im Uebriegen aber wegen seiner fanatischen Hexenverfolgungswuth keinen beneidenswerthen Ruf hinterlassen hat, und John Norton überschütteten die Dichtungen der Frau Anna Bradstreet mit ungemeinchen Lobprüchen. Mather bezeichnete dieselben als „eine angenehme Unterhaltung für die Geistreichen und als ein Denkmal ihres Gedächtnisses, herrlicher als Marmor“; Norton aber meinte, Vergil würde seine Gedichte verbrannt haben, wenn er die der Anna Bradstreet gekannt hätte. Ihre Beschreibung der zur Frühlingszeit aus langem Winterschlaf erwachenden Natur, „der Blumen, welche gleichwie die Liebe ihren herrlichsten Schmuck auslegen, und der furchtsamen Vögelein, die ihre kleinen Häuser auf Bäumen und Wällen, in den Städten und Feldern bauen“, steht manchen gefeierten Dichtungen Englands aus jener Zeit nicht unwürdig zur Seite. Ihre poetischen Reflexionen, die häufig auf historische Ereignisse Bezug nehmen, überraschen nicht selten durch weibliche Bartheit und ernste Gedankenfülle. Alles das gewinnt eine höhere Weihe durch eine aufrichtige religiöse Gesinnung. Anna Bradstreet lebte von 1613 bis 1672. Eine zweite Ausgabe ihrer poetischen Werke erschien zu Boston 1678; doch wurden dieselben im Jahre 1858 noch einmal in London herausgegeben. Der oben erwähnte Cotton Mather (1663 bis 1728) verfasste ein für die Geschichte von Neuengland höchst wichtiges Werk, „Magnalia“ betitelt, und ein „Psalterium Americanum“.

Ganz erträgliche poetische Versuche beschreibender Art hinterließen auch William Bradford (1588 bis 1657), zweiter Gouverneur der Plymouth-Colonie, und Mather Byles, geboren 1706 zu

Boston in Massachusetts und gestorben 1788. Byles stand mit Pope in freundschaftlichen Beziehungen und erhielt von letzterem dessen *Odysee* geschenkt; er verfaßte 1727 u. A. ein Gedicht auf den Tod Georg's I. und gab später (1744) eine Sammlung von Gedichten, „Miscellaneous Poems“ heraus, die sich durch reiche Phantasie, seinen Witz und gewählte Diction auszeichnen.

Daz übrigens die Colonien Neuenglands schon früh die wissenschaftliche Pflege des Geistes ins Auge sahen, beweist die schon im Jahre 1636 ins Leben gerufene Errichtung des Cambridge-Collegiums (so genannt aus Dankbarkeit für die Hochschule gleichen Namens in England), wo viele ausgezeichnete Männer Amerikas ihre Bildung erlangten. Wenige Jahre später vermachte ein gelehrter Geistlicher, John Harvard, dieser Anstalt eine wertvolle Büchergesammlung und, nach den Verhältnissen jener Zeit, sehr bedeutende Geldmittel, weshalb dieselbe auf Beschuß der Gesetzgebung von Massachusetts den Namen „Harvard-College“ erhielt. In Connecticut aber wurde im Anfang des 18. Jahrhunderis „für den Unterricht der Jugend in den Künsten und Wissenschaften, welche zum öffentlichen Gebrauche in Staat und Kirche nöthig wären“, eine andere Anstalt gegründet, die nach ihrem großen Wohlthäter Elihu Yale, einem Bürger von Newhaven, der sich in Ostindien große Reichtümer erworben hatte, den Namen „Yale-College“ erhielt und sich bald dem Harvard-College würdig zur Seite stellte. Viele Zöglinge dieser beiden noch jetzt blühenden Erziehungs-institute haben sich in verschiedenen Zweigen des Wissens und Wirkens hohe Verdienste und Ruhm erworben.

Zweites Capitel.

Die Periode der Revolutionszeit.

Die erste Morgentöthe wahrer amerikanischer Dichtung bricht mit der Revolutionszeit an. Der Kampf mit dem Mutterlande schuf erst nationalgesinnte Amerikaner; nur durch den Unabhängigkeitskrieg wurde eine nationale Poesie möglich. Die Colonisationsarbeit im engeren Sinne des Wortes war nun vollendet; der Horizont der Thätigkeit des Amerikaners erweiterte sich nach jeder Richtung hin. Nicht nur die materiellen Kräfte der Colonisten entfalteten sich unter den belebenden Strahlen der Freiheitssonne reißend schnell, sondern auch ihre geistigen Kräfte gewannen an Allseitigkeit, Intensität und Stärke.

Es war in der That ein heroischer Entschluß, den die Repräsentanten der Colonien am 4. Juli 1776 zu Philadelphia fassten; sie votirten sich in der Unabhängigkeitserklärung von England entweder die Unsterblichkeit oder einen schimpflichen Tod am Galgen, und sie waren sich dieser Alternative wohl bewußt, wie der letzte Satz jenes Actenstückes von welthistorischer Bedeutung, das sie mit ihren Namen unterzeichneten, deutlich beweist. Losgerissen vom Mutterlande, mußten die nunmehr unabhängigen Colonisten sich ganz auf eigene Füße stellen; sie mußten denken, sprechen und handeln lernen in einer früher ungewohnten Weise. Und so sehen wir denn in dem neugegründeten Staatsleben eine außerordentliche Anspannung aller Kräfte, aller Fähigkeiten des Geistes und des Körpers. Die beiden Lebensprincipien der jungen Republik der Vereinigten Staaten waren *Selbstregierung* und *Gleichberechtigung* der einzelnen Unionstaaten, die noch heute die beiden Grundpfeiler alles staatlichen Lebens in der Union bilden.

Vor der Revolution leiteten die Engländer vielfach die Verwaltung, indem sie fast alle höheren Aemter entweder selbst bekleideten oder deren Besetzung doch veranlaßten. Den Colonisten war verhältnismäßig wenig Gelegenheit und Aufmunterung zum freien Gebrauche ihrer geistigen Kräfte und Anlagen gegeben; dies änderte sich schnell und vollkommen. Das neue Staatswesen bedurfte, wenn es gedeihen sollte, aller Fähigkeiten seiner Söhne; jeder konnte nun aber auch, wo die Neigung ihn hinzog, wozu Natur und Geschick ihn tauglich machten, seinen Wirkungskreis erhalten. Nur eine düstere Wolke hing verhängnisvoll und verderbenschwanger am Himmel der jungen Republik: das war die *Neger Sklaverei*. Die Abschaffung dieses Instituts sollte in unseren Tagen der Prüfstein der nationalen Kraft und des Einheitsbewußtseins des amerikanischen Volkes werden.

Die Literatur der Revolutionszeit trägt in der ausgesprochensten Weise den Stempel dieser Epoche, wenn sie auch im Großen und Ganzen noch immer die Abhängigkeit von England in literarischer Beziehung widerspiegelt. Gab es doch in den Vereinigten Staaten nach der Losreisung vom Mutterlande noch Viele, ja, in gewisser Beziehung sogar eine politische Partei, die, im Gegensatz zu dem französischen Einfluß, im Herzen durchaus nicht feindlich gegen England gesinnt war und in deren Brust das Wort William Cowper's lauten Widerhall fand:

„England, with all thy faults,
I love thee still.“

Aber die neuen Einrichtungen und die neuen Ansichten über Menschenrechte und Regierungen, die veränderte Auffassung der bürgerlichen und religiösen Zustände, vornehmlich jedoch die kräftige, männliche, logisch-natürliche Sprache, die von den Gründern der Republik in den Hallen der Gesetzgebung und im Verkehr mit fremden Mächten geführt wurde, erregten bei den frei gewordenen Colonisten ehrfürchtiges Erstaunen und achtungsvolle Bewunderung. Die frühere, äußerst lockere Verbindung zwischen den einzelnen Colonien wurde immer enger und fester; gemeinsame Not und Gefahr konnte nur durch gemeinsame Arbeit und vereinte Kraftanstrengung überwunden werden. Ein neuer Genius, der Genius der Unabhängigkeit, durchdrang das Volk und machte sich in der Literatur bemerkbar.

Die meisten Schriftsteller der Colonialperiode gehörten der puritanischen Schule Neuenglands an; es waren arbeitsame, pedantisch gelehrte, scharfsinnige Geistliche, deren wunderliche, fast groteske Neimereien in der Regel nur von Gott und Tugend, von Christenthum und biblischen Geschichten handelten. Sinnige Naturbetrachtungen und weltliche Dichtungen bildeten die Ausnahme. Der Unabhängigkeitskrieg brach einer allseitigern, tieferen Bildung, einem feinern literarischen Geschmack, einer nationalen Poesie Bahn. Mit der Dichtung aber ging die Schwesternkunst, die Malerei, Hand in Hand. Den meistens sehr mittelmäßigen Porträtmalern der Colonialzeit, wie John Smybert, Robert Feke, John Singleton Copley, John Watson, Henry Bruebridge u. s. w. folgten Charles Wilson Peale, John Trumbull, Charles Gilbert Stuart u. A. m. Peale's fleißiger und geschickter Hand verdanken wir mehr als hundert Bildnisse, darunter die Porträts der berühmtesten Männer der Revolutionszeit, so z. B. die Bildnisse von George Washington, John Hancock, Robert Morris, Alexander Hamilton, Benjamin Franklin, Thomas Jefferson, General Steuben, Baron von Kalb, Rochambeau u. s. w.; er war während des Krieges eine lange Zeit ein treuer Begleiter George Washington's und diente seinem Vaterlande als Soldat und Gesetzgeber.

John Trumbull, einer bis auf den heutigen Tag hochangesehenen Familie entstammend, wurde am 6. Juni 1756 zu Lebanon im Staate Connecticut geboren. Er genoß seine Bildung auf dem Harvard-College und machte daselbst 1773 sein Examen. Durch Smybert's und Copley's Bilder zum Studium der Malerei angeregt, bildete er sich später in England und Frankreich in dieser Kunst aus. In seinem 19. Lebensjahre ging er zur Armee und diente im Stabe von Washington. Als er als ein Gefangener in London des verräthet angeschlagen vor dem Richter stand, erklärte er: „Ich bin ein Amerikaner. Mein Name ist Trumbull; ich bin der Sohn des Mannes, den ihr den rebellischen Gouverneur von Connecticut nennet; ich habe in der Revolutionsarmee gedient; ich hatte die Ehre, der Adjutant jenes Helden zu sein, den ihr als den Rebellen George Washington bezeichnet. Ich bin vollständig in eurer Hand gegeben; behandelt mich nach euerm Begeissen, doch vergeßt nicht, daß von meiner Behandlung die Behandlung

euerer Landsleute in Amerika abhängt.“ Durch die Bemühungen seines Landsmannes Benjamin West, welcher der Mitbegründer und Präsident der königlichen Kunstabakademie in London war, wurde ihm Freiheit und Leben geschenkt. Von seinen Bildern, die sich fast sämmtlich auf die Zeitgeschichte beziehen, erwähnen wir hier folgende vier: „Die Unabhängigkeitserklärung“, „Die Uebergabe des englischen Generals Burgoyne bei Saratoga“, „Die Uebergabe des Lords Cornwallis bei Yorktown“ und „Die Resignation George Washington's zu Annapolis“. Das erstgenannte Gemälde stellt die Mitglieder des amerikanischen Congresses in dem Augenblicke dar, wo sie die Erklärung der Unabhängigkeit unterzeichnen. Der Historiker Grahame zieht eine interessante Parallele zwischen dem Werke von Trumbull und jenem bekannten französischen Gemälde David's, welches „Der Eid im Ballhause“ betitelt ist; er hatte Gelegenheit, beide Bilder im Hause des Generals Lafayette zu vergleichen. Man erkennt allerdings bei der Betrachtung des Trumbull'schen Bildes bald, daß die dort dargestellten Männer einer Handlung von welthistorischen Folgen wohl fähig und würdig waren. Ein männlicher, entschlossener Geist, ein gerades und einfaches Wesen, besonnener Muth und feste Beharrlichkeit leuchten uns aus ihren Mienen, aus ihrer ganzen Haltung entgegen. Wie ganz anders erscheinen uns die Abgeordneten des französischen Volkes auf dem Bilde „Der Eid im Ballhause“. Welch einen feurigen, überschwenglichen, ja theatralischen Ausdruck hat der französische Künstler seinen Landsleuten gegeben! Die Verschiedenheit der beiden Nationen, der amerikanischen und der französischen, konnte kaum eindringlicher, als es auf diesen beiden Bildern geschehen ist, zur Ansicht gebracht werden. Die eine Darstellung zeigt eben ein vorübergehendes historisches Bühnenstück, die andere fixirt den Moment, wo das Gebäude nationaler Freiheit auf einer festen, dauerhaften Grundlage errichtet wird. John Trumbull wurde in der Nähe der von ihm in Newhaven gestifteten Trumbull-Galerie bestattet; die Inschrift seines Grabmals lautet: „Oberst John Trumbull, Vaterlandsfreund und Künstler, Freund und Adjutant von Washington, starb zu Newyork am 10. Nov. 1843, im 88. Lebensjahre. Er ruht in dem von ihm selbst gebauten Grabmal, unter der von ihm selbst gestiften Galerie, wo er im September 1834 die irdischen Überreste seiner

Frau Sarah, die am 24. April 1824 im Alter von 51 Jahren zu New-York starb, beisezte. Seinem Vaterlande weihte er seinen Griffel und sein Schwert.“ Trumbull war lange Zeit Präsident der Akademie der schönen Künste zu New-York und hat uns eine Selbstbiographie hinterlassen. Es war ein echter Typus der Revolutionszeit, wissenschaftlich gebildet, selbstbewusst, voller Energie und vor allem die Freiheit und das Vaterland über alles liebend. Bekannt von seinen Bildern sind außer den genannten vier die Schlachten bei Bunker Hill, bei Trenton und Princeton. „Seine Werke sind keine Wunder von Schönheit“, sagt Henry T. Tuckerman von ihm, „er ist kein geistreicher Darsteller der Natur, aber er hat mit gewissenhafter Treue der Leinwand die Züge jener außerordentlichen Männer anvertraut, durch deren Weisheit und Kraft ein unterdrücktes Volk nach harten Kämpfen zum glorreichen Siege geführt wurde. Er hat Scenen dargestellt, deren hohe Bedeutung die Welt anerkennt; so wirkte er für eine Kunst, deren höchste Ideale zu erreichen ihm nicht gegeben war.“ Sein „Letter on the Encouragement of the Fine Arts“, der im Jahre 1827 erschien, hat bleibenden ästhetischen Werth.

Von Charles Gilbert Stuart, der im Jahre 1756 zu Narragansett in Rhode-Island geboren ward und 1828 zu Boston starb, sind uns nach dem Urtheile von Sachverständigen die besten Porträts von George Washington hinterlassen. Er war der talentvollste Porträtmaler der Revolutionszeit; sein Porträt der Frau Greenleaf, einer vielbewunderten Schönheit jener Tage, erregte z. B. das höchste Interesse Thackeray's.

Solch ein gleichzeitiges Aufblühen der Poesie und Malerei mit dem Erwachen und Erstarken des nationalen Gedankens in den Vereinigten Staaten steht übrigens nicht vereinzelt da; ähnliche Erscheinungen treten uns in der deutschen und niederländischen Geschichte, bis zu einem gewissen Grade selbst in Italien entgegen. Den Übergang von der Colonialzeit in die Revolutionszeit bilden die Freunde Benjamin Franklin's: der hochbegabte, scharfsinnige und beredte James Ralph und der gefühlvolle, offenherzige und freimütige Charles Osborne; über beide hat uns Franklin in seiner Selbstbiographie höchst interessante Mittheilungen gemacht. Es ist übrigens eine be-

merkenwerthe Erscheinung in Amerika, daß nur wenige Schriftsteller, namentlich aber Dichter, die literarische Beschäftigung einzig und allein zu ihrem Lebensberuf erkoren haben. Abgesehen von den Männern, die in der Tagespresse eine feste Stellung einnahmen, hatten fast alle hervorragendern amerikanischen Dichter einen besondern Erwerbszweig, der ihnen ihren Lebensunterhalt darbot, sodaß sie der Dichtkunst nur ihre Mußestunden widmen konnten. Und so ist es im Ganzen genommen auch noch heute. Der Grund dieser Erscheinung liegt aber nicht sowohl in jenem, dem Amerikaner vielfach vorgeworfenen raschen Treiben im Dienste der Materie, in dem athemlosen Jagen nach Steigerung des Besitzes, als vielmehr in dem jedem Amerikaner eigenen praktischen Sinn, common sense, der ihm sagt, daß auch der höchste Schwung der dichterischen Phantasie ohne eine reale Lebensunterlage doch nur einen sehr problematischen Werth besitzt. Der wahre Sinn des alten Wortes: „Charity begins at home“, wörtlich übersetzt: „Wohlthun beginnt zu Hause“, ist der: „Fördere zuerst dein eigenes Wohl, und dann denke an Weltbeglückung.“ Es ist bekannt und wird unter Anderm von dem geistreichen Kunstkritiker und Dichter Henry T. Tuckerman offen zugestanden, daß „the hurry and bustle of life“, das gierig hastige Getriebe der Fabrik- und Handelswelt sowie des politischen und sozialen Lebens dem Aufschwunge der Poesie und der Kunst in Amerika gewaltige Hindernisse entgegenstellt; auf der andern Seite ist es aber auch wieder eine unleugbare Thatsache, daß der Unabhängigkeitskrieg und das damit verbundene aufgeregte Leben und Treiben einer idealern Richtung auf dem Gebiete der Poesie und der Ästhetik überhaupt in den breitern Schichten der Gesellschaft mehr Eingang als früher verschafften. Dieser Widerspruch zwischen der poetischen und ästhetischen Thätigkeit und der allgemeinen Neigung eines Landes und einer Zeit ist indeß, wie Adolf Laun mit Recht bemerkt, nicht ohne Analogien. Das praktische, dem Handel ergebene England ist reich an sentimental, der Träumerei und Natureinsamkeit zugewendeten Dichtern; auch bei uns Deutschen steht, obwohl wir uns in nicht geringem Grade den staatlichen und industriellen Interessen und den materiellen Bestrebungen überhaupt zuwenden, die lyrische Poesie noch immer in Blüthe.

Unter den bedeutenderen Dichtern der Revolutionszeit nennen wir

in erster Linie den auch als Journalisten sehr einflussreichen **Philip Freneau**, welcher als Anhänger der radikalern politischen Richtung von Thomas Jefferson die mehr conservative und centralisirende Politik von Washington und Hamilton bekämpfte. Freneau, geboren 1752 im Staate New-York, stammte, wie Jay, Gallatin und andere tüchtige Männer im Süden und Norden der Union, aus einer Hugenottenfamilie, welche sich nach Aufhebung des Edicts von Nantes in Nordamerika niedergelassen hatte. Nachdem er die höhere Bildungsanstalt Nassau-Hall zu Princeton im Staate New-Jersey besucht und daselbst 1771 sein Examen bestanden hatte, ließ er sich in der Stadt New-York nieder und verfasste daselbst (1774 oder 1775) jene berührenden politischen Sathren, in denen er die royalistische Partei geisele. Im Jahre 1776 besuchte er die Westindischen Inseln, wo er zwei seiner bedeutendsten Dichtungen, „The House of Night“ und „The Beauties of Santa Cruz“, componirte. Zwei Jahre später finden wir ihn auf den Bermudas. Im Jahre 1779 leitete er in Philadelphia das von Francis Bailey herausgegebene „United States Magazine“, ging jedoch später hin zur See und machte in den Jahren 1784, 1789, 1798 und 1808 verschiedene Seereisen. Er leitete alsdann mehrere Zeitungen, so z. B. die „National Gazette“, führte aber im Ganzen ein ziemlich unstätes Wanderleben und fand in seinem 80. Lebensjahre am 18. December 1832 in der Nähe von Freehold im Staate New-Jersey bei einem wüsten Schneetreiben seinen Tod. Wie schon aus den vorstehenden Bemerkungen hervorgehen dürfte, hat sich Philipp Freneau in mehrfachen Zweigen der Literatur hervor und besaß die guten und verwerflichen Eigenschaften eines Journalisten. Obgleich er sich nicht überall freizumachen vermochte von der Nachahmung englischer Muster, so gewähren doch seine prosaischen Aufsätze und seine poetischen Leistungen nach vielen Richtungen hin einen genaueren Einblick in amerikanische Zustände und tragen die Färbung eines selbstständigen, nationalen Gefühls. Der Rath, welchen er nach Erringung der Unabhängigkeit den amerikanischen Schriftstellern gab, entrollt ein treues Bild von der Stellung der Autoren in Amerika während des Revolutionskrieges und nach demselben. „In einem Lande“, sagt Freneau, „das vor zwei Jahrhunderten nur von Wilden bewohnt war, das seit der ersten Niederlassung der Weißen mehr oder

weniger in republikanischer Weise verwaltet wurde, in einem solchen Lande darf man keine ausgezeichneten Schriftsteller suchen wollen. Leute, die sich vorwiegend mit der Feder oder mit den schönen Künsten beschäftigen, werden bei uns in Amerika noch vielfach als Geschöpfe angesehen, die dem Gemeinwesen nur wenig nützen. Wollt ihr, meine Freunde, euch in diesem Lande als Schriftsteller hervorheben, so müsst ihr, ähnlich dem schwachen Ephen, der, um sich zu halten, die starke Eiche umschlingt, eure Schriftstellerei mit einem andern Geschäft zu verbinden versuchen. Soll euch das Verfassen epischer Gedichte nicht zu Grunde richten, so müsst ihr dabei Strümpfe fertigen oder alte Segel ausbessern. Dann bedenkt die Abhängigkeit vom Auslande." Wir brauchten sieben Jahre, um unsere politische Unabhängigkeit zu erkämpfen; vielleicht sind sieben Jahrhunderte nothwendig, bis wir es zu einer selbstständigen Literatur bringen." Freneau's „Indianische Gedichte“, z. B. sein „Indian Student“, gaben eine lebendige, naturgetreue Schilderung der Indianer und erregten in hohem Grade die Aufmerksamkeit Walter Scott's. Man hatte es schon damals hier und da versucht, junge Indianer durch Erziehung und Bildung der europäischen Cultur zugänglich zu machen; allein mit sehr geringem Erfolge*). Sobald diese jungen Rothhäute wieder zu ihren Genossen zurückkehrten, „warfen sie“, wie Freneau sich ausdrückt, „den Vergil weg und griffen zu Bogen und Pfeil“. Einzelne Schilderungen Freneau's sind voll laustischem Witz und äzender Satire und stellen sich, nach dem Urtheil Karl Friedrich Neumann's, in Form und Inhalt den gleichartigen Erzeugnissen der englischen Literatur würdig zur Seite. Hierher gehört z. B. „Jagd an einem Sabbat“, wo ein orthodox-puritanischer Geistlicher einigen Reisenden nachreitet, um von ihnen, als Sabbatschändern, eine Geldstrafe zu erheben, oder die Beschreibung Neuenglands und Neubelgiens, welches Karl II. den Holländern entrifft, „weil Cabot zuerst das Land erblickte“. Die Gedichte Freneau's sind wiederholt gesammelt und herausgegeben worden; seine früheren Dichtungen zusammen mit denen, die sich auf

*) Bekanntlich ist in jüngster Zeit unter der Administration des Präsidenten Hayes auf Rath von Karl Schurz, dem Minister des Innern, eine große Anzahl indianischer Knaben und Mädchen nach civilisirten Grundsätzen mit Erfolg erzogen und gebildet worden.

den englisch-amerikanischen Krieg vom Jahre 1812 beziehen, erschienen bald nach 1815 zu New-York in zwei Bänden. Dr. John W. Francis fällte über Freneau's schriftstellerische Thätigkeit folgendes Urtheil: „Die Producte seiner Feder haben in den düstersten Tagen des Jahres 1776 seinen Landsleuten frischen Muth eingesetzt und seine Muse begeisterte den fast verzagenden Soldaten zum neuen Kampfe für die Freiheit“.

Ein eigenthümlicher Zufall fügte es übrigens, daß die Mehrzahl der hervorragenden Dichter der Revolutionszeit aus dem kleinen Staate Connecticut hervorging. Wir nennen hier u. A.: John Trumbull, einen Verwandten des obenerwähnten Malers, Francis Hopkinson, Joel Barlow, David Humphreys, Timothy Dwight, Lemuel Hopkins und Richard Alsop. Die meisten von ihnen haben vorzugsweise epische und satirische Dichtungen geschrieben:

Der Dichter Trumbull (geb. am 24. April 1750 zu Woodbury in Connecticut, gest. am 12. Mai 1831 in Detroit) hat, wie der Maler gleichen Namens, seine meisten Stoffe der Zeit entnommen, in der er lebte. Er besuchte das Yale-College und wirkte, nachdem er sein Examen absolviert hatte, daselbst als Lehrer von 1771 bis 1773. Hierauf widmete er sich der Jurisprudenz, zog nach Boston und arbeitete unter der Leitung des späteren Präsidenten der Union, John Adams; 1774 ging er nach Newhaven, 1781 nach Hartford und 1800 wurde er in die Legislatur gewählt. Von 1801 bis 1819 bekleidete er die Stelle eines Richters am höchsten Gerichtshofe des Staates Connecticut, dann zog er sich in's Privatleben zurück, ließ sich 1825 in Detroit nieder und starb daselbst, nachdem er eine Herausgabe seiner Gedichte besorgt hatte.

John Trumbull gehört zu den sogenannten fröhlichen Naturen. Schon in den Jahren 1771 bis 1772 veröffentlichte er in verschiedenen Blättern humoristische Aufsätze in Prosa und kleinere Gedichte. Von seinem größern humoristischen Epos „Der Fortschritt der Alberheit“ (The Progress of Dullness) erschien der erste Theil 1772, die beiden anderen Theile das Jahr darauf. Während er in seiner im Jahre 1774 veröffentlichten „Elegy on Times“ politische Fragen behandelte, ver-spottete er in seinem „Fortschritt der Alberheit“ die religiöse Heuchelei und seichte Freigeisterei, die sich in manchen Kreisen in Amerika breit

machten. Namentlich geiselte er die mechanische, geistlose Schulerziehung und die Unwissenheit des weiblichen Geschlechtes und züchtigte, auf Säcke von Hume und Voltaire gestützt, die verschiedenartigsten Schwachheiten und Vergehen gegen die gesunde Vernunft, gegen Anstand und Sitte. Die scharfe Beobachtungsgabe und die einschneidende Satire, welche sich in den genannten beiden Dichtungen aussprachen, lenkte die Aufmerksamkeit einiger Congreßmitglieder auf den jungen Dichter, und sie veranlaßten ihn, seine spitzige Feder gegen die Feinde der amerikanischen Freiheit im eigenen Lande zu lehren. Trumbull, der mit ganzem Herzen der Revolution ergeben war, folgte der an ihn ergangenen Aufforderung, und so entstand das satirische Heldenepos „M'Fingal“, von dem der erste Gesang 1775 erschien, die drei übrigen aber sieben Jahre später nachfolgten.

Obwohl auch hier die Nachahmung englischer Vorgänger nicht zu erkennen ist, so kann doch Trumbull durchaus nicht eine originelle Erfindungsgabe und eine kräftige, von eigener Schöpfungskraft zeugende Darstellung abgesprochen werden; er bleibt wenig oder gar nicht hinter seinem englischen Vorbilde Samuel Butler zurück, der von 1612 — 80 lebte und in seinem schon 1798 von Soltan in's Deutsche übersetzten „Hudibras“ die politischen und religiösen Schwärmerien vor und während der Revolution in England persiflierte. Trumbull's M'Fingal, der mit Recht der amerikanische „Hudibras“ genannt wird, ist, was Stoff und Ideen betrifft, durch und durch amerikanisch und schildert in drastischen Zügen Menschen, Sitten und Gewohnheiten während der Revolution in Nordamerika. „Wir leben“, sagt K. F. Neumann von diesem Gedicht, „mittten unter den handelnden Personen. Wir hören die Debatten der Bürgerversammlungen in den Städten, die Gespräche der Landleute in den Dörfern, der Politiker in den Clubs, sowie die mit derben Späßen gewürzten Reden der Soldaten und Officiere im Heldenlager. Ein tüchtiger, launenhafter Humor, in der Weise der englischen Clowns, ist ein eigenthümlicher Charakterzug der ganzen Revolutionsperiode. Man bekämpfte sich nicht blos mit Waffen, sondern auch mit Witspielen und Wortverdrehungen, gleichwie in dem grauenhaften Bürgerkriege unserer Tage“. Amerika ist stets ein Land der Extreme gewesen, und ein rascher, wenig vermittelnder Übergang von Ernst zu

Scherz, von Leid zu Freud scheint eine Eigenthümlichkeit der Angelsachsen zu sein. In den Vereinigten Staaten erkennt man dies schon an besondern Redensarten und Wortbildungen; hohe Abstractionen wechseln schnell ab mit spaßhaften, drolligen Wortschöpfungen. M'Fingal ist ein reicher Farmer, welcher nichts von der Unabhängigkeit der Colonien von England wissen will und treu zum Könige steht; im Gegensaß zu ihm vertheidigt der Whig Honorius die Revolution. Zwiespräche und Debatten zwischen diesen beiden Männern bilden den Hauptinhalt des Gedichtes. Während z. B. Honorius einmal in einer Gemeindeversammlung, die in der Kirche seines Ortes stattfand, mit feurigen Worten das Recht der Colonien dem Mutterlande gegenüber vertheidigt, wird er von dem heitigen M'Fingal unterbrochen, der, wie es ehrlichen, aber beschränkten Leuten wohl zu geschehen pflegt, in seinem überbrausenden Zorn mehr die Schwächen der royalistischen Partei aufdeckt, als den Republikanern schadet". John Trumbull selbst sagt von sich und dem Gedichte „M'Fingal“ in einem im Jahre 1785 an den Marquis de Chastellux gerichteten Briefe: „Ich wollte von dem amerikanischen Revolutionskampfe und den damaligen Zeitverhältnissen ein möglichst getreues Bild in poetischer Form geben und damit eine Reihe von Anekdoten verbinden, welche man zwar in Geschichtswerken nicht findet, die aber doch zur Charakteristik der ganzen Zeit wesentlich beitragen. Mein Streben war darauf gerichtet, mit größter Unparteilichkeit die Thorheiten und Fehler meiner Landsleute, sowie die unserer Feinde zu verspotten (to satirize)“. Die vielgelesene Dichtung ist oft herausgegeben und mit erklärenden Anmerkungen versehen worden, so z. B. von Benson J. Lossing im Jahre 1860. Eine wertvolle Ausgabe des „M'Fingal“, des „Progrès of Dulness“ und der anderen vor und während des Revolutionskrieges von Trumbull verfaßten Gedichte veranstaltete S. G. Goodrich im Jahre 1820. Mit seinem Freunde Timothy Dwight gab Trumbull eine Reihe von Schriften (etwa 40) in der Art des „Spectator“ heraus.

Wir stellten oben einen kurzen Vergleich an zwischen dem Bilde des Malers Trumbull, in welchem er die Unabhängigkeitserklärung des Congresses vom 4. Juli 1776 feierte, und dem Gemälde David's, worin er die Sitzung der Vertreter des französischen Volkes vom

20. Juni 1789 im Saale des Ballhauses verewigte, wo sie die Hände zum feierlichen Eide erhoben, daß sie sich nicht trennen wollten, bis sie dem Reiche eine neue Verfassung gegeben hätten. Es dürfte am Platze sein, diesem Vergleiche eine Parallele zwischen den beiden Revolutionsdichtern, dem Amerikaner Trumbull und dem Franzosen Chénier hinzuzufügen, die schwerlich zum Nachtheile des erstern ausfällt.

Der französische Dichter besang das David'sche Bild in einer von bombastischem Pathos überströmenden Ode die also beginnt:

Reprends ta robe d'or, ceins ton riche bandeau,
Jeune et divine Poésie!
Quoique ces temps d'orage éclipsent ton flambeau,
Aux lèvres de David, roi du savant pinceau,
Porte la coupe d'Ambroisie!

Der amerikanische Dichter sang die Mitglieder des Congresses, welche die Unabhängigkeitserklärung erließen, in einer Elegie, der wir nachstehende Verse entnehmen:

Now meet the fathers of this Western clime,
Nor names more noble grac'd the rolls of fame,
When Spartan firmness brav'd the wrecks of time,
Or Rome's bold virtues fann'd the heroic flame.

Not deeper thought th' immortal sage inspired,
On Solon's lips when Grecian senates hung;
Nor manlier eloquence the bosom fired,
When genius thundered from the Athenian tongue.

Die letzten Verse lauten in deutscher Prosa etwa: „Jetzt kommen die Väter der westlichen Welt zusammen. Keine edlern Namen schmückten die Urkunden des Ruhmes, als spartanische Fertigkeit dem Schiffbruch der Zeiten trotzte und Rom's kühne Tugenden die Flamme des Heroismus ansäschten. Keine tiefen Gedanken haben den unsterblichen Weisen begeistert, als die griechischen Senate an den Lippen Solon's hingen; keine männlichere Beredsamkeit hat das Herz entzündet, als der Genius der Beredsamkeit von der athenienischen Zunge donnerte.“

Ein Geistesverwandter von John Trumbull, dem Dichter, ist Francis Hopkinson, der wegen seiner humoristischen Gedichte und seiner satirischen Aufsätze, in denen er für die Sache der Unab-

hängigkeit in volksthümlicher Weise auftrat, als der populärste Satiriker der Revolutionsezeit bezeichnet werden darf. Er wurde 1737 in Philadelphia geboren, besuchte das dortige College (jetzt die „Universität von Pennsylvania“) und studirte dann Jurisprudenz. Im Jahre 1765 besuchte er auf längere Zeit England und ließ sich bei seiner Rückkehr zu Bordentown im Staate New-Jersey nieder, wo er sich mit Anna Borden verheirathete. Den Staat New-Jersey vertrat er 1776 im amerikanischen Congress und zählt zu den Unterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung. Präsident Washington ernannte ihn 1790 zum Richter des Distrikts-Court der Vereinigten Staaten; in dieser Stellung starb er am 9. Mai 1791. Als Schriftsteller war Hopkinson sehr thätig und hat eine ganze Reihe von Gedichten, politischen Pamphleten und kürzere und längere Essays geschrieben. Zu seinen bekanntesten Gedichten gehören etwa folgende: „Der Vertrag“ (the Treaty), „die Fässerschlacht“ (the Battle of the Kegs), ein „Morgengesang“ (a Morning Hymn), eine „Abendhymne“ (an Evening Hymn), „Beschreibung einer Kirche“ (Description of a Church), „Wissenschaft“ (Science), eine „Feldlager-Ballade“ (a Camp Ballade) und „das neue Dach“ (the New Roof). Die seiner Zeit im amerikanischen Volk weitverbreitete „Fässerschlacht“ bezieht sich auf den Umstand, daß die Amerikaner, um den englischen Schiffen zu schaden, zuweilen eine Menge Pulversässer, die explodiren sollten, den Delawaresfluß hinabschwimmen ließen, und daß die Engländer diese Fässer zusammenschossen. In dem Liede vom „neuen Dache“ geiselte er die verkehrten Ansichten, welche die Föderalisten bei der Abfassung der Constitution der Vereinigten Staaten kundgaben und dadurch die feste politische Vereinigung der einzelnen Staaten in particularistischem Sinne erschwerten. Um einen dauerhaften Dachstuhl über den neuaufgeführten Bau zu Stande zu bringen, gibt er den Rath: feste amerikanische Fichtenhölzer zu nehmen und sorgsam darauf zu achten, daß sie geradegelegt und wohl eingefügt würden. Nachdem er mit steter Anspielung auf die föderalistische Verfassung die einzelnen Theile des Daches beschrieben, schließt er seinen Gesang mit etwa folgenden Worten: „Hurrah, meine braven Jungen, das Werk ist vollendet; die Welt wird Columbias schöne That bewundern; das Gebäude wird die Zeitenstürme siegreich bestehen; Tausende werden kommen, um unter seinem Dache

frei und sicher zu wohnen. Unser Trinkspruch wird sein und bleiben: „Fest sei die Regierung und unsere Bürger frei!“ Dieser Schlußvers: „Our government firm, and our citizens free“, kehrt am Ende jeder Strophe wieder. Hopkinson tadeln in derselben Weise, wie Trumbull es that, die Mängel der amerikanischen Erziehung; sein einfacher und geistvoller Stil zeigt nicht selten ganz neue und überraschende Wendungen und erinnert hier und da an Benjamin Franklin.

Unter seinen satirischen Compositionen sind vornehmlich hervorzuheben: „Die typographische Weise einen Streit zu führen“ (the Typographical Mode of Conducting a Quarrel), „Gedanken über Geisteskrankheiten“ (Thoughts on the Diseases of the Mind), ein „Essay über Beschönigungsversuche“ (Essay on White-Washing) und „Moderernes Lernen“ (Modern Learning). Zu den Schriften, in welchen Hopkinson das amerikanische Volk durch drastische Kürze, schlagenden Witz und sarkastische, lebhafte Darstellung zur nationalen Selbstständigkeit heranzubilden bemüht war, gehören u. A.: „Die schöne Geschichte“ (the Pretty Story), „die Prophezeiung“ (the Prophecy) und „der politische Katechismus“ (the Political Catechism). Die letzteren Schrift ist gegen die damaligen Maßregeln des englischen Parlaments gegen Amerika gerichtet und feiert zum Schluße George Washington.

Wenn Francis Hopkinson „der Satiriker der Revolutionsperiode“ genannt worden ist, so kann Joel Barlow als der incarnirte Feind der Monarchie bezeichnet werden. Er wurde 1755 zu Reading in Connecticut geboren, besuchte kurze Zeit das Dartmouth-College, erhielt die Erlaubniß zu predigen und trat als Caplan oder Feldprediger in die amerikanische Armee ein. Nach dem Pariser Frieden von 1783 widmete er sich der Jurisprudenz, war aber als Jurist nicht glücklich und besuchte 1788 Europa. Er hielt sich längere Zeit in Paris auf und schloß sich noch an die Girondisten an. Nachdem er mehrere Jahre den Posten eines amerikanischen Consuls in Algier bekleidet hatte, kehrte er nach Paris zurück und betheiligte sich bei kaufmännischen Unternehmungen, wobei er sich ein ziemliches Vermögen erworb. Nach siebzehnjähriger Abwesenheit kehrte er nach Amerika heim und ließ sich in Washington City nieder. Im Jahre 1811 wurde er zum Gesandten der Vereinigten Staaten am französischen Hofe ernannt, war aber mit seinen Verhand-

lungen wegen eines Handelsvertrags mit Frankreich nicht glücklich. Im Herbst des Jahres 1812 wurde er von Napoleon zu einer Conferenz nach Wilna berufen, starb jedoch auf der Reise dorthin.

Barlow theilte mit vielen seiner Zeitgenossen den festen Glauben, daß die tiefgehenden Bewegungen des 18. Jahrhunderts in politischer, religiöser und socialer Hinsicht eine vollständige Umwälzung herbeiführen, die Priesterherrschaft brechen und an die Stelle der Monarchien Republiken ins Leben rufen würden. In ihm lebte der auf einen radicalen Umsturz der bestehenden Verhältnisse gerichtete Geist der Leveller aus Cromwell's Zeiten wieder auf. Die blutigen Greuelscenen der Französischen Revolution schreckten ihn nicht. „Gott erhalte die Guillotine“, so lautete die Ueberschrift seiner Parodie des bekannten englischen Nationalliedes, worin er sämmtliche gekrönte Häupter der Guillotine überweist. Dann erst würde die Freiheit ungehemmt über die Erde schreiten und alle Welt, wie Frankreich, auf dem Grabe der Tyrannen tanzen. Vor Barlow's Seele schwiebte der Gedanke einer Völkerverbrüderung, einer Weltkultur und Weltliteratur. In diesem Sinne dichtete er die meisten seiner Lieder, so z. B. den „Rath an die privilegierten Klassen der Gesellschaft“ (*Advice to the Privileged Orders*), „die Verschwörung der Könige“ (*the Conspiracy of Kings*) und das umfangreiche Epos „die Columbiade“. Bald nach dem Frieden von Paris, der den Vereinigten Staaten bekanntlich ihre Unabhängigkeit von England verschaffte, versetzte Barlow das Gedicht „die Vision des Columbus“ (*the Vision of Columbus*); eine Erweiterung dieses Gedichtes ist die „Columbiade“, welche in zehn Büchern die Vergangenheit und Zukunft Amerikas behandelt. Die Kritik hat mit Recht den Plan und die Ausführung dieses Werkes, das zuerst im Jahre 1808 erschien und glänzend (auch mit Kupferstichen) ausgestattet war, als sehr mangelhaft getadelt. Ohne Zweifel war Barlow ein excentrischer Kopf, der in vielen Dingen das richtige Maß nicht innezuhalten wußte, andererseits ließ ihn aber seine dichterische Begeisterung manches im voraus erkennen, was erst später zur Wirklichkeit werden sollte. Die „Columbiade“ beginnt mit der Schilderung spanischen Undankes. Dem im Gefängniß schmachtenden Columbus erscheint Hesper, führt ihn auf einen hohen Berg und zeigt ihm die ganze Neue Welt, wobei er deren künftige Geschicke andeutet.

Der Befreiungskrieg der amerikanischen Colonien von England und die Folgen dieses Ereignisses bilden den eigentlichen Kern des Gedichts. George Washington und seine „Tafelrunde“ im Frieden wie im Kriege werden mit ergreifenden Worten geschildert. Auf das Zeitalter der Kriege folgt das des Friedens. Die Fortschritte der Wissenschaften und die segensreichen Einflüsse der Künste verbreiten sich über die ganze Erde. Die Kriege, meint der von kosmopolitischer Begeisterung hingerissene Dichter, würden ein Ende haben und das Tausendjährige Reich mit seiner philosophischen Freude und Freiheit beginnen. Die „heuchlerische Maske des Priesters“ und die „blutige Keule des Königthums“ werden in den Staub getreten, die düstern Sinnbilder des Truges, der Thorheit und des Irrthums weichen den neuen Leben hervorrufenden Strahlen der Wahrheit, alle Völker einigen sich in Frieden und das Band einer auf allgemeine Menschenliebe gegründeten Conföderation umschlingt den Erdball.

Der in manchen Kreisen eingerissene Luxus veranlaßte Barlow während seines Aufenthaltes in Savoyen unter dem etwas sonderbaren Titel „the Hasty Pudding“ oder „Schnell-Pudding“ ein Lehrgedicht zu schreiben, worin er das Lob der Mäßigkeit singt und nachzuweisen versucht, daß Einfachheit der Lebensweise nicht nur das Glück des einzelnen Menschen, sondern ganzer Nationen ausmacht. Das in drei Abtheilungen zerfallende Gedicht ist der Gemahlin George Washington's gewidmet, die der Dichter auffordert, neben ihren andern Tugenden auch in der Tugend einer einfachen Lebensart den Nordamerikanern mit gutem Beispiel voranzuleuchten.

Einen schneidenden Gegensatz zu Joel Barlow bildet in mancher Hinsicht Timothy Dwight, geb. am 14. Mai 1752 zu Northampton im Staate Massachusetts. Sein Vater, ein begüterter, durch Charakter und Kenntnisse ausgezeichneter Mann, heirathete die Tochter des wegen seiner Frömmigkeit nicht weniger, als wegen seiner Vaterlands- und Freiheitsliebe hochgefeierten Jonathan Edwards. Mit großer Liebe und Sorgfalt von seinen Eltern erzogen, trat Dwight in seinem dreizehnten Lebensjahr in das Yale-College ein und bestand 1769 mit Auszeichnung sein Examen. Er widmete sich der Theologie und trat 1777 als Feldprediger in die amerikanische Armee ein; diese Stellung gab er indeß

schon im folgenden Jahre wieder auf, um in Greenfield eine Predigerstelle anzunehmen. Es waren glückliche Jahre, die er hier in segensreicher Wirksamkeit verlebte, und er legte sein Predigeramt in dem genannten Orte nur nieder, weil er 1795 einen Ruf als Präsident an das Yale-College erhielt, in welcher Stellung er ebenfalls eine erfolgreiche Thätigkeit entfalten konnte. Hier verblieb er denn auch bis zu seinem Tode, der am 11. Januar 1817 erfolgte.

Dwight begann schon in seinem 19. Lebensjahre die Composition seines umfangreichsten, aus sieben Bildern bestehenden Gedichtes, der „Eroberung von Canaan“ (Conquest of Canaan), das er im Jahre 1774 vollendete; dasselbe leidet aber an verschiedenen Mängeln. Die Darstellung ist meistens monoton, und wo sie einen höhern Schwung annimmt, da wird sie nur zu leicht schwülstig. Gelungener ist die ums Jahr 1794 gedichtete Idylle „Greenfield Hill“; sie entrollt uns ein gar anmutiges und liebliches Bild amerikanischen Landlebens und erinnert an die „Luise“ von Johann Heinrich Voss. Vom Greenfield-Hügel aus, unfern dem Städtchen Fairfield in Connecticut, überblickt der Dichter, in der Person des Gemeindegeistlichen, die friedliche, herrlich blühende Landschaft und spricht seine Betrachtungen aus über die Zustände der ringsumher wohnenden glücklichen Bevölkerung. In seiner Seele steigen wehmütige Erinnerungen an die Begebenheiten früherer Tage, an die Kämpfe mit den Indianern und den Krieg mit den Engländern auf, die kurze Zeit vorher fast ganz Fairfield in Asche gelegt hatten. Das freundliche Dorf Greenfield mit seinen fruchtreichen Marken und zufriedenen Bewohnern, frei von allen drückenden Abgaben, bildet einen schönen Gegensatz zu dem verlassenen Dorfe von Goldsmith, um das Glück des freien Amerika gegenüber der durch Steuern schwer belasteten Bevölkerung Englands zu schildern. So fromm Dwight auch war, so war er doch ein großer Patriot, ein warmer Vertheidiger der Volks-souveränität und wollte vom „göttlichen Rechte“ der Despoten nichts wissen. Dies beweist zur Genüge sein Gedicht „America“, das unter den amerikanischen Volksgesängen einen ehrenvollen Platz einnimmt und Anklänge an Pope's „Windsor Forest“ enthält. „Columbia, Columbia“, ruft der Dichter einmal aus, „steige zum Ruhme empor, du Königin der Welt, du Kind des Himmels. Dich führt dein Genius. Dein Reich ist

das letzte und herrlichste aller Zeiten. Fruchtbar ist dein Boden und dein Klima einladend. Die Verbrechen des Ostens mögen niemals deinen Namen besudeln; Tugend, Freiheit und Wissenschaft, das sei dein Ruhm! Europa möge sich in Schlachten und Eroberungen gefallen, wo Nationen verbluten und Städte in Feuer aufgehen; deine Helden, Columbia, sollen die Rechte der Menschheit verteidigen. Bei dir sollen die Besten aller Nationen eine Zuflucht finden und Gott dem Allmächtigen Weihrauch anzünden, duftender und wohlriechender, als alle Blumen des Venzes". Auch in diesem Gedichte tritt uns wieder der vielen ältern amerikanischen Dichtern eigenthümliche Glaube entgegen, daß in Amerika das goldene Zeitalter aufgehen werde. In dem Gedichte „der Triumph des Unglaubens“ (the Triumph of Infidelity) verräth Dwight auch ein gewisses satirisches Talent.

Ein viel im Leben umhergeworfener Mann ist David Humphreys (1753 — 1818). Während des Unabhängigkeitskrieges kämpfte er an der Seite des Generals Israel Putnam, der die Miliz aus Connecticut commandirte, und feuerte seine Landsleute durch begeisterte Lieder zum Kampfe für Freiheit und Vaterland an. Nach anderen Angaben diente er auch im Stabe George Washington's. Als der Krieg beendet war, wurde er als Vertreter der jungen Republik nach Lissabon und Madrid gesandt; von dort schickte er Merinoschafe nach Amerika und beschrieb in einem bukolischen Gedichte die aus der Bucht dieser Thiere erwachsenden Vortheile. Später wirkte er direct für Gründung von Wollmanufacturen in Amerika. Dabei unterhielt der unermüdlich thätige Mann Verbindungen mit europäischen Fürsten, denen er manche seiner poetischen Schöpfungen widmete. Seine „Ode auf Mount-Vernon“, den Lieblingsitz George Washington's an den bewaldeten Ufern des Potomac, ist voller Poesie und erhabener Gedanken. Er zeigt uns seinen Helden, wie er auch im Frieden unablässig für das Wohl seines Vaterlandes wirkt und Recht und Gesetz aufrecht erhält. Sein größeres Gedicht „Lieber das Glück Amerikas“ ist im wesentlichen eine poetische Umschreibung von Washington's politischem Testament; es kommen darin kurze und längere Schilderungen bedeutender Staatsmänner und Krieger aus der Revolutionszeit vor. Daß Humphreys sich auch der Achtung Thomas Jefferson's erfreute, kann seinen Werth

und seine Bedeutung für Amerika nur erhöhen. Beachtenswerth ist seine Biographie des erwähnten Generals Putnam; weniger gelungen aber ist seine Tragödie „Die Witwe von Malabar“ (*the Widow of Malabar*).

Das Unfertige der politischen und gesellschaftlichen Zustände in der Revolutionsperiode erklärt es, daß sich zu jener Zeit die dramatische Poësie nur sehr schwach entwickelte; dazu kam aber noch der Umstand, daß das eigentliche Puritanerthum dem ganzen Schauspielwesen entschieden abgeneigt war. Dennoch mußte diese puritanische Sprödigkeit zurücktreten, wo höhere Zwecke zu erreichen waren, wo das Drama dazu dienen konnte, den republikanischen Ideen bei dem Volke Eingang zu verschaffen. Hier tritt uns zunächst eine Frau, Misses Mercy Warren (1728 — 1815), entgegen; ihre jetzt allerdings fast ganz vergessenen Dramen erfreuten sich bei ihren Zeitgenossen eines großen Beifalls*). Sie war die intime Freundin der Abigail Adams, jener vortrefflichen und einsichtsvollen Frau des zweiten Präsidenten der Vereinigten Staaten, John Adams, und viele hervorragende Männer, wie z. B. Alexander Hamilton, Samuel Adams, Thomas Jefferson, John Dickinson u. a. pflegten ihren Ansichten und Ratschlägen hohen Werth beizulegen. Wiederholt wurden die laufenden Begebenheiten des Krieges zur Verherrlichung des eigenen Landes und zur Verspottung des Feindes auf die Bühne gebracht. So entstanden: der „Triumph der amerikanischen Freiheit“, „der Schmeichler“ und der „Zusammensturz der britischen Thrannei“. Hugh Henry Brackenridge (1748 — 1816) schrieb eine Tragikomödie in fünf Aufzügen; bedeutender aber ist sein Drama: „Die Schlacht bei Bunker Hill“. In diesem Stücke treten von amerikanischer Seite vornehmlich drei Personen auf: Dr. Joseph Warren, General Israel Putnam und Gardiner; von englischer Seite: Die Generale Gage, Howe, Burgoyne und Clinton und der Lord Pigot. Eine weibliche Rolle gibt es nicht. Dem zur schnellen Offensive antreibenden Burgoyne antwortet der

*) Ausführlicheres über die Entstehung des Dramas in Amerika enthält die im Jahre 1864 im Druck erschienene Schrift des Richters Dalv: „History of the Introduction of the Drama into America“. Frau Mercy Warren war die Schwester von James Otis, wurde zu Barnstable in Massachusetts geboren und verfasste auch politische Satiren und prosaische Schriften von historischem Werthe.

bedächtige Sage: „Bedenke die Tapferkeit unserer Gegner; sie sind von der feurigsten Freiheitsliebe besetzt und keine Todesfurcht vermag ihrem Born Einhalt zu thun. Grauköpfige Geistliche halten mit Bibelworten und Gebeten ihren Mut aufrecht; sie erzählen ihnen vom Himmel und sagen, daß die Seelen der in der Schlacht Gefallenen unter die Geister der Gerechten aufgenommen werden.“ Dr. Warren, Verfasser patriotischer Gedichte und ein sehr beliebter Arzt, wurde drei Tage vor der Schlacht zum Generalmajor ernannt und fiel tapfer kämpfend auf dem Rückzuge. Ergreifend sind die Worte, welche der Dichter den sterbenden Helden sprechen läßt: „Weinet nicht, meine Brüder, freuet euch vielmehr über mein Geschick. Ich gehe hin zu den großen Toten, zu Brutus, Hampden, Sidney und den andern, die kühnen Geistes die Tyrannen bekämpften. Ich sehe diese Helden, wie sie heiter im himmlischen Thale an den kristallklaren Bächen umherwandeln und von den unsterblichen Thaten reden, die hier auf Erden für die Unschuld und die Wahrheit vollbracht wurden. Sie winken mir, um mein Antlitz mit unvergänglichem Lichte zu verklären und einen Aszfodillkranz um meine Stirn zu winden. Ich komme, ich komme, ihr Erstgeborenen des Ruhms! Kämpft wacker fort, brave Freunde und Mitbürger! Frei sollt, frei müßt ihr werden!“ Das patriotische Stück endigt mit zwei Liedern, die von Unionssoldaten in voller Kriegsrüstung gesungen werden.

Bradentridge, der übrigens die Stelle eines Richters am höchsten Gerichtshofe des Staates Pennsylvania bekleidete, versuchte sich auch nicht ohne Erfolg als Romanschreiber. Sein im Jahre 1792 zuerst im Druck erschienener komischer Roman „Modernes Ritterthum oder die Abenteuer des Kapitäns Farrago“ (Modern Chivalry or the Adventures of Captain Farrago) erscheint dem „Don Quixote“ des Cervantes nachgebildet, ist aber seinem Inhalte nach ganz dem amerikanischen Leben und Treiben entnommen. Er ist für die Amerikaner keine exotische Pflanze gewesen, und fand daher, namentlich im damaligen Westen, in Ohio und am Mississippi, wo Herr und Diener ihre Hauptthaten verrichteten, einen außerordentlichen Beifall. Farrago ist ein excentrischer, aber gescheiter Mensch, dabei voller Witz und Freund lustiger Späße; sein irischer Sancho Pansa gleicht in vieler Hinsicht unserm Hanswurst, er ist ein munterer und verschlagener, nicht selten ein etwas gemeiner

Bursche. Der Dichter wählte, wie er selbst sagt, mit Absicht einen Iränder zum Träger dieser Clowntolle, da Amerika solche Charaktere noch nicht recht aufzuweisen habe. Nach den neuen Territorien zogen und ziehen noch heute, unter manchen guten Elementen, kräftige, aber unwissende, wohl auch schlechte Leute, die sich in der alten Heimath nicht mehr recht halten konnten und können. In solchen Gegenden lässt Brackenridge seinen amerikanischen Don Quixote und dessen irändischen Diener umherstreifen. Ihre Beobachtungen und Abenteuer drehen sich um die Wunderlichkeiten und Einfälle einer Bevölkerung, die weder Einsicht noch guten Willen genug besitzt, die ihr obliegenden Pflichten zu erkennen und zu erfüllen, und die es nicht immer versteht, von der plötzlich erlangten Souveränität einen anständigen und vernünftigen Gebrauch zu machen. Diese Hinterwäldler handeln oft wie unmündige Kinder; sie wählen z. B. einen schwindfurchtigen, der Arbeit unfähigen Weber in den Congress und geben einem unwissenden Iränder den Lehrstuhl der griechischen Sprache. Kapitän Harrago ist jeden Augenblick in Gefahr, seinen Diener zu verlieren, der den Leuten in den fernen Territorien ausnehmend gefällt. Bald soll Trague O'Regan ein Mitglied der Legislatur, bald Präsident einer philosophischen Gesellschaft, bald ein Geistlicher oder Universitätslehrer werden. Trague O'Regan besitzt auch Ehrgeiz und große Unverschämtheit; er will dieses und jenes Amt annehmen. Dann aber tritt Harrago dazwischen, hält ihm gar lange Predigten und beweist ihm, daß er doch zu keinem der ihm angebrachten Lemiter die nötigen Fähigkeiten und Kenntnisse besitzt, daß er ein Thor sein würde, wenn er sein sicheres Brot aufzugeben wollte, um sich schließlich nur lächerlich zu machen. Endlich verläßt O'Regan aber doch seinen Herrn. Er fällt zu Philadelphia einem Tanzlehrer in die Hände, der ihm allerlei Körperstellungen, nebenbei auch das Einmaleins beibringt. Der Zufall führt es, daß der Iränder dem Präsidenten vor gestellt wird und von diesem, wegen seiner großen Kenntniß in der Rechenkunst, jenseit der Alleghauengebirge ein öffentliches Amt erhält. Das Schicksal will aber, daß bald in jener Gegend ein Aufstand ausbricht, wobei viele öffentliche Beamte die Strafe des Theerens und Federns erleiden; zu diesen gehört auch Trague O'Regan. Das in Rede stehende Werk ist, mehrere gemeine Auftritte und einige rohe

Ausdrücke abgerechnet, von einem gesunden Sinne, der für Ehrenhaftigkeit und gute Sitte eintritt, durchdrungen, und darf als ein gutes Volksbuch betrachtet werden. Sein eigentlicher Zweck geht dahin, die Unfähigen und die Unreife gewisser Bevölkerungstheile der Union zu zügeln. Bradenridge hat übrigens auch noch eine „Abhandlung über den gesunden Menschenverstand (common sense) oder das natürliche Urtheil“ geschrieben, die sich dem Besten, was Benjamin Franklin in dieser Art verfaßte, würdig anreihet.

Eine eigenhümliche literarische Erscheinung, welche wesentlich zur Charakteristik der Zeit nach dem Frieden zu Paris, wo es sich um Annahme einer Bundesverfassung und um Gründung einer festen und dauernden Nationalregierung handelte, beiträgt, ist die „Anarchiade“, eine Sammlung von historisch-politischen Aufsätze in Versen. Schon damals gab das Institut der Sklaverei zu heftigen Debatten pro und contra Veranlassung, vor allem aber galt es der Lösung der Frage, ob die Union mehr ein lockerer „Staatenbund“ oder ein fest geeinigter „Bundesstaat“ sein sollte. Die „Anarchiade“ verfolgte im wesentlichen dieselbe Tendenz, welche von Hamilton, Madison und Jay in den prosaischen Abhandlungen des „Federalist“ vertreten wurde; die in ihr enthaltenen Aufsätze sind ursprünglich während der Jahre 1786 bis 1793 in verschiedenen Zeitungen erschienen, wurden aber später unter dem genannten Titel gesammelt. Die meisten Beiträge dazu haben Trumbull, Humphreys, Barlow, Richard Alsop und der Arzt Lemuel Hopkins geliefert. Sie zeigten ihren Landsleuten, wie nothwendig die Einsetzung einer einheitlichen starken Regierung und die Annahme und genaue Befolgung einer bundessstaatlichen Constitution sei. Ein Aufsatz von Lemuel Hopkins, „Ermahnung zur Einheit und zur Constitution“ betitelt, schildert in eindringlichen Versen das Treiben der unklaren Decentralisten und die traurigen Folgen einer Auflösung der Union. „Erkennet doch endlich, ihr begünstigten Menschen“, ruft der Verfasser, „daß ein mächtiges Oberhaupt alle Staaten regieren und eure Feinde mit Furcht erfüllen muß. Dem Oberhaupt gehört die Ordnung der Finanzen und die Aufsicht über den Handel; sein Atem muß das Reich beleben und die widerstreitenden Theile zu einem Ganzen fügen. Euch ruft des Himmels donnernde Stimme zur Einigung, gehorchet dem

warnenden Rufe, bedenkt es wohl: Ihr lebt vereinigt oder sterbt getrennt (Ye live united, or divided die)!"

Richard Alsop (1761—1815) stammte aus Middleton in Connecticut und übersetzte verschiedene Schriften aus dem Französischen und Italienischen. Seine im Jahre 1800 verfaßte Monodie auf George Washington's Tod fand allgemeinen Beifall in Amerika. Dr. Samuel Hopkins (1750—1801) wurde zu Waterbury in Connecticut geboren, lebte eine Zeit lang in Litchfield, von 1784 bis zu seinem Tode aber in Hartford. Er schrieb verschiedene poetische Stücke, von denen die bekanntesten „The Hypocrite's Hope“ und „Elegy on the Victim of a Cancer Quack“ sein dürften. In Verbindung mit John Trumbull, Barlow und Alsop componirte er zum Theil satirische Dichtungen: „Das Echo“ (the Echo), „Das politische Treibhaus“ (the Political Green-House) und „Die Guillotine“ (the Guillotine).

Bekanntlich stand während des Unabhängigkeitskrieges die überwiegende Mehrzahl der deutschen Ausiedler in Nordamerika auf Seiten der Amerikaner. Namenslich aber hatten diese Ausiedler in den Thälern des Schoharie und Mohawk wiederholt blutige Kämpfe mit den Engländern und Indianern zu bestehen. Diese Kämpfe waren für die freiheitsliebenden Deutschen so ruhmvoll, daß sie in verschiedenen volksthümlichen Gedichten gefeiert wurden. Wir besitzen noch einige der Lieder, welche den tapfern Kampf der deutschen Einwanderer unter Nicolaus Herdheimer (auch Harleimer geschrieben) und Christian Schell gegen die mit den Engländern verbündeten Indianer schildern. Noch im August des Jahres 1877 beging man jenseit des Oceans feierlich den Jahrestag der Schlacht bei Oriskany, in welcher vor hundert Jahren die Engländer und die Indianer durch Herdheimer und dessen mutige Genossen eine arge Schlappe erlitten. Die Geschichte jener Tage hat Friedrich Kapp meisterhaft in seiner „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika“ dargestellt. Wie ein Augenzeuge erzählt, fand man die Gegner am Abend nach der Schlacht von Oriskany die Hand des einen in dem Haar des andern, die Rechte noch nach dem Messer greifend, mit welchem der Obenliegende die Brust des Untenliegenden durchbohrt hatte. Nicolaus Herdheimer kämpfte in den vorder-

sten Reihen und erhielt gegen Mittag einen Schuß, sechs Zoll unter dem Knie, der seinen Fuß zerschmetterte und sein Pferd tödete. Er ließ seinen Sattel an die Seite eines alten Baumstammes tragen und gab, an diesen gelehnt, seine weiteren Befehle. Seiner Umgebung, welche ihn auf die Gefahr aufmerksam machte und ihm eine geschütztere Stellung empfahl, erwiderte er: „ich will dem Feind in's Angesicht sehen“; und ruhig fuhr er mit der Erheilung seiner Befehle fort. Mitten im heftigsten Feuer langte er Stahl und Schwamm aus der Tasche und brannte sich seine Pfeife an. Diese Scene ist in dem aus einer ältern Zeit stammenden Gedicht, „Die Schlacht von Oriskany“ betitelt, geschildert. Unsere talentvolle Landsmännin Gertrud Bloede hat dasselbe in's Deutsche übertragen (s. Anhang). Auch Johann Christian Schell, der sich in seinem Blockhouse mit seiner Frau und sechs Söhnen gegen 64 Engländer und Indianer tapfer wehrte, ist in ähnlicher Weise besiegt worden.

Aus der Revolutionsperiode stammt auch das alte Nationallied der Amerikaner, der „Yankee Doodle“ (s. Anhang), als dessen Verfasser der um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebende Dr. Scheburg genannt wird. In der mannichfach erregten Zeit nach der Erringung der Unabhängigkeit, etwa um's Jahr 1798, entstand ein anderer amerikanischer Nationalgesang: „Hail Columbia, happy land“, der ursprünglich dazu bestimmt war, die wilderregten Leidenschaften des Tages zu befriedigen. Es kam nämlich, so wird berichtet, eines Tages ein junger Sänger zu dem Advocaten Joseph Hopkinson, einem Sohne des obenerwähnten Francis Hopkinson, und bat denselben, ihm für seine nächste Benefizvorstellung im Theater zu Philadelphia ein patriotisches Lied zu dichten, und zwar nach der damals sehr beliebten Weise des Präsidentenmarsches. „Das ganze Land“, schreibt Hopkinson in dieser Beziehung, „war in zwei feindliche Parteien gespalten; die eine für Frankreich, die andere für England; niemals zuvor sind die Wogen der Leidenschaft und Parteidämmung so hoch gegangen. Meine Absicht war darauf gerichtet, einen amerikanisch-patriotischen Geist zu erregen, unabhängig von den Interessen und Zielen der einander bekämpfenden Parteien. Unsere Aufgabe war es, vor allen Dingen dafür zu führen, darauf zu achten, daß unsere eigene Ehre und die Rechte Amerikas rein

und unangetastet bleiben. Nicht die geringste Anspielung auf Frankreich und England ist in dem Liede enthalten.“ Das vortreffliche, echt amerikanische Lied wurde von beiden genannten Parteien mit Begeisterung aufgenommen; es erschallt heute noch, wie zu jenen Tagen, wann und wo immer patriotisch gesinnte Bürger der amerikanischen Union sich zusammenfinden. Namentlich wurde es, wie das später gedichtete Lied „The Star-spangled Banner“, zur Zeit des Secessionskrieges von den Vertheidigern der Union gesungen. Soviel bekannt, hat Joseph Hopkins kein anderes Lied gedichtet, wenigstens keins, welches dem „Heil dir, Columbia“ gleichkäme.

A n h a n g.

Yankee Doodle.

A Yankee boy is trim and tall,
And never over fat, Sir;
At dance and frolic, hop and ball
As nimble as a rat, Sir.
Yankee doodle guard your coast,
Yankee doodle dandy;
Fear not then, nor threat nor boast,
Yankee doodle dandy.

He's always out on training day,
Commencement or Election;
At truck and trade he knows the way
Of thriving to perfection.
Yankee doodle etc.

His door is always open found,
His cider of the best, Sir,
His board with pumpkin pie is crown'd,
And welcome every guest, Sir,
Yankee doodle etc.

Tho' rough and little is his farm,
That little is his own, Sir,
His heart is strong, his heart is warm,
'Tis truth and honor's throne, Sir.
Yankee doodle etc.

His Country is his pride and boast
He 'll ever prove true blue, Sir,
When call'd upon to give his toast.
'Tis „Yankee doodle doo“, Sir.
Yankee doodle guard your coast,
Yankee doodle dandy ;
Fear not then, nor threat nor boast,
Yankee doodle dandy.

Die Schlacht von Oriskany.

(Ins Deutsche übersetzt von Marie Bloede.)

<p>When through dense woods primeval bower'd</p> <p>A perfect hail of bullets shower'd, Where bold Thayendanega tower'd — Good old Harkeimer prov'd no coward, Commanding at Oriskany.</p>	<p>Als durch des Urwalds laub'gen Gang Einst prasselnd Kugelregen drang —</p> <p>Wo Thayendanega's Ruhm erlangt, Da ward auch Harkeimer nicht bang', Dem Führer von Oriskany.</p>
--	---

True to his Teuton lineage,
Foremost amidst the battle's rage,
As bold in fight, in council sage
Most glorious as he quit the stage
Of life, by the Oriskany.

Treu dem teutonisch-edlen Blut
Voran in des Gefechtes Wuth,
Im Rath'e klug, im Kampf voll Muuh
Und ruhmreich, da er endlich ruht
 Bom Streite bei Orislawy.

Altho' he felt the mortal wound,
Though fell in swathes his soldiers
 round,
Propp'd 'gainst his saddle, on the
 ground,
He calmly smok'd, gave counsel
 sound,

Er fäßt getroffen, todeswund,
Ein Heer von Todten um ihn rund,
Im Sattel aufgesättigt am Grund,
Gab rauchend Rath, der ferngefunden,
Im Kriegssturm von Drislany.

'Mid war-whirl at Oriskany.

War never fiercer sight has seen
Than when Sir Johnson's cohort green
Charg'd on the Mohawk Rangers keen:
The sole such strife Almanza*) 'd been
As that on the Oriskany.
Nie schlug ein Heer so grimmig d'rein,
Als da Sir Johnson's grüne Reih'n
Wild drangen auf die Mohawks ein!
Es fann Almanza's Streit allein
Sich messen mit Oriskany.

^{*)} Die Schlacht von Almanza, auf die hier Bezug genommen wird, fand 1707 zwischen den Truppen Ludwigs XIV. unter dem grausamen Herzog von Berwick gegen die Camisarden unter Jean Cavalier statt.

New-York's bold yeomen, Watts at New-Yorker Landvölk zieht ins Feld
 head, Von Watts geführt und dicht gesellt,
 Breasted meet foes — New-Yorkers Dort Brust an Brust zum Kampf ge-
 bred, stellt,
 There, eye to eye, they fought, stabb'd, Manch ein New-Yorker blutend fällt
 bled, Im Verhau von Oriskany.
 Bosom to bosom strove, fell dead
 In ambush of Oriskany.

Alone can Berwick's shudder tell,
 What fury rul'd that moment fell
 When Frenchman's steel hiss'd
 Frenchman's knell:

Horrent made the sole parallel
 To the battle of Oriskany.

Teeth with like frantic fury set,
 There Frank died on Frank's bayonet—
 Here neighbor death from neighbor
 met —
 With kindred blood both fields were
 wet,
 Almanza and Oriskany.

And ceas'd the storm whose rage had
 vied
 With ruthless shock of fratricide,
 There lay the Mohawk Valley's pride
 Just as they fought, stark, side by side,
 Along the red Oriskany.

Though neither force could triumph
 claim
 In war's dread, dazzling, desp'rare
 game,
 Enkindled there, the smould'ring flame
 Of freedom blaz'd, to make thy name
 All glorious, Oriskany.

Nur Berwid's Schauder sagt es klar,
 Wie graus der Tag des Schreckens war,
 Der Franzmann schlug die eig'ne

Schaar,

Horrent nur bot ein Gleicher bar
 Wie die Schlacht von Oriskany.

Hier Zahn um Zahn, gleich zornent-
 brannit,
 Der Franzmann starb durch fräul'sche
 Hand,
 Der Nachbar fiel, wo Nachbar stand,
 Und Bruderblut durchnäßt den Sand,
 Almanza und Oriskany.

Und als des Sturmes Toben ruht,
 Der Brudermord entschäf mit Wuth,
 Lag Mohawk Thales Stolz im Blut,
 Dicht, wie sie fochten, stark und gut,
 Längs dem rothen Oriskany.

Ob Keinem ward des Sieges Ziel
 Im wirren Kampfes Schauerpiel,
 Der Freiheit Flamme, die verfiel,
 Erstand und machte ruhmreich viel
 Den Namen von Oriskany.

Drittes Capitel.

Die Literaturperiode der Vereinigten Staaten.

Den Uebergang von der zweiten zur dritten Literaturperiode der Amerikaner, von der Revolutionszeit in die Zeit der Vereinigten Staaten, bildet der Novellen- und Romanschriftsteller Charles Brockden Brown. Der Roman und die Novelle sind, wie Rudolf Gottschall sagt, eine poetische Misch- und Grenzgattung, bei welcher die idealen Bestimmungen ins Schwanken gerathen, der aber die Grundregeln der epischen Poesie mit den nöthigen Modificationen und Licenzen doch als ästhetischer Codex zu Grunde liegen. Schon aus diesem Grunde wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir bei unseren Bemerkungen über amerikanische Poesie die Novellen- und Romanliteratur der Vereinigten Staaten nicht ganz außer Acht lassen, abgesehen davon, daß die Amerikaner gerade auf diesem Gebiete, trotz der gegentheiligen Bemerkungen von Friedrich Spielhagen, dessen Urtheil wir im Uebrigen in dieser Frage nicht gering schätzen wollen, in mancher Hinsicht recht Tüchtiges, ja Originelles geleistet haben. Bemerkenswerth ist indeß, daß die poetischen Productionen Brown's wenig oder gar keine Verbindung mit den staatlichen Begebenheiten und socialen Zuständen seines Vaterlandes haben, sondern voll sind von barocken Phantasiebildern, von Geisterspuk und andern Wunderlichkeiten, ganz nach der Manier von Gallot und Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Seine Lebensweise ist auch die eines von der großen Welt ziemlich zurückgezogenen Schriftstellers gewesen, in seinem Benehmen war er eifig, verlegen und unpraktisch, in zahlreicher Gesellschaft fand man ihn nicht selten tief in Gedanken versunken. „Die Schilderung des Arthur Mervyn, in dem Roman gleichen

Toehn, Amerik. Poesie.

Namens", sagt Brown's Biograph Dunlap, „kann auf Brown selbst angewandt werden. Sein Leben war mehr eine Reihe von Gedanken als von Ereignissen. Ueber das unausgesetzte Nachdenken hat er bei nahe den Gebrauch seiner Sinne verloren.“

Charles Brockden Brown, dessen Vorfahren mit William Penn nach Amerika kamen, entstammte einer würdigen Quäkersfamilie und wurde am 17. Januar 1771 in Philadelphia, der Stadt der Brudersliebe, geboren. Von Jugend auf schwächlich, liebte er nicht, sich mit seinen Altersgenossen in Wald und Feld umherzutummeln und an muntern Knabenspielen zu ergötzen, sondern fiel allgemein durch einträumisches Wesen und eine große Berstreichtheit auf. Dem Wunsche seiner Familie nachgebend, widmete er sich eine Zeit lang der Jurisprudenz. Da indessen dies Studium für ihn durchaus nichts Anlockendes hatte, so folgte er bald seinen Neigungen und wandte sich der Schriftstellerei zu. Mangel an Glücksgütern zwang ihn, nach den verschiedensten Seiten hin literarisch thätig zu sein: er schrieb politische Essays, verfasste für Tagesblätter Correspondenzen und Leitartikel, übersetzte Volney's „Tableau du climat et du sol des États-Unis d'Amérique“, machte selbst Reisen nach verschiedenen Staaten seines Vaterlandes, hielt gelegentlich eine öffentliche Rede und gab ein „Lehrbuch der Geographie“ und eine „Abhandlung über Architektur“ heraus. Diese unermüdliche und vielseitige Thätigkeit hinderte ihn nicht, ein guter Familienvater und ein umsichtiger Erzieher seiner Kinder zu sein. Er war sanftmütig und ohne Falsch, und genoss die Liebe und Achtung von allen, die ihn näher kannten. Er erreichte kein hohes Alter, sondern starb kaum 40 Jahre alt im Jahre 1810, niedergedrückt von Krankheit und Sorgen um die Zukunft seiner Familie.

Von Brown's Romanen und Novellen verdienen hier genannt zu werden: „Wieland oder Umnwandlung der Seele“ (Transformation), „Ormond“ oder „The Secret Witness“, „Ergard Huntley“, „Jane Talbot“ und „Clara Howard“. In fast allen diesen Schriften herrscht jene phantastische, Spuk und Gespenster liebende Richtung, die nur zu häufig zu grauenhaften Ausartungen führt. Der Verfasser gefällt sich darin, wie K. Brunnemann mit Recht sagt, „die Phänomene des Gewissens zu analysiren, die menschliche Natur mystischen und außer-

gewöhnlichen Einflüssen auszusetzen und oft ganz überraschende Consequenzen daraus zu ziehen.“ In mancher Beziehung dürfte er als ein Vorläufer von Edgar Allan Poe angesehen werden können. Seine Helden und Heldeninnen sind fast durchweg reizbare, magischen Gewalten unterworfen Personen, und als Motive der entscheidenden Handlungen benutzt er epidemische Krankheiten, wie z. B. das gelbe Fieber (in „Arthur Mervyn“), Somnambulismus (in „Edgar Huntley“), wunderbare, überraschende Begegnungen, Bauchrednekünste und dergleichen sonderbare Dinge. Die Constantia in seinem „Ormond“ kann als Vorläuferin von Longfellow's „Evangeline“ angesehen werden, während der Roman „Edgar Huntley“, in welchem Bruchstücke seiner ersten, aber nicht veröffentlichten Novelle „Sky-Walk“ verarbeitet sind, als ein Vorbild des bald darauf von Cooper weiter ausgebildeten Indianerromans gelten darf. Die in „Wieland oder Umwandlung der Seele“ behandelte Geschichte ist ein Gegenstück zu der von Johannes Scherr aktenmäßig geschilderten, durch religiösen Fanatismus hervorgerufenen Schauerthat zu Wildisbuch im Canton Zürich im Jahre 1823. Wieland ist nämlich ein zur religiösen Selbstbeschauung stark hinneigender, puritanischer Farmer, dessen krankhafter Frömmigkeitszumut durch einen Freund vermöge einer großen Fertigkeit im Bauchreden zu einer grauenhaften Unthat hingerissen wird. Wieland glaubt sich durch eine göttliche Stimme aufgesordert, auf alle irdischen Neigungen, die nur im geringsten an Selbstsucht grenzen, Verzicht leisten zu müssen, und ermordet schließlich, indem er sich dadurch seines theuersten Besitzes auf Erden entäussert, sein geliebtes Weib und seine Kinder. Er hat in der Stunde, wo er zur Ausführung der Greuelthat schreitet, einen furchtbaren Seelenkampf durchzumachen, aber sein religiöser Fanatismus und der immer von neuem angeregte Wahnsinn, nur so seine Pflicht gegen Gott zu erfüllen und alle Selbstsucht in sich zu extödten, überwinden die Liebe zu den Seinigen und lassen ihn den Mord begehen. Nachdem derselbe geschehen, ruft der Unglückliche aus: „Ich danke dir, Vater im Himmel, für deine Güte, daß du von mir kein geringeres Opfer verlangtest als dies, und daß du mir Gelegenheit gabst, meine demuthige Unterwerfung unter deinen Willen zu beweisen. Nichts behielt ich für mich zurück, was dein heiliger Wille begehrte. Jetzt kann ich getrost und festen Blickes meinen

Lohn verlangen, da ich dir den größten Schatz meiner Seele abgetreten habe!" Selbstverständlich verfällt der nach himmlischem Lohne sich sehnde unselige Fanatiker der Gewalt des weltlichen Richters. Er wird zur Erkenntniß seiner gräßlichen Verirrung gebracht, bereut das begangene Verbrechen und macht durch Selbstmord seinem Dasein ein Ende.

Brown's Werke, die fast sämmtlich auch in England im Druck erschienen und dort theilweise großen Beifall fanden, verrathen eine gewisse Tiefe der Conception und ein beachtenswerthes Talent in der Anlage, es fehlt ihnen aber die künstlerische Ausführung, und, wie man zu sagen pflegt, die letzte Feile. Sein Stil ist nicht glänzend, aber im Durchschnitt glatt und fließend. „Der Pionnier des amerikanischen Romans“, wie man Brown genannt hat, war nicht ohne die Gabe, durch eine scharfe Analyse der Seelenzustände und durch die Erfindung interessanter Conflicte in hohem Grade bei dem Leser die Empfindungen von Furcht und Mitleid zu erregen, dennoch trifft viele seiner literarischen Schöpfungen, abgesehen von der frankhaften Tendenz derselben, der Vorwurf der Nichtvollendung, der Unreife. Letzteres gilt namentlich von „Jane Talbot“ und „Clara Howard“.

Nächst Charles Brockden Brown ist hier Robert Montgomery Bird zu nennen. Bird wurde im Jahre 1803 zu Newcastle im Staate Delaware geboren und studirte Medicin. Sein Fachstudium hinderte ihn aber nicht, sich mit Eifer literarischen Arbeiten hinzugeben. So dichtete er zunächst Dramen, z. B. „The Gladiator“, „Oraloosa“ und „The Broker of Bogota“, Stücke, die längere Zeit mit Beifall aufgenommen wurden. Später, um's Jahr 1834, schrieb er auch Romane, die nicht ohne Werth sind. Ueber seinen Roman „Calavar, or the Knight of the Conquest“, der in historischer Beziehung sehr beachtenswerth ist, äußert sich W. H. Prescott u. A. also: „Der Autor hat mit großem Fleiße die Sitten, Gebräuche und militärischen Gewohnheiten der Mexikaner zur Zeit des Cortez (1520) studirt und sie mit den glänzenden Farben dichterischer Phantasie angiehend und kunstvoll wiedergegeben. Er ist ebenso glücklich in der Schilderung landschaftlicher Bilder, als er es versteht, die alten spanischen Cavaliere und deren Sprache und Sitten darzustellen.“ Eine Fortsetzung des Romans

„Calavar“, aber in gewisser Beziehung auch selbstständig, ist „The Infidel, or the Fall of Mexico“. Der im Jahre 1835 verfaßte Roman „The Hawks of Hawk-Hollow“ behandelt eine pennsylvanische Sage und wurde 1840 unter dem Titel: „Die Falken aus der Falkenhöhle“ in's Deutsche übertragen. Andere beachtenswerthe Erzählungen, welche zum Theil an Volks sagen anknüpfen, sind „Sheppard Lee“ (1836) und „The Nick of the Woods“ oder „The Jibbenainosay“ (1837). Das letzgenannte Buch erlebte noch 1872 eine neue Auflage und ist unter dem Titel „Der Waldteufel“ ebenfalls in's Deutsche übersetzt worden. Es werden darin die erbitterten und blutigen Kämpfe, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Kentucky zwischen den weißen Ansiedlern und den Indianern stattfanden, geschildert. Bird zeichnet aber die Rothäute nicht in der idealen Weise, wie Cooper, sondern so, wie sie wirklich sind oder vielmehr vor achtzig Jahren waren. Eine Sammlung seiner zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Blättern abgedruckten Aufsätze erschien 1838 unter dem Titel „Peter Pilgrim“ oder „A Rambler's Recollections“. Die letzte seiner Novellen: „The Adventures of Robin Day“ wurde 1839 veröffentlicht. Nachdem Bird, dessen reiche Phantasie von gründlicher, wissenschaftlicher Bildung getragen wurde, längere Zeit ein ganz zurückgezogenes Leben in seiner Geburtsstadt geführt hatte, übernahm er im Verein mit Morton Mac Michael im Jahre 1847 die Herausgabe des „North American“ und der „United States Gazette“. Er starb, geachtet und geehrt von Allen, die ihn kannten, im Januar 1854.

Mehr noch, als es durch Brown und Bird geschehen, eroberten sich der amerikanische Roman und die transatlantische Novellistik mit Washington Irving und James Fenimore Cooper Anerkennung und Beifall in Europa, wenngleich beide Schriftsteller sich von den englischen Vorbildern noch nicht ganz emancipiren konnten. In ihnen zeigt sich jedoch schon die den Amerikanern angeborene Reiselust und das Talent, die erlebten Reiseergebnisse und im Auslande erworbenen Geistesgeschäze literarisch zu verwerten und zum Gemeingut des amerikanischen Volkes zu machen.

Washington Irving wurde am 6. (nach Anderen am 3.) April 1783 zu New-York geboren, wo sein Vater ein angesehenes und blühendes Kaufmannsgeschäft besaß. Irving's Vater stammte von

Shapinsay, einer der Orkney-Inseln, aus einer hochachtbaren Familie, die zwar in ihren Vermögensverhältnissen etwas zurückgekommen war, aber sich noch immer mit Stolz daran erinnerte, daß einer ihrer Ahnen, William de Irwyn, Kampfgenosse und Freund von Robert Bruce gewesen. Washington's Vater, William Irving, war ursprünglich ein Seemann gewesen, ging jedoch, nachdem er seine Frau, eine geborene Sarah Sanders aus Falmouth in England, geheirathet hatte, im Jahre 1763 nach Amerika und gründete daselbst, wie gesagt, ein Kaufmannsgeschäft. Er hatte während des Unabhängigkeitskrieges manche Unglücksfälle zu erleiden, fand aber in seiner Frau stets eine starke Stütze und wußte in den Friedensjahren die während des Krieges erlittenen Schläge wieder zu heilen.

Wie Charles Dudley Warner, der kürzlich eine neue Ausgabe von Irving's gesammelten Schriften besorgte und mit einer wertvollen biographischen und kritischen Einleitung versah, bemerkt, erbte Washington Irving, das jüngste von elf Kindern und der achte Sohn seiner Eltern, von seiner Mutter den humoristischen Sinn und die Liebe zur Gesellschaft und zum Bücherlesen. Bevor er siebzehn Jahre alt war, zeigte seine Gesundheit Anzeichen von Schwindsucht, so daß er längere Zeit ein Jagd- und Wanderleben in den nördlichen Gegenenden des Staates New-York führte. Er widmete sich darauf kurze Zeit dem Studium der Rechte, bereiste aber, da seine Gesundheit noch immer nicht die kräftigste war, zu Anfang dieses Jahrhunderts Frankreich und Italien und kehrte, an Leib und Seele gestärkt, nach Amerika zurück. Da ihn weder die Jurisprudenz, noch das kaufmännische Thun und Treiben besonders anzuziehen vermochten, so hatte er sich schon vor seiner ersten europäischen Reise mit behaglicher Muße literarischen Arbeiten zugewandt, in denen er sich durch die humoristisch-satirisch gehaltenen „Letters of Jonathan Oldstyle“ mit Glück versuchte. Beim Ausbruche des Krieges mit England im Jahre 1812 trat Irving freiwillig in die Armee, beteiligte sich aber nach hergestelltem Frieden an den kaufmännischen Speculationen seiner Brüder, wodurch seine Uebersiedelung nach England nothwendig wurde. Allein das Schicksal hatte ihn zu keinem Kaufmann bestimmt. Er verlor in kurzer Zeit sein ganzes Vermögen und sah sich nun (1815) durch die Noth gezwungen, mit aller Kraft schriftstellerischen Arbeiten

obzuliegen. Er bereiste verschiedene Länder Europas, hielt sich in den Jahren 1822 und 1823 längere Zeit am Rhein, in Dresden und in Prag auf, ging 1824 nach England und im darauffolgenden Jahre, nach einem kurzen Besuch von Südfrankreich, nach Spanien, wohin ihn der damalige Gesandte der Vereinigten Staaten, Alexander H. Everett, in freundlichster Weise eingeladen hatte. In Spanien verweilte er vier Jahre, durchforschte Handschriften und Bücher, die sich auf die Entdeckung von Amerika bezogen, und erwarb sich eine ziemlich genaue Kenntniß der Literatur, der Sitten und Gebräuche dieses Landes, wie dies aus verschiedenen seiner Schriften deutlich hervorgeht. Im Jahre 1829 nahm Irving die Stelle eines Legationssecretärs bei der amerikanischen Gesandtschaft in London an, weshalb er das ihm so lieb gewordene Spanien verlassen mußte und nach England zurückkehrte. Hier wurden ihm verschiedene Auszeichnungen zuteil; unter andern erhielt er vom Könige Georg IV. als Anerkennung für seine historischen Forschungen die große goldene Medaille für historische Wissenschaft, und von der Universität Oxford den Doctortitel. Während der drei Jahre seiner diplomatischen Stellung in England besuchte Irving wiederholt Abbotsford und Newstead Abbey, die Familiensitze Walter Scott's und Lord Byron's; die Eindrücke, welche er hier empfing, hat er, wie sonstige Erinnerungen an England, in seinen „Miscellanies“ in anziehender Form wiedergegeben. Nach siebzehnjähriger Abwesenheit kehrte er im Jahre 1832 nach Amerika zurück, wo er theils in Washington City, theils auf seiner schönen Besitzung Sunnyside am Hudsonfluß in der Nähe von Sleepy Hollow lebte, theils weite Reisen in die fern gelegenen westlichen Gebiete der Union machte. Seine Vorliebe für Spanien bestimmte ihn, den ihm im Jahre 1841 angetragenen Gesandtschafts- posten in Madrid anzunehmen. Kurz vor seiner Abreise nach Europa hatte er das Vergnügen, mit Dickens, dem er in literarischer Beziehung vielfach ähnlich ist, in dem Salon des Präsidenten der Vereinigten Staaten zusammenzutreffen. Selbstverständlich widmete Irving, soweit es seine Amtsgeschäfte zuließen, sich wissenschaftlichen Studien, als deren Früchte die 1849 und 1850 erschienenen Biographien von Mohammed und dessen Nachfolgern, nach arabischen Quellen bearbeitet, anzusehen sind. Da ihm durch eine unerwartete Erbschaft 1843 ein bedeutendes

Bermögen zugefallen war, gab er 1846 seine gesandtschaftliche Stellung in Madrid auf und kehrte in die Heimath zurück, doch nicht um in behaglicher Muße auf seinen Vorbeeren auszuruhen. Er studirte eifrig in seinen angefangenen Arbeiten fort und legte die Feder nicht eher bei Seite, als bis er die fünfbändige Biographie George Washington's beendigt hatte. Die Vollendung dieses Werkes bildete auch den würdigen Abschluß seines Lebens; er starb, als Mensch und als Schriftsteller in beiden Hemisphären hochgeachtet, am 28. November 1859. Washington Irving war niemals verheirathet; er bewahrte bis an sein Ende seiner ersten Liebe, Mathilde Hoffman, der zweiten Tochter des Richters Josiah Ogden Hoffman, die als seine Braut frühzeitig dahingeschieden war, das treueste Andenken. Wie Charles Dudley Warner berichtet, fand man nach seinem Tode in einem Kästchen, dessen Schlüssel er stets bei sich trug, ein schönes Miniaturbild mit einer Haarlocke und einem kleinen Papierstreifen, worauf er mit eigener Hand den Namen „Mathilde Hoffman“ geschrieben hatte. Er bewahrte auch sein ganzes Leben hindurch mit großer Sorgfalt die Bibel und das Gebetbuch seiner Verlobten.

Wir können nun Washington Irving zwar nicht mit Anton Schönbach der Zeit nach als den ersten Humoristen Amerikas bezeichnen, wohl aber möchten wir, dem Range nach, ihm keinen seiner Landsleute vorstellen. Sein humoristisches Talent offenbarte sich schon in seinen frühesten Arbeiten, trat aber in glänzendster Weise in der Beschreibung seiner Vaterstadt New-York, die bekanntlich von Holländern gegründet wurde und zuerst den Namen „Neu-Amsterdam“ trug, hervor. Dieses Werk, welches unter dem Titel „History of New-York by Diedrich Knickerbocker“ im Jahre 1809 erschien, schildert mit großer Originalität und köstlichem Humor die Gründung der jetzigen Handelsmetropole durch holländische Colonisten. Der Verfasser verstand es, nicht nur die Sitten und die Lebensweise der alten Gründer mit großer Treue wiederzugeben; er gebrauchte auch so geschickt den Chronistenstil, daß man längere Zeit an die Echtheit der Angaben Knickerbocker's glaubte. Treffend läßt sich Schönbach über das Buch also vernehmen: „Die Schwerfälligkeit, die Pedanterie und das langsam systematische Wesen, dann wieder die porzellanene Reinlichkeit und Nettigkeit der altholländischen Colonisten, ihre zierlichen Häuschen und Gärten, der sicher auf-

blühende Wohlstand contrastiren in fröhlicher Weise mit der romantisch-großartigen Schönheit der Ufer des Hudson und nehmen auf diesem üppigen, tiefgrünen Hintergrunde sich reizend aus.“ Walter Scott schreibt an einen Freund in Amerika also: „Ich bitte Sie, meinen besten Dank entgegenzunehmen für die angenehme Unterhaltung, die mir die Lektüre der außerordentlich scherhaften Geschichte der Stadt New-York gewährt hat. Ich bedauere nur, daß mir als Fremden, der nicht bewandert ist in dem amerikanischen Parteiwesen und politischen Treiben, vieles von den versteckten Anspielungen darin wahrscheinlich entgangen sein wird, aber ich zögere nicht, offen zu erklären, daß mir, wenn ich auch nur den einfachen klaren Sinn in's Auge fasse, nichts in unserer Literatur bekannt ist, was dem Stile von Dean Swift so nahe käme, wie die Annalen von Diedrich Knickerbocker. Ich habe ein paar Abende darauf verwendet, sie meiner Frau und einigen Damen unserer Bekanntschaft vorzulesen; uns thaten die Seiten weh vor Lachen. Und wiederum finde ich darin Stellen, die mich vollkommen an Sterne erinnern.“ Wir haben diesen Urtheilen von Schönbach und Scott nichts hinzuzufügen. Wenn es aber erklärt ist, daß Ausländern nicht alle Partien des Buches wegen der darin enthaltenen localen Anspielungen vollkommen verständlich sind, so war die Wirkung auf die Amerikaner desto durchschlagender; wie es in Amerika bei bedeutenden literarischen Erscheinungen häufig der Fall ist, wurde die Bezeichnung „Knickerbocker“ auf die verschiedensten Dinge angewandt; so trägt z. B. eine vielgelesene Zeitschrift noch jetzt diesen Namen. Eine glückliche Nachahmung des von Joseph Addison und Richard Steele im Anfange des 18. Jahrhunderts herausgegebenen „Spectator“ war die von Irving im Verein mit James K. Paulding geleitete Satirische Zeitschrift „Salmagundi“, die ebenfalls vorzugsweise newyorker Zustände und Verhältnisse in den Kreis ihrer Besprechung zog. Wie er diese Zeitschrift, die allerdings schon mit dem zweiten Bande wieder einging, da der Verleger kein Honorar zahlen wollte, unter dem Namen Launcelot Longstaff herausgab, so ließ er auch noch 1815 eine interessante Sammlung von kleineren Aufsätze in dem „Sketchbook“ unter dem Pseudonym Geoffrey Crayon erscheinen. Die Aufsätze sind sehr verschiedener Natur und verrathen theils einen englischen, theils einen amerikanischen Ursprung. Zu der

leßtern Art gehören die Legende von „Sleepy Hollow“ und „Rip van Winkle“. Die Erzählung von der ebenen genannten Legende spielt in Tarry Town am Tappanzeé, wo sich ein Schulmeister, Ichabod Crane aus Connecticut, um Gertrud van Tassel, eines reichen Farmers liebreizende Tochter, bewirbt. Da der Schulmeister aber mehr durch das Geld und den wohlbesetzten Tisch, den er im Hause seines erhofften Schwiegervaters zu finden gewohnt ist, angezogen wird, als durch die Liebreize der Tochter, so gelingt es Brown Bones, einem begünstigtern Bewerber Gertrud's, den schmarotzenden Ichabod durch eine harmlose List aus dem Felde zu schlagen, indem er die Sage von dem hessischen Reiter ohne Kopf dazu benutzt, den ebenso furchtsamen wie gierigen Gegner so in Angst und Schrecken zu versetzen, daß dieser das Dorf verläßt und damit seine Bewerbung ganz aufgibt. So anmuthig nun auch diese Erzählung ist, so ist sie doch lange nicht so in alle Kreise des amerikanischen Volkes eingedrungen, wie die Geschichte von Rip van Winkle. Rip van Winkle lebte in einer kleinen holländischen Ortschaft am Fuße der im Staate Neu-York liegenden Catskillberge. Er ist ein friedliebender, gutherziger Mann, der stets gern bereit ist, seinem Nächsten zu helfen, wenn es auch große Mühe und Anstrengung kostet. Nur mit seiner Frau steht er nicht auf gutem Fuße, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er sein eigenes Anwesen ganz und gar vernachlässigt. So unermüdet er seinen Nachbarn beisteht, so wenig sorgt er für sein eigenes Haus und seine Familie. Da er wegen dieser sonderbaren Eigenthümlichkeit häufig von seiner Ehefrau Tadel und bittere Vorwürfe erhält, so treibt er sich gern außerhalb des Hauses umher, läßt Gut und Garten verfallen und zieht auf die Jagd und den Fischfang aus. Nach einer aufregendeh Scene mit seiner Gattin geht er an einem schönen Herbsttage, mit der Vogelflinke bewaffnet und begleitet von seinem treuen Hunde Wolf, in die Catskillberge. Durch langes Umherstreifen ermüdet, will er sich gerade auf einem weichen Rasenplatz ausruhen, als er einen Mann in altholländischer Kleidung erblickt, der, ein schweres Faß auf dem Rücken tragend, mühsam eine steile Anhöhe hinaufklettert. Wie immer, ist van Winkle auch diesmal gern bereit, dem Fremden zu helfen, der ihn in eine Gesellschaft von Kegelschiebenden Holländern führt. Die Kegelschieber sind aber ernst und schweigsam

und kümmern sich wenig um ihn; dafür entschädigt sich van Winkle durch fleißiges Trinken, bis er endlich vom Schlaf besessen wird. Als er wieder erwacht, ist er selbst und alles um ihn her ganz verändert; seine Knie sind schwach und seine Füße vermögen ihn kaum zu tragen, sein Bart ist ellenlang geworden, seine Flinte voll Rost und ihr Schaft ganz wurmstichig. Sein Hund ist nicht mehr da. Mit Mühe kehrt er ins Dorf zurück; doch da wird er von niemandem erkannt; auch er erkennt niemand wieder und wird von den Kindern auf der Straße verhöhnt. Sein Haus findet er in Trümmern, von den Seinigen keine Spur; da endlich erfährt er, daß er 20 lange Jahre in den Catskillbergen geschlafen hat. Sein Vaterland, das er als eine englische Provinz verließ, ist unterdess eine freie Republik geworden.

Diese so einfache Geschichte hat auf die Amerikaner einen unsagbaren Reiz ausgeübt; man erzählt sie im Salon und in der Blockhütte; Rip van Winkle ist eine historische Figur geworden und wird von Volksrednern und Journalisten bei Anspielungen der verschiedensten Art bis auf den heutigen Tag vielfach benutzt. Im übrigen dürfte es bekannt sein, daß auch in manchen Gegenden Deutschlands die Sage von dem Manne „ohne Kopf“ und dem, der seine Zeit in einsamer Berggegend verschlief, verbreitet ist.

In „Bracebridge Hall“, einer Reihe von Skizzen, die Irving in Paris schrieb, schildert er Zustände und Sitten aus dem englischen Leben, namentlich zur Weihnachtszeit. Über diese Erzählungen äußert sich Anton Schönbach unter anderm also: „Die Lüge, welche der Schilderung mit Boz‘ ähnlichen Arbeiten gemein sind, hat Irving nicht geborgt. Niemals ist der Komfort des englischen Landgutes, die Fröhlichkeit des Christfestes, der Genuss des harmonischen Familienlebens so herzerquickend beschrieben worden wie hier von dem Amerikaner. Selbst die reizenden kleinen Erzählungen von Boz scheinen blaß in den Farben, gegen Irving gehalten.“ Dieses Lob Schönbach’s ist kaum übertrieben; denn „Bracebridge Hall“ bestand, wie es zuerst veröffentlicht wurde, aus fünf verschiedenen Stücken, die einen reizenden Idyllenkranz bildeten und in geistvoller Auffassung und feiner Zeichnung des englischen Lebens nahezu unübertroffen dastehen. Seine „Tales of a Traveller“, die bald nachher erschienen, enthalten in novellistischer Darstellung die Ein-

drücke und Erfahrungen, welche er auf seinen Reisen in Deutschland und Italien gesammelt hatte. In der „Alhambra“ und der „Eroberung von Granada“ tritt uns dagegen der begeisterte Freund der spanisch-maurischen Romantik entgegen.

Zur Vergrößerung von Irving's Popularität in Amerika trugen aber wesentlich die Schriften bei, welche er nach seiner Rückkehr von England verfaßte und in denen er in belehrender und zugleich unterhalter Weise amerikanische Gegenden und amerikanische Zustände schilderte. Hierher gehören z. B.: „A tour on the Prairies“, „Astoria“ oder „Anekdotes of an Entreprise beyond the Rocky Mountains“ und „Adventures of Captain Bonneville in the Rocky Mountains and the Far West“. In allen diesen Schilderungen und Erzählungen schlägt Irving einen Ton an, der laut und voll in den Herzen seiner Landsleute wiederklängt; und wenn es wahr ist, daß er längere Zeit geschwankt hat, ob er sich der Literatur oder der Kunst der Malerei hingeben solle, so hätte er als Maler kaum treuer und mit frischern und lebensvolleren Farben die weiten Prairien und die schluchtenreichen, wildzerklüfteten Felsengebirge darstellen können, als ihm dies durch die Feder des Schriftstellers gelungen ist. „Der Leser glaubt sich leibhaftig auf die weite endlose Prairie versetzt“, sagt Brunnemann mit Bezug auf Irving's Schilderung des Prairienlebens, „die am fernen Horizont mit dem Himmel zu verschwinden scheint; er glaubt die athletischen Figuren der Jäger und die heiter herausgeputzten Indianer vor sich zu sehen und das muntere Getümmel im Lager beim Anbruch des Tages zu vernehmen, wenn sie sich von Neuem rüsten, den schwerfälligen Büffel und den schnellen Prairiehirsch zu verfolgen. Und diese Gemälde werden doppelt anziehend durch die eigenthümlichen Streiflichter seines eigenen reichen Humors und durch das Wohlwollen und die Sympathien, die er für alles empfindet, was er schildert. Da entgeht ihm nichts, auch nicht das Unbedeutendste. Wie gemütlich erwähnt er z. B. bei der Schilderung des Lageraufbruches den kleinen Hund, der die Manipulationen des Hufschmiedes aufmerksam mit den Augen verfolgt; und mit welcher sichtlichen Theilnahme schildert er uns die Bienenjagd und die Republik der Prairienhunde.“.

Ein näheres Eingehen auf die rein historischen Schriften Irving's

würde uns von unserer Aufgabe entfernen; wir haben es hier nur mit dem Humoristen und Novellenschreiber, nicht mit dem Historiker zu thun. Der Humor Washington Irving's ist aber von jener wohlthuenden, heitern Weise, die mehr erquickt und erfreut, als verletzt und bitter stimmt. Auch er schreibt, wenn man so sagen will, „mit dem Blute seines Herzens und dem Saft seiner Nerven“, aber jeder verstimrende Weltschmerz liegt ihm fern. Wir möchten ihn nicht, wie Johannes Scherr es thut, als „den größten Autor, welchen Amerika bis jetzt hervorgebracht“, bezeichnen, immerhin jedoch zählt er zu den Bahnbrechern der amerikanischen Literatur. Die psychologische Tiefe und poetische Zartheit mancher seiner Erzählungen und Skizzen stehen geradezu unübertroffen da, und wenn er nicht überall ein schöpferisches, originelles Talent zeigt, so ist seine Darstellungsweise und sein Stil doch durchweg so sauber und so geschmackvoll, daß man ihn zu den besten Präsailern aller Zeiten und aller Völker rechnen darf. Er schreibt klar und deutlich, aber niemals derb und nie gekünstelt. An dem Beifall, den seine Werke errungen haben, hat die Form seiner Darstellung nicht geringen Anteil. Wohl die meisten seiner Schriften sind ins Deutsche übertragen und manche derselben durch hervorragende deutsche Maler mit Illustrationen versehen.

Neben Washington Irving verdient vor allem James Fenimore Cooper genannt zu werden, der von seinen Verehrern als der „amerikanische Walter Scott“ bezeichnet zu werden pflegt. Er wurde am 15. Sept. 1789 zu Burlington am Delawarefluß im Staate New-Jersey geboren, kam in frühestter Jugend nach Otsego-County im Staate New-York, wo sein Vater am Ufer des Otsegosees sich angekauft hatte und die Stadt Cooperstown gründete, in welcher auch der Sohn in späteren Jahren gern verweilte. In seinem 13. Lebensjahre bezog er das Yale-College in New-Haven und erwarb sich daselbst gründliche Kenntnisse. Kaum 16 Jahre alt, reiste er mit dem Kapitän Johnston auf einem Kauffahrteischiffe nach England und von dort nach dem Meerbusen von Biscaya; da er am Seeleben Gefallen fand, trat er in die Marine der Vereinigten Staaten ein und diente in derselben bis zum Jahre 1810. Nachdem er den Seedienst verlassen hatte, verheirathete er sich und ließ sich, nach einem kurzen Aufenthalte in

Westchester-County, am Ufer des schönen Otsego-Sees nieder, um ungestört und sorgenfrei der Schriftstellerei zu leben. Seine Erfahrungen als Seemann und die Eindrücke, welche er in Cooperstown und Umgegend, wo zu jener Zeit die Cultur erst festen Fuß zu fassen begann, empfing, befähigten ihn in ganz besonderem Grade zu poetischen Schöpfungen, in denen das Meer und der Urwald eine Hauptrolle spielen. Im Uebrigen besuchte Cooper sehr häufig New-York, wo er mit Bryant und anderen literarisch begabten Männern verkehrte; er hielt sich auch von der Politik nicht ganz fern und trug z. B. nicht wenig zu dem glänzenden Empfange bei, der Lafayette, dem Freunde und Kampfgenossen George Washington's, im Jahre 1824 von der Regierung und dem Volke der Vereinigten Staaten in Amerika bereitet wurde. Aus Gesundheitsrücksichten ging er 1826 nach Europa, wo er England und Frankreich bereiste und einige Zeit den Consulatsposten in Lyon bekleidete. Diese Stelle gab er im Jahre 1829 auf, besuchte Deutschland und lebte, ähnlich wie Irving, kurze Zeit in Dresden. Von hier aus ging er nach der Schweiz und Italien und kehrte 1831 in sein Vaterland, für dessen Institutionen er manche Lanze in Europa eingelegt hatte, zurück. Ueberall, wohin Cooper kam, wurde er freundlich aufgenommen, da ihm sein Ruf als talentvoller Roman schreiber vorausgeilt war. In England verkehrte er in freundschaftlichster Weise mit dem Dichter Samuel Rogers und mit Walter Scott, und in Frankreich stand er mit Lafayette auf dem vertrautesten Fuße. Seine „Gleanings in Europe“ enthalten eine ausführliche Beschreibung seiner Reiseerlebnisse in Europa.

Die zahlreichen Romane Cooper's, er schrieb deren mehr als 30, sind von sehr ungleichem Werthe, obwohl sie fast in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. Seine „Lederstrumpfgeschichten“, welche Brunnemann als ein „fünfactiges Romandrama“ bezeichnet, haben ihm in der Alten und in der Neuen Welt einen unvergänglichen Ruhm erworben, obwohl der Faden, der durch diese Romane geht, ein sehr armeloser ist, da er bald nahezu verschwindet, bald ganz abreißt. Die fünf Romane, welche die erwähnten Lederstrumpfgeschichten ausmachen, heißen übrigens: „The Pioneers“, „The Last of the Mohicans“, „The Prairy“, „The Pathfinder“ und „The Deerslayer“. Cooper hat mit diesen Erzählungen und mit dem schon im Jahre 1821 erschienenen

Roman „Der Spion“ („The Spy“) den amerikanischen Roman in Europa eingeführt. Als ein echter Repräsentant seiner Nation entfaltete er vor den Augen des erstaunten Europas die wilden fremdartigen Reize des Urwaldes, der Prairie und des Indianerlebens, sowie die abenteuerlichen Seiten des amerikanischen Charakters. Im „Spion“ aber gab er ein anziehendes, nicht selten ergreifendes Gemälde aus dem Unabhängigkeitskriege, über das eine wohlthuende patriotische Wärme ausgebreitet ist.

Eine strenge Kritik weiß an den Cooper'schen Romanen mancherlei zu tadeln. Zunächst sind die von ihm zur Darstellung gebrachten Charaktere vielfach verzeichnet und ohne Consequenz durchgeführt; dem Mangel an psychologischer Feinheit und Folgerichtigkeit entspricht aber auch der leichte, lose Aufbau der Erzählung. „Feinheit des Stils, poetische Empfindsamkeit und melodramatische Spannung liegen nicht in seiner Natur.“ Vor allem sind Cooper's Frauengestalten wenig durchgebildet und geistig angeregt und anregend, es sind durchschnittlich langweilige Geschöpfe, ohne Blut und Leben; und es erscheint fast wunderbar, daß sie im Stande sind, die sich für sie interessirenden Männer zu muthigen, gefahrsvollen Thaten zu begeistern. Mit welcher geringen Sorgfalt, um nicht zu sagen Gedankenlosigkeit, der Dichter bei der Schilderung seiner Heldeninnen versährt, erheilt z. B. schon daraus, daß eine derselben beim Beginn der Erzählung mit goldblonden Haaren auftritt, am Schlusse aber Rabenlocken trägt. Kräftiger gezeichnet und etwas consequenter durchgeführt sind die Männerrollen. Hier ist vornehmlich der alte Trapper und Pfadfinder zu erwähnen, der in der That zur typischen Figur wird. Der Dialog ist oft schleppend und ermüdend, und ein Indianer erscheint als salbungsvoller Lehrer der Weisheit eher komisch, als originell. Trotz allem besitzen die Romane Cooper's eine mächtige Anziehungskraft, wie auf Europäer, so auf Amerikaner. Der Grund dieser Erscheinung ist doppelter Natur: einmal versteht es der Dichter, die von ihm erzählten Ereignisse und die von ihm geschilderten Scenerien mit großer Treue und Lebendigkeit zur Anschauung zu bringen; dann aber weiß er auch die herannahende Gefahr und die eintretende Katastrophe so wirkungsvoll darzustellen, daß der Leser unwillkürlich, von Sympathie erfaßt, zur Theilnahme an der Handlung hingerissen

wird. Und dies gilt ebenso sehr von den Romanen, die sich im Urwald oder auf den Prairien abspielen, als von denen, die auf der unsicheren Wasserwüste des Oceans ihren Verlauf haben; denn Seegemälde wie „The Red Rover“, „The Pilot“ und „The Water-Witch“, verlieren nie ihren Werth und lassen Cooper als den eigentlichen Schöpfer des modernen Seeromans gelten, mag immerhin Kapitän Marryat durch seine lustigen Midshipmangeschichten, die sämmtlich ein sentimentaliger Ausgang kennzeichnen, dem amerikanischen Dichter einen großen Theil seines Publikums weggekapt haben. Die fast peinliche Sorgfalt in der Detailzeichnung und der überwältigende Reiz bei der Schilderung der immer näher und näher kommenden Katastrophe treten uns selten deutlicher und stärker entgegen, als z. B. an jener Stelle im „Letzten der Mohikaner“, wo die Gesellschaft der Reisenden, überragt von uralten Baumriesen, langsam und Schritt vor Schritt im wilden Geestrüpp einherzieht, wo in der stillen schwülen Luft die Gefahr unheimlich lauert und das leise Knacken eines dürren Zweiges Angst und Schrecken hervorruft, denn die Indianer liegen im Hinterhalt. Da unterbricht plötzlich ein wütendes Geschrei die verderbenschwangere Ruhe, und ein mörderischer Kampf beginnt. Cooper beherrscht vollkommen und beherrscht, wie Schönbach sich etwas scharf ausdrückt, „raffiniert“ alle Mittel und Künste, welche das zögernde Herannahen und das plötzliche Losbrechen der Gefahr effectvoll schildern. Erst spannt er durch sorgfältiges Ausmalen einer düsteren Naturcene, er deutet hin auf die vielen Verstecke, die etwa die Feinde verborgen halten; dann warnt er, das Krächzen einer Krähe, der Ruf eines Uhu ertönt zu ungewöhnlicher Stunde, die bedrohlichen Zeichen mehren sich, der Leser empfindet sie gleichsam mit und wird für seine Helden und Heldeninnen von unsaglicher Sorge erfasst. Meisterbilderungen dieser Art weist auch der nächtliche Kampf mit dem Seerauberschiff im „Red Rover“ auf und die Scene bei den Booten im „Deerslayer“. Cooper besitzt aber auch die Gabe, die so vielen seiner Landsleute eigen ist, erschütternde Blut- und Nachtbilder mit komischen oder humoristischen Austritten abwechseln zu lassen. Solche Scenen prägen sich aber dem Geiste des Lesers in unauslöschlicher Weise ein, denn es waltet in ihnen wahres Gefühl und treue Naturmalerei. Wenn aber Brunnemann erzählt,

daz vor etwa vierzig Jahren Einwanderer aus Cooper's Schriften die Sitten und Gebräuche ihres amerikanischen Adoptivvaterlandes genau kennen gelernt hätten, so nimmt er damit sicherlich Dichtung für Wirklichkeit; bestimmen jedoch müssen wir ihm darin, daß Cooper, sobald er die ihm zugagenden Gebiete, Wildnis und Meer, verläßt und sich auf den Boden der Politik begibt, wie in „Homeward bound“, oder wenn er seinen Stoff der Fremde entnimmt, wie im „Bravo“ und in der „Heidenmauer“, häufig trivial und langweilig wird. Der „amerikanische Walter Scott“ ist nur groß und originell, solange er Amerikaner bleibt und amerikanische Gegenen und Zustände schildert.

Auch als Dramatiker hat sich Cooper einmal versucht in seinem „Upside down or Philosophy in petticoats“; dieses Lustspiel geiselt die politischen und socialen Auswüchse seiner Zeit, konnte aber trotz mancher darin enthaltenen witzigen und beißenden Bemerkungen keinen nennenswerthen Erfolg erringen.

Nächst Washington Irving und James Fenimore Cooper sind hier der schon früher genannte James Kirke Paulding und Pendleton Kennedy zu erwähnen. James Kirke Paulding, der einer altholländischen Familie entstammte, wurde am 22. August 1778 in dem Städtchen Pleasant Valley (nicht, wie längere Zeit angenommen wurde, zu Pawling am Hudsonflusse) im Staate New-York geboren. Da sein Vater während des Unabhängigkeitskrieges sein ganzes Vermögen verlor, so verlebte Paulding, der das jüngste Kind seiner Eltern war, eine traurige Jugendzeit. Seine ältern Geschwister mußten sich im Dienste bei fremden Leuten ihr Brot erwerben, und er selbst war hochfreut, als er durch Vermittelung eines seiner Brüder eine Stelle in einem öffentlichen Bureau in New-York erhielt. Die erste Gelegenheit, sich als Schriftsteller hervorzuthun, erhielt er, als er im Verein mit Washington Irving, dessen Bruder William eine Schwester Paulding's geheirathet hatte, im Jahre 1807 die satirische Zeitschrift „Salmagundi“ herausgab. Bekannter noch wurde er durch das sechs Jahre später verfaßte satirische Gedicht „The Lay of a Scotch Fiddle“ und die aus sechs Gesängen bestehende Burleske „Jokeby“. Der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten (1812—15) und die dabei zu Tage tretenden Streitfragen gaben Paulding Veranlassung im Jahre 1814

eine Streitschrift: „The United States and England“, zu verfassen, in welcher er mit Geschick die von C. J. Ingerjoll in der „Quarterly Review“ gegen Amerika geschleuderten Angriffe zurückwies; von noch größerer Wirkung war aber die im Jahre 1816 erschienene Satire „The Diverting History of John Bull and Brother Jonathan“, sie begründete dauernd seinen Ruhm als patriotischer Schriftsteller. Nach einem längern Aufenthalte in Virginien schrieb er im folgenden Jahre die interessanten „Letters from the South“, deren Lektüre den Präsidenten James Madison veranlaßte, Paulding zunächst im Kriegsministerium eine Anstellung zu verleihen und ihn später als Regierungsagenten für die Marine nach New-York zu senden. Um diese Zeit verfaßte er das Gedicht „Backwoodsman“, welches die Gefahren und Mühen eines im fernen Westen lebenden Auswanderers in lebhaften Farben schildert. Während der Jahre von 1823 — 32 schrieb er verschiedene Romane und Novellen, z. B. „Koningsmarke“, „Westward Ho!“ und „The Dutchman's fireside“. In der erstgenannten Erzählung behandelt er in humoristischer Weise die Geschichte der schwedischen Niederlassungen am Delaware; „Westward Ho!“ dagegen ist eine charaktervolle Schilderung des Lebens in Kentucky zur Zeit der ersten Ansiedelung dieses Staates. Die Tendenz dieses Romans besteht, wie der Verfasser selbst am Schlusse desselben sagt, erstens „in der Warnung vor jeder Art von Gefühlschwärmerie und vor der Schwäche, sich sogenannten Vorgefühlen von Unglück zu überlassen“, dann aber „in der Lehre, daß, solange noch Leben vorhanden, auch Hoffnung da ist, und daß nichts des besondern Schutzes der Vorsehung würdiger macht, als die Ausdauer in der Erfüllung aller menschlichen Pflichten gegen dieseljenigen, auf welchen die Hand des Schicksals schwer lastet“. Die Charaktere der einzelnen, im Roman vorkommenden Personen sind durchschnittlich scharf und sicher gezeichnet. Der Oberst Dangerfield ist ein echter Virginier der alten Zeit, dessen Vorfahren einst mit Kapitän John Smith nach Amerika gekommen und sich südlich von der Stadt Richmond am Jamesfluß niedergelassen hatten. In jener Gegend wohnten zu der Zeit, wo die erzählten Begebenheiten vor sich gehen, viele vornehme Familien des alten Virginien, z. B. die Randolphs, die Carters, die Brandons, die Pages, die Harrisons von Berkely, die Allens von

Clarendon u. s. w. In den Häusern dieser Familien herrschte die größte Gastfreiheit; von Sparsamkeit und einer weise geordneten Wirthschaft, wie bei den Puritanern in Massachusetts, war hier selten die Rede. Der virginische Cavalier liebte die Jagd, die Wettrennen und sonstige aristokratische Vergnügungen und kümmerte sich wenig um die Bebauung seiner Felder, die er den Sklaven und deren Aufsehern überließ. In sorgloser Verschwendung flossen ihm die Tage dahin, seine Schulden häuften sich, bis der Tag herankam, wo er Haus und Hof und seine weiten Ländereien seinen Gläubigern überlassen mußte. Von diesem Schicksal wurde nun auch Oberst Dangerfield ereilt und er sah sich gezwungen, mit seiner Gemahlin Cornelia und seinem Sohn Leonard, seiner Tochter Virginia, einem weitläufigen Verwandten Littlejohn und einigen treuen Negern nach Kentucky auszuwandern. Hier lernte er unter Anleitung eines alten Jägers, Namens Bushfield, arbeiten. In Kentucky aber, das den Namen des „düstern, blutigen Grundes“ trägt, wegen der vielen und harten Kämpfe, welche die ersten Ansiedler daselbst mit den Indianerhorden und den wilden Thieren des Waldes zu bestehen hatten, gelangte die Familie Dangerfield, nachdem auch sie die schwersten Gefahren und Entbehrungen erduldet hatte, wieder zu Reichtum und hohem Ansehen. Der Charakter des Obersten, des früheren Herrn von Powhatan, war gesättigt und gestärkt worden und an die Stelle leichtsinniger Lässigkeit waren Kraft und Energie getreten. Seine Gattin Cornelia war stets ein Muster weiblicher Tugenden gewesen, und ihr ähnlich hatte sich seine Tochter Virginia entfaltet; auch der junge Leonard war zu einem tüchtigen Jungling herangewachsen. Um diese Zeit führte der Zufall einen gewissen Rainsford nach Dangerfieldville, der neuen Besitzung des Obersten. Dieser Rainsford war der letzte Sprößling einer reichen und alten englischen Tochtfamilie, den Schwermuth und der Wahnsinn, daß ihn und alle, die ihm näher standen, ein hartes Unglück treffen würde, in die fernen Wälder Amerikas auswandern ließ. Im Grunde aber war er ein braver Mensch. Die Liebe zu Virginia und manche andere Umstände weckten in ihm seine edlen Kräfte; nach hartem Ringen und bittern Leiden schüttelte er alle Schwermuth ab, die ihn dem Wahnsinn nahe gebracht. Sein großer Reichtum und seine schönen Talente setzten ihn in den Stand, in Kentucky große und gemeinnützige

Werke zu vollbringen und im Verein mit Leonard Dangerfield, der sein Schwager geworden, für den Ruhm und die Wohlfahrt seines neuen Vaterlandes zu wirken. Der alte Bushfield, ein Genosse des sagenhaften Daniel Boone, wanderte nach Missouri aus, da ihm Kentucky zu bevölkert wurde. Als humoristische Charaktere treten uns der Schullehrer und Politiker Beno Paddock und dessen neugierige und geschwätzige Gattin Judith entgegen. Den Yankees spielt der Dichter oftmals übel mit; indem er die leidenschaftlichen Emancipationsbestrebungen derselben geiselt; denn er verkennt das Traurige und Misliche der Negerklaverei keineswegs, vermag aber doch die ungefährlichen Wühlereien dagegen nicht zu billigen.

Wie Paulding in „Westward Ho!“ oder „Wohlauf, nach Westen!“ einen kostlichen Beitrag zur Schilderung der ersten Ansiedlung von Kentucky gibt, jenem Staate, von dem es früher hieß, „daß seine Frauen halb Engel und halb Heldeninnen und seine Männer halb Pferd und halb Alligator“ seien, so entrollt er uns in „The Dutchman's fireside“ oder „Des Holländers Herd“ ein äußerst anschauliches Bild von dem Land- und Stadtleben im Staate New-York um die Zeit der kanadischen Kriege, wo noch die nordamerikanischen Colonien dem Scepter Großbritanniens unterworfen waren und englische Soldaten eine Hauptrolle spielten. Dieser Roman darf ohne Widerrede als die beste von Paulding's belletristischen Schriften bezeichnet werden, sowohl wegen des kunstvollen und doch klaren und übersichtlichen Aufbaues desselben, als wegen der Mannigfaltigkeit und trefflichen Zeichnung der Charaktere. Die Handlung spielt an verschiedenen Orten, theils in der Stadt New-York, theils am Champlainsee, theils auf den am Hudson gelegenen Besitzungen der Familie Bancour, die ungefähr hundert englische Meilen von der Stadt Albany entfernt waren. Der Gründer dieser Familie, die aus drei Brüdern: Egbert, Dionysius und Ariel, bestand, war einer jener angesehenen holländischen Auswanderer gewesen, durch welche New-York zuerst bevölkert worden; er hatte nach einem thätigen, langen Leben seine ausgedehnten Ländereien unter seine drei Söhne vertheilt und auf dieselben strenge Sittenreinheit, Gastfreundschaft und andere lobenswerthe Eigenschaften vererbt. Der jüngste Sohn Ariel lief zur Zeit, wo die Erzählung beginnt, bereits Gefahr, unter die

alten Junggesellen gerechnet zu werden, er war sehr gesprächiger und beweglicher Natur, mischte sich mit den besten Absichten in alles, verdarb aber auch fast alles, was er anfasste; seine beiden Brüder waren dagegen ernst und schweigsam. Dionysius war Wittwer und hatte keine eigenen Kinder, aber Sybrandt Westbrook, den einzigen Sohn einer entfernten Verwandten, adoptirt. Egbert, der älteste, welcher in der Miliz den Rang eines Obersten bekleidete, war so glücklich, ein braves Weib zu besitzen und eine liebenswürdige Tochter Catalina, die soeben in einer Pension zu New-York ihre Erziehung vollendet hatte. Die drei Brüder lebten in seltener Harmonie; den Hauptfeindigungspunkt bildete Egbert's Besitzung. In einer Entfernung von 30—40 englischen Meilen hausten noch Indianerstämmen, deren wildes, unbeständiges, rachsüchtiges Naturell ihre Freundschaft sehr precär, ihre Feindschaft aber furchtbar mache. Beweis hierfür sind unter andern der Mohawkhäuptling Paplingo und der Algonkinindianer, bekannt unter dem Namen Hans Pipe. Eine sehr charakteristische Figur ist der „Dominus“ Stettinius, ein grundehrlicher und tiefgelehrter Geistlicher, eine „wahre Säule“ der reformirten Kirche, der seine Studien auf der Universität zu Leyden gemacht hat. Dem „Dominus“, wie er allgemein genannt wurde, fehlte es nicht an Wissen, wohl aber an Geschmack und sogenannter Weltbildung; seine Manieren waren einfach, ja beinahe bäuerisch; oblichen sonst ein wohlwollender Mann, mochte er doch kein Lachen, Scherzen und Spielen leiden, selbst nicht bei Kindern. Nach mancher Richtung hin bildet der energische, thafkräftige Pflanzer Sir William Johnson, der einer altenglischen Adelsfamilie entstammte, aber seit Jahren mit dem Hinterwäldlerleben vertraut ist und bei den Indianern in hoher Achtung steht, einen geraden Gegensatz zu Dominus Stettinius. Sir Johnson hatte die Algonkin-indianerin Sakia, deren Namen „Liebe“ bedeutet, geheirathet und mit ihr eine ganze Anzahl von Kindern erzeugt. Hohes Interesse erregt auch der Indianertödter Timotheus Wiesel, der seiner von den Wilden grausam dahingeschlagten Familie wohl eine Hekatombe von Rothhäuten zum Sühnopfer gebracht hat. Viel Humor entwickelt der Autor bei der Schilderung der englischen Soldaten und des Festes, welches der Statthalter von New-York am Geburtstage des Königs von England gab. Die Rolle des Helden und der Heldin des Romans spielen der junge

Sybraund Westbrook und Catalina, die schöne und edle Tochter Egbert Bancour's. Beide laufen nach vielfachen Widerwärtigkeiten glücklich in den Hafen der Ehe ein; Sir William Johnson aber ruft am Hochzeitstage dem jungen Chemann noch das beachtenswerthe Wort zu: „Vergeßen Sie nie, daß nur Thätigkeit und Zuversicht auf sich selbst das Glück des Mannes begründen und ihn bei seinen Mitbürgern geachtet und geehrt machen kann.“

Im übrigen tritt Paulding auch in diesem Roman als Gegner der Abolitionisten auf und stellt, bei einem Vergleiche der Vergangenheit mit der Gegenwart der Vereinigten Staaten, die inhaltsvolle Frage auf: „Wenn, wie die größten Philosophen des Alterthums behaupten, die Freiheit unmöglich lange bei einem Volke herrschend bleiben kann, das sich in Prunkliebe und Ueppigkeit gefällt, was steht uns Amerikanern dann für eine Zukunft bevor, und was müssen wir erwarten, wenn statt der hochherzigen Gefühle, wodurch wir unsere Unabhängigkeit erlangten, unmäßige Habguth, Geldgier, Neid und andere böse Leidenschaften einreissen?“

Unter der Präidentschaft von Martin van Buren (1837 — 41) bekleidete Paulding die Stelle des Marineministers, zog sich aber nach Ablauf von van Buren's Amtstermin ganz vom Staatsdienste zurück und lebte bis zu seinem am 9. April 1860 erfolgten Tode die meiste Zeit auf seiner reizenden Villa am Hudson in der Nähe von Poughkeepsie. In den letzten Jahren seines Lebens widmete er sich fast ausschließlich literarischen Arbeiten und verfaßte unter andern noch zwei leseenswerthe Romane: „The Old Continental“ und „The Puritan and his Daughter“. Von seinen sonstigen Schriften erwähnen wir noch kurz: „John Bull in America“ und „Merry tales of the three wise men of Gotham“; in dem letztern Werke verspottete er Robert Owen's schwämerischen Philanthropismus, die Phrenologie und das Protectionssystem, während seine „Letters on Slavery“ nicht sowohl das Institut der Negerklaverei vertheidigten, als die Emancipationsbestrebungen der Abolitionisten scharf kritisirten. Schließlich schrieb er noch, speciell für die Jugend, eine Biographie von George Washington.

In mehr als einer Beziehung ist John Pendleton Kennedy geistig verwandt mit James Kirke Paulding. Kennedy wurde am 25. October

1795 in Baltimore als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren. Sein Vater war schottisch-irländischer Abkunft, während seine durch geistige und körperliche Reize ausgezeichnete Mutter von der in Virginien hochangesehenen Familie der Pendletons abstammte. Der junge Kennedy verlebte eine sehr angenehme Jugendzeit unter den glücklichsten Verhältnissen, indem seine einsichtigen Eltern ihm eine für die Ausbildung des Geistes und Körpers gleich zweckmäßige Erziehung zutheil werden ließen. Nachdem er auf dem Baltimore - College im Jahre 1812 sein Examen bestanden hatte, schwankte er, wie er in einer von ihm selbst verfassten biographischen Skizze berichtet, in der Wahl seines Berufes, denn sowohl die Rechtswissenschaft wie das Militärwesen (the Law and the Camp) hatten für seine jugendliche Phantasie eine ganz besondere Anziehungs- kraft. Er entschied sich doch schließlich für die Jurisprudenz und zwar unter der Leitung seines Oheims. Zu gleicher Zeit trat er als Freiwilliger in eine Compagnie der Miliz von Maryland und kämpfte während des Krieges mit England in den Gefechten bei Bladensburg und North-Point. Seine ersten literarischen Versuche waren patriotische Aufsätze, die er in einer der zu Baltimore erscheinenden Zeitungen veröffentlichte. Nach Beendigung des Krieges ließ er sich im Jahre 1816 in seiner Vaterstadt als Advocat nieder und wurde Mitarbeiter an der da- selbst erscheinenden Wochenschrift „Portico“. Zwei Jahre später gab er in Gemeinschaft mit Peter Hoffmann Cruse eine Gedichte und prosaische Aufsätze enthaltende Zeitschrift „Das rothe Buch“ („The Red Book“) heraus. Von 1820 an wurde er wiederholt in die Legislatur von Maryland gewählt, lehnte aber die Stelle eines Gesandtschaftssecretärs nach Chili, die ihm vom Präsidenten James Monroe angetragen war, ab. Kennedy war ein eifriger Anhänger der Whigpartei und verfocht deren Grundsätze durch Wort und Schrift. Er bekämpfte mit Energie die von den Demokraten angestrebte Ausdehnung der Neger-Sklaverei und unterstützte, als er 1838 in den Congreß gewählt worden war, lebhaft das Schutzzollsystem. Nachdem er seinen Geburtsstaat wiederholt in der Bundesgesetzgebung vertreten und dabei eine hervorragende Rolle gespielt hatte, bekleidete er unter der Präsidentschaft Fillmore's, wie Paulding und Bancroft vor ihm gethan, den Posten eines Marineministers. In dieser Stellung trug er wesentlich zu dem Erfolge der Sendung des

Commodore Perry nach Japan bei und begünstigte die von Dr. Kane unternommene Nordpolsexpedition. Als jedoch Franklin Pierce im Jahre 1853 den Präsidentenstuhl bestieg, zog er sich fast ganz vom politischen Leben zurück.

Das erste bahnbrechende belletristische Werk Kennedy's war die im Jahre 1832 erschienene Novelle „Swallow Barn“, worin er in der anziehendsten und unparteiischsten Weise das Pflanzerleben in Virginien schilderte. Bald darauf schrieb er eine Erzählung aus der Revolutionszeit, „Horse-Shoe Robinson“ betitelt. Wenn in „Swallow Barn“ der Einfluß von Irving's „Bracebridge Hall“ nicht zu erkennen ist, so kann „Horse-Shoe Robinson“ als eine treffliche, aber selbstständige Nachbildung von Cooper's „Spion“ und „Lionel Lincoln“ angesehen werden. Die untergeordneten Charaktere in dieser Erzählung sind weniger originell ausgeführt, die hervorragendern Personen aber sind mit historischer Treue und voller Lebendigkeit dargestellt. Wir lernen hier mit hohem Interesse die Thaten der Revolutionsmänner in Südcarolina und Virginien kennen. Die im Jahre 1838 erschienene Novelle „Rob of the Bowl“ enthält eine detaillierte Schilderung der Streitigkeiten, die in früheren Zeiten zwischen den Katholiken und Protestanten im Staate Maryland obwalteten. Weniger Beispiel als die genannten drei Werke erhielt seine im Jahre 1840 veröffentlichte politische Satire „Annals of Quodlibet“; dauernden Werth besitzen dagegen seine politisch-historischen Schriften: „Biographie von William Wirt“ („Life of William Wirt“) und „Verteidigung der Whigpartei“ („Defence of the Wighs“).

Der bekannte Literarhistoriker und Kunstkritiker Henry T. Tuckerman hat uns eine wertvolle Biographie von Kennedy hinterlassen; dieselbe enthält einen großen Theil der Correspondenz, welche der Autor mit bedeutenden Männern der Wissenschaft in Amerika und Europa unterhielt, z. B. mit Washington Irving, Prescott, N. P. Willis, Daniel Webster, Alexander von Humboldt u. s. w. Tuckerman teilt uns auch verschiedene Stellen aus Kennedy's biographischen Skizzen und aus dem Tagebuche mit, welches letzterer auf der Reise, die er im Jahre 1848 nach Europa machte, führte. Dieses Tagebuch berichtet z. B. auch von einem Besuche, den Kennedy am 8. Juni 1848 bei Alexander von

Humboldt abstimmte, und bei welcher Gelegenheit Humboldt sich entschieden gegen die Fortdauer der Negerklaverei in den Vereinigten Staaten aussprach, die doch durchaus nicht mit den Ansichten von Thomas Jefferson und mit den in der Unabhängigkeitserklärung niedergelegten Grundsätzen übereinstimme.

Kennedy starb am 18. August 1870. Er war Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften und stand an der Spitze der Peabody-Akademie in Baltimore und der Historischen Gesellschaft von Maryland. Gar viele amerikanische Schriftsteller sind Rechtskundige, fast alle Rechtskundige in der Nordamerikanischen Union sind wieder Politiker; aber nicht leicht möchte sich einer finden, der wie Kennedy sich als Schriftsteller, Jurist und Politiker ausgezeichnet hat. Der Stil in Kennedy's Schriften ist wie sein Charakter im Leben war: einfach, klar und voll Kraft.

Unter den ältern Novellisten und Romandichtern der dritten Periode der amerikanischen Literatur ist noch außer Timothy Flint besonders James Hall hervorzuheben; beide sind durch ihre lebendigen Schilderungen der Zustände im Westen der Union bekannt und beliebt geworden.

Timothy Flint, geboren zu Reading im Staate Massachusetts im Jahre 1780, besuchte das Harvard-College und ging dann als Missionär in das zu jener Zeit noch ziemlich wilde und unbekannte Mississippithal. Nachdem er dort zehn Jahre unter vielen Gefahren und großen Mühseligkeiten seinem Berufe obgelegen, kehrte er nach dem Osten der Union zurück und verfasste um's Jahr 1828 eine zweibändige „Geographie und Geschichte der Westlichen Staaten im Mississippithale“. Schon zwei Jahre vorher schrieb er die Erzählung „Francis Berrian“ oder „The Mexican Patriot“, in welcher die Abenteuer eines Neuengländers geschildert werden, der die erste mexikanische Revolution mitmachte und den Sturz des Kaisers Iturbide erlebte. Außerdem verfasste er zwei Novellen, „Arthur Clenning“ und „George Mason, the Young Backwoodsman“, und den Roman „The Shoshonee Valley“. Diese Schriften enthalten eine anziehende, zum Theil auf eigene Erlebnisse beruhende Schilderung der Indianerkämpfe im Westen. Von Interesse sind noch seine biographischen Mittheilungen über Daniel Boone, den

kühnen Jäger von Kentucky. Flint, der auch Mitarbeiter des Londoner „Athenaeum“ war, starb im Jahre 1840.

Ein vielbewegtes Leben führte James Hall, geb. am 19. August 1793. Nachdem er sich kurze Zeit dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet hatte, diente er im Jahre 1812 als Soldat im Kriege gegen England und kämpfte in der Schlacht bei Lundy's Lane und bei der Belagerung von Fort Erie. Später trat er in die Marine ein, begleitete das vom Commodore Decatur befehligte Geschwader gegen Algier und kreuzte längere Zeit im Mittelländischen Meere. Im Jahre 1818 schied er aus dem Marinedienste und nahm das Studium der Jurisprudenz wieder auf. Nach Verlauf von zwei Jahren ließ er sich als Rechtsanwalt zu Shawneetown im Staate Illinois nieder und schrieb, während er die „Illinois Gazette“ herausgab, die „Letters from the West“, welche zuerst in der von seinem Bruder Garrison Hall zu Philadelphia redigirten Zeitung „The Portfolio“ und bald darauf als selbstständige Broschüre in England im Druck erschienen. James Hall bekleidete verschiedene öffentliche Aemter; er war u. a. Circuit Attorney, Richter an der Circuit Court und vier Jahre hindurch Schatzsecretär des Staates Illinois. Während dieser Zeit war er stets literarisch beschäftigt. Er gab den „Illinois Intelligencer“ heraus, schrieb Briefe für das „Portfolio“ und Gedichte und Skizzen für das von seinem Freunde Flint zu Cincinnati herausgegebene „Western Review“. Im Jahre 1830 gründete er in Vandalia das „Illinois Magazine“, dessen Mitarbeiter der spätere Finanzminister und Oberrichter der Vereinigten Staaten, Salmon P. Chase, war. Als Hall drei Jahre darauf nach Cincinnati zog, verwandelte er das „Illinois Magazine“ in das „Western Monthly“. In Cincinnati hatte er viel mit Finanzgeschäften zu thun und wurde 1853 zum Präsidenten der Commercialbank daselbst erwählt. Auf allen Feldern seiner Thätigkeit war Hall vom Glück begünstigt, den meisten Ruhm aber erntete er als Schriftsteller. Von seinen Werken, die in 16 Bänden herausgegeben sind, erwähnen wir folgende: „Sagen und Erzählungen aus dem Westen“ (Legends of the West), „Die Soldatenbraut und andere Erzählungen“ (The Soldier's Bride and Other Tales), „The Harp's Head“, eine sagenhafte Erzählung aus Kentucky, „Tales of the Border“, „The Wilderness

and the War-Path", „Romance of Western History“ u. s. w. Flint und Hall, namentlich letzterer, haben sich in literarischer Beziehung um den Westen der Union sehr verdient gemacht.

Nach dieser kurzen Beleuchtung der ältern Novellen- und Romanpoesie wenden wir uns zur Besprechung der Lyriker und sonstigen Dichter der dritten amerikanischen Literaturperiode. Hier tritt uns zunächst Washington Allston entgegen, der bei seinen Landsleuten als Maler, Lyriker und Romanschreiber hoch in Ehren steht. Er wurde zu Waccamaw in Südcarolina auf der Plantage seines Vaters am 5. November 1779 geboren. Da er jedoch das südlische Klima nicht gut vertragen konnte, brachten ihn seine Eltern im Jahre 1786 nach Newport in Rhode-Island, wo er zehn Jahre verblieb und bei einem gewissen Robert Rogers einen ausgezeichneten Privatunterricht genoss. In Newport wurde er mit dem Maler Edward Malbone näher bekannt, und der Umgang mit diesem Künstler weckte auch in dem jungen Allston die Liebe zur Kunst. Noch mehr war dies der Fall, als einige Zeit darauf beide wieder durch den Zufall zusammengeführt wurden, indem zu derselben Zeit, wo Allston das Harvard-College besuchte, Malbone in Boston beschäftigt war. Nachdem Allston sein Examen in Cambridge bestanden hatte, ging er im Jahre 1800 nach Charleston in Südcarolina und widmete sich fast vollständig der Malerkunst; seine Lieblingsbeschäftigung war die Darstellung von Räubern in einsamen, wüsten und wilden Gegenden. Im Jahre 1801 schiffte er sich mit seinem Freunde Malbone nach Europa ein, wo er zunächst in London unter der Leitung seines Landsmannes Benjamin West Schüler der königlichen Akademie wurde, um in späteren Jahren einstimmig zu deren Mitglied ernannt zu werden. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in London ging er 1804 nach Paris und zwar in Gesellschaft mit seinem Landsmann und Kunstgenossen John Vanderlyn. Seine Vorliebe für die Venetianische Schule, die ihm in späteren Jahren den Beinamen des „amerikanischen Tizian“ einbrachte, ließ ihn nach wenigen Monaten Italien aufsuchen, wo er vier Jahre mit großem Erfolge für seine geistige und künstlerische Ausbildung verweilte. Die meiste Zeit lebte er in Rom und stand mit Thorwaldsen und Coleridge in dem intimsten Verhältnisse. Nach Amerika zurückgekehrt, verheirathete er sich 1809 mit

der Schwester des bekannten unitarischen Geistlichen Dr. Channing; allein schon 1811 finden wir ihn wiederum in London, wo er mit seinem Bilder „The Dead Man Revived“ den ersten Preis der British Institution gewann. Da er jedoch die englische Lebensweise nicht auszuhalten vermochte und der Verlust seiner Frau ihn tief schmerzte, so lehrte er 1818 nach seinem Heimatlande zurück und lebte die nächsten zwölf Jahre in Boston. Im Jahre 1830 verheirathete er sich noch einmal und zwar mit der Schwester des Dichters Richard H. Dana, der Tochter des hochgeachteten Oberrichters Dana zu Cambridge in Massachusetts. Hier in Cambridge ließ er sich nun auch häuslich nieder, zog sich aber von dem öffentlichen Leben mehr und mehr zurück und verkehrte, zwischen der Dichtkunst und der Malerei seine Zeit vertheilend, fast nur mit den nächsten Verwandten und vertrautesten Freunden, bis ihn am 9. Juli 1843 der Tod aus diesem Leben abrief. Als Maler zählt Washington Allston zu den bedeutendsten Künstlern, die Amerika bis jetzt hervorgebracht hat; er nähert sich im Colorit den besten Meistern der classischen alten Schule, erinnert in dieser Beziehung vielfach an Rubens und entnahm seinen Stoff mit Vorliebe der biblischen Geschichte. Wir nennen hier von seinen Gemälden, da dieselben doch nur indirect hierher gehören, nur folgende: Befreiung des heiligen Petrus durch einen Engel, Jakob's Traum, Der Prophet Jeremias, Saul und die Hexe von Endor, Elias in der Wüste, Miriam, den Triumphgesang singend, Dante's Beatrice, Spalato's Vision der blutigen Hand (nach einem Roman der Dichterin Mrs. Anna Radcliffe) und sein letztes, leider nicht ganz vollendetes Werk: Belsazar's Fest.

Als Dichter steht Washington Allston nicht auf derselben Höhe wie als Maler, obschon er auch in seinen poetischen Productionen eine lebhafte Phantasie neben einer fließenden und glänzenden Diction zeigte. In seinen „The Sylph's of the Season“ schildert er die eigenthümlichen Reize der vier Jahreszeiten und deren Einfluss auf das Gemüth des Menschen; „The Paint King“ ist eine dichterische Erzählung voll wunderbarer, märchenhafter Schönheit; am bekanntesten sind indeß wohl seine Sonette, in denen er seinen freundschaftlichen Beziehungen in edler Weise Ausdruck giebt. „The Two Painters“ sind eine gelungene metrische Satire, in der zwei Maler sich darüber streitend vorgeführt werden,

ob Zeichnung oder Colorit die Hauptjache bei der Kunst der Malerei sei. Selbstverständlich entscheidet Allston sich dahin, daß ein guter Maler sich in beiderlei Hinsicht auszeichnen müsse. Die Erzählung „Monaldi“, welche schon 1843 ins Deutsche übertragen ward, spielt in Rom und schildert in ergreifender Weise die Leidenschaften der Liebe und der Eifersucht; von hohem Interesse sind die in die Erzählung geschickt eingeflochtenen Bemerkungen über die Kunst. Mit Recht bemerkt Henry T. Tuckerman, daß die Dichtungen und die Gemälde Allston's sich vielfach ergänzen und illustriren. So ist z. B. sein Gedicht „Rosalie“ eine treffende poetische Spiegelung des gleichnamigen Bildes. Ein bemerkenswerther Zug in Allston's Werken ist der Sinn für das Mysteriöse und Erhabene. „Schon als Knabe“, so berichtet er von sich selbst, „hörte ich mit geheimem Schauer, aber unsagbarem Vergnügen die Geschichten von Hexen und Kobolden, welche mir die Neger zu erzählen wußten.“ In veredelter Weise kehren diese Eindrücke, welche die Phantasie des Kindes erschütteten, mehrfach in den Dichtungen und Kunstschröpfungen des Mannes wieder, wie denn auch Washington Irving, mit dem Allston in Italien oft und intim verkehrte, von ihm aussagte, daß er ein ausgezeichneter Geschichtenerzähler gewesen sei und vorzugsweise Geister- und Spukgeschichten gern gehabt habe. Eine Zeit lang hatte, wie bereits oben angedeutet, Irving die Absicht, ein Schüler von Allston in der Kunst der Malerei zu werden. Wo immer Allston sich aufhielt, da gewann er die Liebe und Achtung aller guten und edlen Menschen. In England z. B. zählten zu seinen besten Freunden der kunstfinnige Lord Egremont, Coleridge, Southey und William Collins. So sehr er ein Amerikaner war und sein Vaterland liebte, das stammverwandte England, in dem er schöne Zeiten verlebt und große Ehren genossen, stand seinem Herzen doch sehr nahe. Dies beweist u. A. das schöne Gedicht: „America to Great Britain“. Vergl. Anhang Nr. 1.

Eine eigenthümliche Erscheinung in der amerikanischen Poesie ist John Pierpont, geboren zu Litchfield in Connecticut am 6. April 1785. Nachdem er am Yale-College sein Examen bestanden hatte, wurde er Privatlehrer in der Familie des Obersten William Allston in Südkarolina und blieb in dieser Stellung vier Jahre hindurch. Von 1809 bis 1812 studirte er Jura und ließ sich zu Newburyport in Massachusetts

als *Advocat* nieder. Doch der Krieg von 1812 wirkte störend auf sein *Advocatengeschäft* ein, weshalb er in Boston und Baltimore in anderer Weise, aber nicht mit Erfolg, verschiedene Erwerbszweige versuchte. Im Jahre 1818 griff er zur Theologie, studirte in Cambridge und wurde nach einiger Zeit als Nachfolger von Dr. Holley Pastor an einer Unitarierkirche zu Boston. Zwanzig Jahre hindurch bekleidete er dies geistliche Amt, bis das gute Verhältniß zu einem Theile seiner Gemeinde gestört ward, weil er sich lebhaft an Reformbewegungen betheiligte, z. B. auf Verbesserung des Gefängnißwesens drang und das Institut der Neger Sklaverei bekämpfte. Nachdem er 1835 Europa und Asien bereist und seine Entlassung von der genannten Kirche in Boston erhalten hatte, wurde er Prediger an der Unitarierkirche zu Troy, doch nur, um nach vier Jahren einen Ruf an die unabhängige Kirche (Congregational Church) zu Medford in Massachusetts anzunehmen. Als aber der Bürgerkrieg ausbrach, zog er, obwohl bereits 75 Jahre alt, als Feldgeistlicher mit dem 22. Regiment ins Feld; allein er konnte die Schwierlichkeiten und Mühsale des Kriegslebens nicht ertragen und sah sich, zu seinem größten Bedauern, bald gezwungen, seinen Abschied zu nehmen. Unter der Präsidentschaft von Abraham Lincoln wurde er durch den allen tüchtigen Vertretern der Wissenschaft und der Literatur stets freundlich gesinnten Minister Salmon P. Chase im Finanzdepartement angestellt, in welcher Stellung er am 27. August 1866 starb.

Pierpont's Thätigkeit als Geistlicher war im Ganzen eine sehr wohlthätige, obwohl sein Reformmeister ihn zuweilen zu unüberlegten und hastigen Schritten hinriß. Er war ein Mann von unbeugsamer Ueberzeugungstreue und in jeder Beziehung dem Fortschritte ergeben. Als Dichter nimmt er keine geringe Stellung unter seinen Landsleuten ein. Im Jahre 1840 gab er seine poetischen Werke unter dem Titel „Airs of Palestine and other Poems“ heraus; zahlreich sind die Hymnen und Oden, welche er bei Gelegenheit von Kirchen- und Nationalfesten dichtete und die sich zum Theil durch ein höchst kunstvolles Versmaß auszeichnen. Gedichte, wie „Passing Away“ und „My Child“, sind Proben echter Poesie und sichern ihm ein dauerndes Andenken; am populärsten ist aber doch wohl seine Ode auf die „Pilgerväter“ (The Pilgrim Fathers), die er zur Jahressfeier der Landung bei Plymouth.

verfaßte und in der sich in melodievollen Versen die patriotischen Gefühle des Neuengländers bei Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag (22. December 1620) gleichsam verkörpern. Vergl. Anhang. Nr. 2.

Ein nicht unbedeutender Dichter, der nach unserer Ansicht von E. D. Hopp unterschätzt wird, ist der erst vor wenigen Jahren aus der Reihe der Lebenden geschiedene Charles Sprague, den man wiederholt als den „amerikanischen Pope“ bezeichnete. Er wurde am 26. October 1791 zu Boston in Massachusetts geboren und ist häufig mit dem englischen Dichter Samuel Rogers, der von 1763 bis 1855 lebte, verglichen worden sowohl wegen der Sorgfalt, mit der sie beide ihre Verse aufstellten, als auch wegen der äußern Lebensstellung, da beide in einem Bankgeschäfte thätig waren. Es war Sprague nicht vergönnt, mit sorgenloser Muße seinen schriftstellerischen Arbeiten obzulegen; sein langer Lebensweg war mehr mit Dornen als mit Rosen bestreut. Als Kassirer bei der Globebank in seiner Vaterstadt mußte er seine besten Manneskräfte Beschäftigungen widmen, die seinen geistigen Neigungen wenig entsprachen. Allein bei seinen großen Naturanlagen, seiner unwandelbaren Pflichttreue und unerschöpflichen Arbeitskraft hat er auf jedem Gebiete seiner Thätigkeit Großes und Vortreffliches geleistet. Als Kaufmann wurde er wegen seiner Gewandtheit und Zuverlässigkeit in allen Geschäften geschätzt und als Muster betrachtet; als Mensch erwarb er sich durch sein einfaches, aber hilfsbereites Wesen und durch die Anspruchlosigkeit in seinem Auftreten bei allen, die mit ihm verkehrten, Zuneigung und Liebe; als Dichter endlich hat er weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus Anerkennung und Bewunderung gefunden, sodaz die Kunde seines Todes aufrichtiges Bedauern erregte.

Sprague's Dichtungen können leicht in zwei Klassen getheilt werden, in solche, die für besondere Fälle und Gelegenheiten verfaßt wurden, und in solche, in denen er Ereignisse des häuslichen Lebens berührt. Obwohl die Gedichte erstgenannter Art ihm mehr Veranlassung darboten, seine Kunst im Verseschmieden zu zeigen und seine geistigen Fähigkeiten zu entfalten, so sind sie doch nicht so voll poetischer Musik wie seine weniger hochklingenden dichterischen Leistungen. Seine Ode auf Shakespeare, die er im Jahre 1823 verfaßte und worin er die verschiedenen Charaktere dieses großen Dramatikers in effectvollster Weise gruppirt,

und seine Centennial-Ode, in der er die zweihundertjährige Feier der Gründung seiner Vaterstadt verherrlichte, sind mustergültig hinsichtlich der Kraft des Gedankens, der metrischen Kunst und der glanzvollen Diction; sie erinnern an die besten Leistungen von Collins und Dryden, wirken aber doch mehr auf das Herz. Sprague's wahre Größe und Originalität tritt uns in den Dichtungen der oben bezeichneten zweiten Art entgegen, in seinen „Domestic pieces“, wie Whipple sich ausdrückt. Gedichte wie „The Brothers“ (vergl. Anhang Nr. 3), „I see Thee still“ und „The Family Meeting“ enthalten die zartesten und schönsten Ergüsse verwandtschaftlicher Liebe und Zuneigung, welche die amerikanische Poesie aufzuweisen hat. Bryant's Pathos ist so stark von der Meditation durchdrungen, daß wir darin eher eine Philosophie des Schmerzes, als einen directen Gefühlsausbruch zu erkennen vermögen. Seine Trauer wird vorwiegend durch Raisonnement und Einbildungskraft bestimmt; bei Sprague aber fließt dieselbe unmittelbar aus dem Herzen und erfüllt das Herz des Lesers mit stiller, unwiderstehlicher Sympathie. Man kann Sprague's Familiengedichte wieder und immer wieder lesen, und hat dabei stets denselben reinen Genuß; denn es herrscht in ihnen ebenso viel sittliche Kraft wie tiefes poetisches Gefühl.

Aus dem Gedichte „I see Thee still“ mag eine Strophe hier einen Platz finden:

I see thee still!
Remembrance, faithful to her trust,
Calls thee in beauty from the dust;
Thou comest in the morning light,
Thou 'rt with me through the gloomy night;
In dreams I meet thee as of old:
Then thy soft arms my neck enfold,
And thy sweet voice is in my ear;
In every scene to memory dear
I see thee still!

In weitern Kreisen wurde Sprague's Dichterruf zuerst durch das im heroischen Versmaß geschriebene Gedicht „On Curiosity“, welches er im Jahre 1829 der Literarischen Gesellschaft des Harvard-College einreichte, fest begründet. Das genannte Gedicht schildert die verschiedenen Abstufungen jener Leidenschaft, von der Eva zu ersten Sünden

verführt wurde, und erinnert in seinen Detailmalereien an George Crabbe, während es in seinem mächtigern poetischen Aufschwung den besten und kühnsten Dichtungen eines Thomas Campbell gleichkommt. Rufus W. Griswoldtheilt uns in seinen Bemerkungen über amerikanische Dichter eine interessante Anecdote mit. Ein englischer Offizier entdeckte in Kalkutta Sprague's Gedicht „On Curiosity“, und da der Name des Verfassers nicht angegeben war, so adoptirte er dasselbe als seines Geistes Kind und gab ihm den ersten Platz unter seinen eigenen dichterischen Versuchen. Nachdem es auf diese Weise in Ostindien weit und breit als eine englische Schöpfung circulirt hatte, wurde es auch in London abgedruckt und von den dortigen Kritikern äußerst günstig besprochen. Der Irrthum konnte indeß nicht lange verborgen bleiben. Das Gedicht ist aber verdientermaßen in England und Amerika sehr populär geworden. Es waltet in allen Theilen desselben volle Harmonie; Ernst und Scherz wechseln auf das amuthigste miteinander ab. Die darin gezeichneten Charaktere sind voll Kraft und Leben, und obwohl der Dichter wiederholt die Fehler und Thorheiten der menschlichen Gesellschaft geijelt, so sind sein Witz und seine Satire doch niemals bitter und verletzend. Sprague's Feder ist überhaupt niemals in „Gift und Galle“ getaucht; wo immer er die Irrthümer und faden Prätensionen des Tages bloßstellt, da geschieht es mehr in humoristisch-sarkastischer Weise, als durch rücksichtslose, bissige Invectiven und herzlosen Spott. Seine Oden haben wir bereits charakterisiert, doch möchten wir aus seiner Centennial-Ode, in welcher er das Andenken der Pilgerväter feierte, noch jene schöne Stelle mittheilen, in welcher er auch den Indianern Gerechtigkeit zutheil werden läßt; er sagt über sie:

We call them savage, — oh! be just!

Their outraged feelings scan:

A voice comes forth, 't is from the dust, —

The savage was a man!

Think ye he loved not? Who stood by,

And in his toils took part?

Woman was there to bless his eye!

The savage had a heart!

Think ye he prayed not? When on high

He heard the thunders roll,

What bade him look beyond the sky? —
 The savage had a soul!
 I venerate the Pilgrim's cause,
 Yet for the red man dare to plead —
 We bow to Heaven's recorded laws,
 He turned to Nature for a creed;
 Beneath the pillared dome
 Wo seek our God in prayer;
 Through boundless woods he loved to roam,
 And the Great Spirit worshipped there.

Ein sehr fruchtbarer Dichter, der sich auch durch seine enorme Sprachkenntniß als Ueberseer fremder, z. B. deutscher, Dichtungen hervorhat, ist der vor mehreren Jahren zu Hazle Green im Staate Wisconsin verstorbene Arzt und Chemiker James Gates Percival, geboren im Jahre 1795 zu Berlin im Staate Connecticut. Er widmete sich dem Studium der Medicin, trat 1824 als Militärarzt in die Armee ein und bekleidete längere Zeit an der Militärschule zu West-Point im Staate New-York die Stelle eines Lehrers der Chemie. Seine Vorliebe für die schöne Literatur ließ ihn aber diese Stellung aufgeben; er zog nach Boston und beschäftigte sich ausschließlich mit der Poesie. Der obenerwähnte Griswold läßt sich folgendermaßen über ihn vernehmen: „Percival hat von Natur alle Anlagen zu einem großen Dichter, aber ihm fehlt die künstlerische Ausbildung und der ausdauernde Fleiß, ohne die wenige Dichter die Unsterblichkeit gewinnen. Er hat eine reiche Phantasie, eine unerschöpfliche Quelle von Ideen und eine bemerkenswerthe Herrschaft über die Sprache. Er schreibt mit einer seltenen Leichtigkeit; sind aber seine Gedanken und Empfindungen schriftlich zum Ausdruck gekommen, so scheut er die Mühe einer genauen Durchsicht und sorgfältigen Correctur. Er bemerkt selbst einmal in einer seiner Vorreden, daß seine Verse keine Zeichen von Feile und Politur tragen und daß er wahre Poesie nur zu erkennen glaubt in dem vollen Ausströmen (in the full ebullition) des Gefühls und der Phantasie, überschäumend von Lebenskraft (foaming up with the spirit of life) und erglühend in den Regenbogenfarben einer freudigen Inspiration (glowing with the rainbows of a glad inspiration).“ Wir haben dieser Kritik Griswold's, der übrigens auch viele englische Kritiker bestimmen, wenig.

hinzuzufügen. Die Pracht und der Glanz von Percival's Versen sind oft im höchsten Grade bezaubernd. Der kräftige Schwung seiner Diction entspricht dem mächtigen Aufjauchzen seiner poesieerfüllten Seele. Der Geist des Lesers wird von dem Strom seiner Verse hingerissen und duldet gern den Wechsel seiner Laune. Zu seinen besten Gedichten gehören etwa folgende: „The Prevalence of Poetry“, „Consumption“, „Clouds“, „Morning among the Hills“, „Genius Slumbering“, „Genius Waking“, „The Sun“ und „New-England“: sie alle legen vollgültiges Zeugniß für die genialen Fähigkeiten des Dichters ab. „New England“ ist ein echt patriotisches Gedicht und in den Schulen Amerikas wohlbekannt. In seiner „Prevalence of Poetry“ entfaltet er den ganzen üppigen Reichthum seiner dichterischen Phantasie; es heißt daselbst:

The world is full of poetry — the air
Is living with its spirit; and the waves
Dance to the music of its melodies,
And sparkle in its brightness. Earth is veiled
And mantled with its beauty; and the walls,
That close the universe with crystal in,
Are eloquent with voices that proclaim
The unseen glories of immensity,
In harmonies too perfect and too high
For aught but beings of celestial mould,
And speak to man in one eternal hymn,
Unfading beauty and unyielding power.

Percival's dichterische Gestaltungskraft ist nicht so groß wie die Dana's, Longfellow's und Bryant's, aber an urwüchsiger Schöpferkraft der Phantasie übertrifft er sie vielleicht. Die Naivheit seiner Composition läßt ihn die künstgerechte Form vernachlässigen, sodaß es fast den Anschein gewinnt, als wenn die Kraft seines Geistes es verschmähe, der Schönheit der Darstellung gerecht zu werden. Die in seinen jüngern Jahren gedichtete Tragödie „Zamor“ besitzt wenig Werth.

Ein zu früher Tod entriß in John G. C. Brainard der amerikanischen Nation einen talentvollen Dichter. Er besuchte das Yale-College, war eine kurze Zeit lang Jurist, übernahm dann aber im Jahre 1825 die Redaction des „Connecticut Mirror“ und veröffentlichte in

demselben verschiedene schöne Gedichte, unter denen „The Sea Bird's Song“ und „The Storm of War“ wohl die bemerkenswerthesten sind. Das Gedicht, in welchem er den Niagarafall besingt, läßt kalt, und fast scheint es, als wenn es weder den Malern noch den Dichtern gelingen soll, diesen berühmten Wasserfall in würdiger, wirkungsvoller Weise durch ihre Kunst zu verherrlichen. Brainard war ein Freund von John G. Whittier. Er wurde 1796 zu New-London in Connecticut geboren, starb aber schon 1828 an der Schwindsucht.

Albert G. Greene, geb. in Providence im Staate Rhode-Island am 10. Februar 1802, wurde auf der Brown-Universität erzogen und widmete sich, wie Brainard, der Jurisprudenz. Er schrieb Gedichte für eine ganze Anzahl von Blättern, gab dieselben aber nicht in Buchform heraus. Unter seinen Dichtungen sind am bekanntesten: „The Baron's Last Banquet“, „Oh, Think not that the Bosom's Light“ und „Old Grimes“. Das letztergenannte Gedicht ist dem Andenken eines alten unbewiebten Sonderlings gewidmet und geiselt die endlosen und leeren Nachrufe, an denen die amerikanische Poesie leidet; es gibt wenige amerikanische Schulknaben, die nicht das Lied „vom alten Grimes“ kennen. E. O. Hopp hat dasselbe in's Deutsche übertragen.

Robert C. Sands (1799—1832) war eine begabte Dichternatur und stand mit Bryant, Verplanck und Halleck in freundschaftlicher Beziehung. In Verbindung mit Bryant, Paulding, Leggett und Miss Sedgwick gab er die „Tales of Glauber Spa“ heraus. Seine gesammelten Werke erschienen 1834 zu New-York im Druck.

Als Dramendichter aus dieser Zeit verdient, außer dem oben erwähnten Bird, James A. Hillhouse genannt zu werden. Er wurde 1784 zu New-Haven in Connecticut geboren, graduierte auf dem Yale-College und lebte, nachdem er den englisch-amerikanischen Krieg von 1812 mitgemacht hatte, in New-York, kaufmännischer Beschäftigung hingegessen. Im Jahre 1819 besuchte er Europa, verheirathete sich 1824 und zog sich auf seinen Landsitz Sachem's Wood, in der Nähe von New-Haven, zurück, wo er auch 1841 sein Leben endete. Unter seinen Dramen, die sich zwar für die Aufführung wenig eignen, im Uebrigen aber durch Klugheit der Bilder und eine edle Empfindungs-

weise auszeichnen, sind „Hadad“, „Percy's Masque“ und „Demetria“ hervorzuheben. „Hadad“, der jüdischen Geschichte entnommen, ist eine lezenswerthe Dichtung, mit Geschick und Geschmack componirt und rein und melodievoll in der Sprache. „Percy's Masque“ bringt Züge aus der ritterlichen Zeit Englands zur Darstellung, ist aber für die Menge ebenso wenig geschrieben, als seine mehr religiösen Stücke. „Demetria“ endlich spielt auf italienischem Boden. Sein im Jahre 1812 geschriebenes Gedicht „The Judgment“ enthält eine drastische Beschreibung der Scenen am jüngsten Tage und wurde von englischen Kritikern sehr gelobt. Er hat noch selbst im Jahre 1839 eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgt unter dem Titel: „Hillhouse's Dramas, Discourses and Other Poems“. Fitz-Greene Halleck hat ihm einen etwas über schwänglichen poetischen Nachruf gewidmet.

Wir kommen jetzt der Zeit immer näher, wo die Poesie der Amerikaner in ausgeprägterer Weise als zuvor einen nationalen Charakter annimmt, weil das Volk der Vereinigten Staaten sich seiner specifischen Eigenthümlichkeiten, wie solche schon durch die geographische Beschaffenheit des Landes und durch die geschichtlich-sociale Entwicklung der Nordamerikanischen Union im Gegensatz zu andern Völkern nothwendig bedingt wurden, immer klarer und deutlicher bewußt ward, und dieses Bewußtsein auch in seiner Literatur zum Ausdruck brachte. Daß indes der Einfluß der europäischen Literatur und Cultur überhaupt auf das amerikanische Volk bis auf den heutigen Tag noch immer ein ganz bedeutender ist, daß die Werke der englischen, deutschen, französischen, dänischen, italienischen und spanischen Geistesheroen noch immer vielseitig befriedend und veredelnd auf den Bildungsgang der Amerikaner einwirken, ist selbstverständlich; aber diese nach dem Gezeuge der Solidarität der Völker völlig naturgemäße und darum nur freudig zu begrüßende Erscheinung hat nicht verhindert, daß die Amerikaner in Kunst, Poesie und Wissenschaft seit einigen Decennien den vorzugsweise receptiven Standpunkt verlassen und nach verschiedenen Richtungen hin mehr mit Selbstständigkeit und mit größerer Originalität als früher den productiven Böden betreten haben. Dies erkannte z. B. auch ein englisches Blatt,

die in London erscheinende „Saturday Review“, schon in einem Artikel vom 30. Juli 1872 unumwunden an, indem es sagte: „Unsere amerikanischen Vettern machen reisende Fortschritte (rapid advances). Sie wenden sich dem Studium der Philosophie mit einem Eifer zu, der, wenn wir uns nicht sehr vorsehn, die Gefahr nahe legt, daß sie uns auf diesem Gebiete überflügeln. Bis vor kurzer Zeit waren die Amerikaner wie in der allgemeinen Literatur (in general literature), so namentlich auf dem Gebiete der Metaphysik, eher lernend und empfangend als selbst schaffend thätig (appreciative and receptive rather than productive). Seit wenigen Jahren haben sie auf beiden Gebieten gewaltige Fortschritte gemacht.“ Dies Resultat ist, wie die „Saturday Review“ ebenfalls zugestand, in nicht geringem Maße aus dem sorgfältigen Studium und dem Uebersetzen von Werken deutscher Philosophen hervorgegangen. In Saint-Louis, im Staate Missouri, wird seit einer Reihe von Jahren ein philosophisches Journal herausgegeben, das sich vorzugsweise mit Kant, Fichte, Schelling, Hegel und andern deutschen Philosophen beschäftigt. Die Uebertragung dieser Gedankenfürsten ins Englische ist nicht gerade immer elegant, sie zeugt aber von Fleiß und Verständniß der Sache. Der Verfasser dieser Schrift fand selbst, als er während des Bürgerkrieges mit seinem Regiment an die Grenzen des weit im Westen gelegenen Staates Kansas commandirt wurde, in der Bibliothek eines kleinen College unter andern philosophischen Werken ein englisches Exemplar von Hegel's „Philosophie der Geschichte“, welches deutliche Spuren des Gebrauchteins trug. Obwohl die Amerikaner in der Logik und der Philosophie mit Vorliebe englischen und deutschen Vorbildern folgen, so haben sie trotzdem eine Anzahl von Männern aufzuweisen, die, wenn sie auch Fremdes assimilirten, sich doch in selbstständiger Weise entwickelten und in ihren philosophischen Schriften eigene Gedanken und Anschanungen niederlegten. Wir nennen hier außer dem alten Jonathan Edwards, der schon im vorigen Jahrhundert sich durch sein Buch: „Progress of Ethical Philosophy“, den Ehrennamen „der Metaphysiker Amerikas“ verdiente, Ralph Waldo Emerson, Noah Porter, Mark Hopkins, F. Bowen, Charles Carroll Everett, John Bascom und John William Draper. Ein charakteristisches Zeichen fast aller dieser philosophischen Schriftsteller ist es, daß sie vorwiegend

Moralphilosophie treiben; Charles Carroll Everett darf indeß als ein talentvoller Schüler Hegel's angesehen werden, während John Bascom mit Glück die Ästhetik cultivirt hat. Einen Gegensatz bilden gewissermaßen Jonathan Edwards und Ralph Waldo Emerson, indem der erstere als ein strenger, starrgläubiger Calvinist mit puritanischer Unzuldsamkeit alle, die in religiöser Beziehung nicht mit ihm übereinstimmen, als Irrlehret verurtheilt, der letztere aber, obgleich ganz unsystematisch, die in Neuengland herrschende Bigoterie mit Erfolg bekämpft hat. R. W. Emerson, zu Boston im Jahre 1803 geboren, darf als der Hauptrepräsentant jener amerikanischen Transcendentalphilosophie angesehen werden, die durch elegante Diction und fließende Darstellung philosophische Betrachtungen in Amerika populär gemacht und engherzige Vorurtheile aus dem Wege geräumt hat; wie bei Emerson sich stets eine lebhafte, optimistische Phantasie geltend macht, so herrscht bei John William Draper eine materialistische Anschauung der Dinge vor. In seiner von A. Bartels aus dem Englischen ins Deutsche übertragenen „Geschichte der geistigen Entwicklung Europas“ sucht Draper durch das Medium der Physiologie der Geschichtsforschung in geistreicher Weise eine neue Seite abzugewinnen.

Nach dem eigenen Urtheile der Amerikaner hat die amerikanische Poesie durch Emerson's philosophische Bestrebungen einen neuen Aufschwung, und zwar in nationalem Sinne, genommen. Seit langer Zeit hat Emerson seinen bleibenden Wohnsitz in Concord, welches nur wenige Meilen von Boston und Cambridge entfernt und aus den Erignissen des Unabhängigkeitskrieges geschichtlich bekannt ist, genommen; seine Landsleute nennen ihn daher den Philosophen von Concord. Thynall hat ihn gegen die Angriffe, welche er als Philosoph von verschiedenen Seiten, und zwar mit Unrecht, erfahren, in Schutz genommen durch die Bemerkung, daß man, um Emerson richtig zu beurtheilen, bei ihm nicht den Dichter von dem Denker trennen müsse. Wir lassen dahingestellt sein, ob diese Vertheidigung eine glückliche ist, jedenfalls scheint uns das poetische Element in Emerson das philosophische zu überwiegen. Er selbst hält jede Wissenschaft für „falsch“ (false), welche „unpoetisch“ (unpoetical) ist. In dieser Beziehung ist sein Gedicht „The House“ charakteristisch (vergl. Anhang Nr. 4).

Von Emerson's nationalen Gedichten verdienen hier zwei hervorgehoben zu werden, seine „Concord-Hymne“, die er zur Feier der Enthüllung des Concord-Denkmales am 19. April 1836 verfaßte, und das Gericht „Boston“, dem das Motto „Sicut patribus, sic Deus nobis“ beigegeben war. Eine hochpoetische Auffassung der Natur spiegelt sich wider in „Der Schneesturm“ (The Snow-Storm) und dem sinnigen kleinen Gedichte „Thine Eyes still shined“ (vergl. Anhang Nr. 5). Wie so viele seiner Landsleute zeichnet sich auch Emerson als öffentlicher Vorleser aus; und nicht wenige der von ihm gehaltenen Vorlesungen sind im Druck erschienen, wie z. B. der am 30. März 1878 gehaltene Vortrag über die „Zukunft der Republik“ (Fortune of the Republic).

Wie Ralph Waldo Emerson auf dem Gebiete der Philosophie und der Lyrik als epochemachend angesehen wird, so darf, vielleicht mit noch mehr Grund, Nathaniel Hawthorne in Bezug auf die amerikanische Romanliteratur als ein neu aufgehender leuchtender Stern bezeichnet werden, in dessen wunderbarem Glanze sich das amerikanische Geistesleben eigenthümlich widerspiegelt. Er verbindet, wie Tuckerman sagt, das metaphysische Talent von Charles Brockden Brown mit der eleganten Diction Washington Irving's. Hawthorne wurde am 4. Juli 1807 zu Salem in Massachusetts, der alten Puritanerstadt, geboren; seine Familie gehörte zu den angesehensten und ältesten des Landes. Er besuchte, zusammen mit Henry Wadsworth Longfellow, das Bowdoin-College zu Brunswick im Staate Maine und war bemüht, sich nach den verschiedensten Richtungen hin gründliche Kenntnisse zu erwerben. Nachdem er das College verlassen hatte, lebte er, selbst von Familienkreisen abgeschlossen, in einsiedlerartiger Zurückgezogenheit in seiner Geburtsstadt literarischen Arbeiten hingegessen. Er liebte es, bei nächtlicher Weile die Straßen zu durchwandern und, wie Emerson sich ausdrückte, „sein Nachtroß zu tummeln“. Bei Tage schrieb er dann die Gebilde seiner Phantasie, welche die Nacht geboren, nieder, doch nur, um einen großen Theil derselben sofort wieder zu verbrennen. Längere Zeit hindurch ließ er reizende Phantasiestücke und schön geschriebene Erzählungen in Zeitschriften, z. B. in der von S. G. Goodrich herausgegebenen Jahresschrift „The Token“, erscheinen, doch ohne in besonderem Grade die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf sich zu lenken; nur nähere

Bekannte, wie z. B. George Bancroft und R. W. Emerson, schätzten ihn schon damals hoch und wußten sein eigenhümliches Talent nicht genug zu rühmen. Im Jahre 1838 erhielt er eine Anstellung beim Zollhause der Vereinigten Staaten zu Boston, und wenn ihm die Erfüllung der mit diesem Amte verbundenen Pflichten auch durchaus nicht angenehm war, so hat seine geistige Entwicklung durch die besagte Stellung doch in keiner Weise gelitten. Er wurde vielmehr, wie einer seiner persönlichen Freunde, G. S. Hillard mit Recht bemerkt, durch die gewissenhafte Ausübung seiner Amtspflichten seinem träumerischen Phantasieleben entrissen und gezwungen, dem wirklichen Leben und dessen Ansprüchen Genüge zu thun. Lange hielt jedoch Hawthorne die prosaische Lebensweise als Zollbeamter nicht aus, sondern schloß sich, seinen phantastischen Neigungen folgend, nach einigen Jahren einem Fourieristischen Unternehmen, der sogenannten Brook-Farm-Community zu Roxbury bei Boston, an. Der eigentliche Gründer dieser socialistischen Institution war der am 4. Juli 1880 verstorbene George Ripley, jedoch standen derselben viele hervorragende Gelehrte, Dichter, Künstler und Journalisten, auf welche das amerikanische Volk mit stolzer Genugthuung blickt, nicht fern (vergl. Heinrich Semler, „Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika“ S. 140 ff. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1880). Hawthorne erklärt selbst seinen Aufenthalt auf der erwähnten Brook-Farm für „die romantischste Episode“ seines ganzen Lebens und schrieb zur Erinnerung daran den interessanten Roman „Blithedale“. Nachdem er des Zusammenlebens mit der Socialistengesellschaft zu Roxbury überdrüssig geworden war, kehrte er mit verdoppeltem Eifer zur literarischen Thätigkeit zurück und gab, da er inzwischen ein beliebter Schriftsteller geworden war, seine früheren Aufsätze und Erzählungen unter dem Titel „Twice told Tales“ heraus. Von 1843—46 lebte er mit seiner Frau glücklich und zufrieden in einem alten Hause bei Concord, woselbst er, in Erinnerung an die Zeiten des Unabhängigkeitskrieges, jene Skizzen verfaßte, die unter dem besscheidenen Namen „Mosses from an old manse“ seinen Namen zuerst in Europa bekannt machten; daneben schrieb er auch das „Journal of an African Cruiser“.

Als James Knox Polk den Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten

bestiegen und George Bancroft als Marineminister in sein Cabinet berufen hatte, erhielt Hawthorne durch Vermittelung des letzteren im Jahre 1846 die Stelle eines Zollinspectors (surveyor) im Hafen von Salem. Er benützte seine amtliche Stellung, wie er dies früher schon in Boston gethan hatte, zur Ansammlung von Material für spätere Geistesarbeiten, indem er sich eine möglichst genaue Kenntniß von allen den Dingen verschaffte, die im geschäftlichen Leben vorkommen und zur Ausmalung der Scenerien seines Heimatlandes dienen konnten. Seine beiden größern Romane: „The Scarlet Letter“ und „The House of the Seven Gables“, liefern den schlagentesten Beweis, wie Hawthorne es verstand, die gewöhnlichsten und unscheinbarsten Dinge und Verhältnisse durch eine originelle Auffassung und durch geistvolle Bemerkungen in einem ungewöhnlichen und zauberhaften Lichte erscheinen zu lassen. Nachdem die Präsidentur Polk's ihr Ende erreicht und Zacharias Taylor im Jahre 1849 in das Weiße Haus eingezogen war, verlor Hawthorne seinen Zollamtsposten in Salem und ließ sich für einige Zeit in dem von den Grünen Bergen durchzogenen Berkshire County in der Stadt Lenox nieder. Hier schrieb er u. A. die Biographie des ihm von seinen Schuljahren her bestreuten Generals Franklin Pierce. Aus Dankbarkeit verlieh Pierce, als er 1853 das Präsidentenamt der Union angetreten hatte, Hawthorne das einträgliche Consulatsamt zu Liverpool. Die literarischen Früchte von Hawthorn's Aufenthalt in England sind die zwei wertvollen Werke: „Our Old Home“ und „English Note-Books“; auch in ihnen zeigt er sich, wie man von ihm mit einem bezeichnenden Wort gesagt hat, „ideally true to the real“. Gegen Ende der fünfziger Jahre, nachdem er 1857 seinen Consulatsposten aufgegeben, machte Hawthorne eine Reise nach Italien, deren Eindrücke wir zum Theil in seinem Roman „Transformation or the Romance of Monte Beni“ wiederfinden. Aus Italien nach Amerika zurückgekehrt, lebte er, den Verkehr mit einigen ältern Freunden ausgenommen, ganz seiner Familie und seinen literarischen Arbeiten. Seine Gesundheit war nie die stärkste gewesen, und so beschloß er im Frühjahr 1864 mit seinem Jugendfreunde, dem Expräsidenten Pierce, eine Erholungsreise nach den Weißen Bergen in Newhampshire zu machen. Auf dieser Reise überraschte ihn aber am 19. Mai der Tod; eine Novelle, die

er wenige Wochen vorher für das „Atlantic Monthly“ zu schreiben begonnen hatte, blieb unvollendet.

Nathaniel Hawthorne stammt in gerader Linie von den alten Puritanern her, die in der Colonialzeit die Stadt Salem in Massachusetts gründeten. Einer seiner Vorfahren hat sich besonders bei den Hexenprozessen, welche im Jahre 1692 so zahlreich in Salem stattfanden, durch fanatische Verfolgungswuth hervorgethan. Generationen hindurch waren die Hawthornes oder Hathornes, wie sie sich auch zu schreiben pflegten, Seeleute gewesen, indem der Sohn das Gewerbe des Vaters ergriff und sich erst in hohem Alter und von Wind und Wetter gebräunt in Salem zur Ruhe setzte. Der letzte Kapitän Hawthorne, der Vater unsers Dichters, starb zu Kalkutta im Jahre 1810. Nathaniel Hawthorne theilte indeß die Neigung seiner Vorfahren für das Seeleben nicht; er war überhaupt, im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute, kein Freund vom Reisen, sondern liebte ein stilles, vom Geräusche der Welt zurückgezogenes Leben. Trotzdem ist es ihm vielleicht mehr als irgendeinem andern amerikanischen Dichter gelungen, die Geschichte Neuenglands, namentlich in der Colonialzeit, poetisch zu verklären und seinem Heimatlande ein hohes ästhetisches Interesse zu verleihen. „Er hat“, heißt es von ihm in den „Leaves from the Diary of a Dreamer“, „über Neuengland einen poetischen Reiz ausgespülten wie John Wilson in seinen „Lights and Shadows“ über das schottische, Washington Irving in seinem „Sketch Book“ über das englische Leben und Charles Lamb in „Elia“ über das Leben in London. Seine besten Sachen sind die, in denen das rein Menschliche vorherrscht. Eine edle Gesinnung und tiefe Moralität sprechen sich zwar auch in seinen Allegorien aus, aber manchmal lassen diese doch bei allem Aufwande seiner reichen Phantasie kalt und gewinnen unsere Sympathieen nicht in dem Grade, wie diejenigen seiner Schriften, in denen das Spiel des Herzens das finstere Walten des Ulsichtbaren und Uebernatürlichen in wohlthuender Weise unterbricht. Hawthorne's Schriften müssen wie fast alles, was wirklich Individualität und Originalität besitzt, in der richtigen Gemüthsstimmung gelesen werden; dann wird manchem die Delicatesse, die zarte Schönheit und der Geist der Ruhe in seinen Werken erst recht

zum Bewußtsein kommen, denn sie sonst vielleicht fade und manierirt erscheinen möchten.“

Man hat Nathaniel Hawthorne mit Wilhelm Raabe verglichen, und nicht mit Unrecht. Beide sind originelle Dichter und Denker, beide haben einen hohen Grad von Gestaltungskraft, beide besitzen die Fähigkeit, alltägliche Dinge poetisch aufzufassen und ihnen durch wenige Pinselstriche den Schein des Ungewöhnlichen zu verleihen. Der Unterschied von beiden besteht aber darin, daß Raabe bei all seinem Ernst doch wieder ein fröhlicher Genosse in seinen Erzählungen ist, während als Grundton in Hawthornes Phantasiestücken überall und in hohem Grade eine strenge, puritanische Melancholie vorwaltet, die nur hin und wieder durch einen leisen Anflug von Humor unterbrochen wird. Die größern Erzählungen und Romane Hawthorne's, wie z. B. „The Scarlet Letter“, „The Blithedale Romance“, „The House of the Seven Gables“ und „The Marble Faun“, beweisen sämmtlich in höchstem Grade die Vorliebe des Dichters für das Seltsame, Geheimnisvolle und Schreckliche. Am meisten ist dies der Fall mit dem „Scarlet Letter“ und dem „House of the Seven Gables“. In beiden Romanen bewährt er seine Meisterschaft im Bergliedern und Ausmalen der Gefühle und Empfindungen schuldbewusster Menschen, die, wenn sie auch nach außen hin noch eine hohe Stellung im Leben einnehmen und geachtet dastehen, in ihrem Innern doch fast niedergedrückt und aufgerieben werden von der Last und Qual ihrer Sünden. Vorzugswise kommen im „Scarlet Letter“ Stellen vor, welche mit einer Macht und Intensität die Kraft und Stärke des Frauenherzens, namentlich der Mutter, im Lieben und Leiden zur Anschauung bringen, wie dies selten einem Dichter der ältern und neuern Zeit irgendeiner Nation gelungen ist. Wenn Hawthorne in diesen Dichtungen auch noch nicht, wie sein Landsmann Poe, sich in der Schilderung des Schänderhaften und Gräßlichen gefällt, so schweift er doch bereits an die Grenze des Manierirten. Er fühlt sich unwiderstehlich von dem Zauberhaften, dem Mysteriösen, dem Uebernatürlichen angezogen; in seinen Schriften wechseln Licht und Schatten in wunderbarer, fast geisterhafter Weise ab. Uns ist kein Autor bekannt, der mit festerem und sichererem Schritte als er jenes Zwielichtgebiet betritt, welches die sichtbare Welt mit der unsichtbaren

verbindet. Die Geschicklichkeit, womit er das gewöhnliche Leben mit geheimnisvollen Fäden zu durchweben versteht, die feste Hand, mit der er die düster gefärbten Bilder seiner Phantasie vorzuführen vermag, die spannende Kunst, womit er seine Probleme halb ungelöst läßt und in des Lesers Geist den Zweifel wach ruft, ob er, der Autor, an die von ihm selbst geschaffenen Wunder glaubt oder nicht, dies alles gehört zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten Hawthorne's. Sein Genius fühlte sich mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem magischen Halbdunkel der Geisterwelt hingezogen. Als ihn sein Freund G. S. Hillard einstmals bat, er möchte doch eine Novelle schreiben, die von Anfang bis zu Ende freudig und sonnig wäre, gab er lächelnd die Antwort, daß ihm dies ganz unmöglich sei; die Sonne der Freude würde nur zu bald von düstern Wolken beschattet werden, gespensterhafte Gestalten würden sich gegen seinen Willen einschleichen und alle Lustigkeit verschrecken. „Wer ihn kannte“, sagt Hillard, „kann keinen Augenblick daran zweifeln, daß in diesen Werten keine Spur von Affectation enthalten ist“.

Sein Roman „Das Sieben-Giebel-Haus“ spielt in seiner Geburtsstadt Salem. Der Autor greift in demselben auf die ersten Colonialzeiten, wo noch die eingeborenen Indianer mit den weißen Einwanderern Verträge über Ländereien u. s. w. abgeschlossen, zurück, berührt dann die von den alten Puritanern in grausamer Weise veranstalteten Hexenprocesse und zeigt im Verlaufe seiner Erzählung, wie aus einem solchen Prozeß für spätere Generationen gute und böse Folgen erwuchsen. Die selbstsüchtige Verfolgungswuth, womit der strenge Puritaner Oberst Pyncheon die Hinrichtung des armen Matthew Maule als eines Hexenmeisters betreibt, zieht einen Fluch auf die Familie des ersten herab, der erst dadurch gelöst wird, daß ein Nachkomme Maule's eine Tochter aus dem Hause der Pyncheon in freier Liebe heimsüchtigt. Oberst Pyncheon war ein herzloser Heuchler, zeichnete sich aber durch eine eiserne Energie des Willens aus; Matthew Maule dagegen war, wenn auch ein geringer Mann, ebenfalls hartnäckig in der Vertheidigung seines Rechts und es gelang ihm auch, mehrere Jahre hindurch die paar Acker Land, welche er mit sanerim Schweiße aus dem Urwalde gehauen, um sich darauf einen Garten einzurichten und eine Hütte zu bauen, gegen die Habjucht Pyncheons zu beschützen. Endlich siegte jedoch der reiche und

angesehene Puritaner über den angeblichen Hexenmeister; er erbaute auf derselben Stelle, wo die Blockhütte des letztern gestanden, das Sieben-Giebel-Haus und gewährte damit dem Geiste des am Galgen gestorbenen Maule das Privilegium, in diesem Hause als Gespenst umzugehen. In wahrhaft erschütternder Weise malt nun der Verfasser das fernere Schicksal der Phyneon-Familie aus, deren männliche Mitglieder meistens ihrem Ahnherrn, dem Obersten Phyneon, ähnlich sind. Rührend ist namentlich die ergreifende Schilderung der Lage der alten Miss Hepzibah Phyneon und ihres unglücklichen Bruders Cliford. Einem alten aristokratischen Geschlechte entsprossen, hat Miss Hepzibah stets der Ansicht gehuldigt, „dass sich eine Dame unwiderruflich dadurch beslecke, wenn sie um des lieben Brotes willen zu einem gewöhnlichen Erwerbszweige greife“. Allein die Armut, welche ihr, nicht durch ihre Schuld, sondern als Folge der Sünden ihrer Vorfahren, das ganze Leben hindurch dicht auf den Fersen gewesen war, hatte sie endlich eingeholt. In ihrem 60. Lebensjahre sah sie sich gezwungen, niedrige Arbeiten zu verrichten oder zu verhungern; die patricische Dame verwandelte sich in ein plebeijisches Weib. Alle die Wappenschilder und Stammbäume ihrer Ahnen, die in Europa schon zwei Jahrhunderte hindurch und in Amerika noch länger eine hochgeachtete Stellung im bürgerlichen Leben eingenommen hatten, konnten den auf Hepzibah's Familie ruhenden Fluch nicht abwenden und sie nicht davor schützen, dass sie in demselben Hause, welches den äussern Glanz ihrer Familie gesehen und mit Ahnenbildern angefüllt war, zur armeligen Hökerin in einem elenden Cent-laden herabsank. Das Schicksal Hepzibah's veranlaßt Hawthorne zu folgenden Betrachtungen über das amerikanische Leben: „In dem republikanischen Amerika befindet sich, bei dem ewigen Steigen und Fallen der Wellen des sozialen Lebens, beständig jemand in Gefahr, darin zu ertrinken. Dies Trauerspiel wird ebenso oft wiederholt, wie ein beliebtes Drama an einem Feiertage, und dessen ungeachtet fühlt man dies bei uns vielleicht ebenso tief, als wenn in der Alten Welt ein Edelmann unter seinen Stand herabsinkt, wahrscheinlich aber noch tiefer, da in Amerika der Rang in der sozialen Stellung durch die gröbere Substanz des Reichtums und eines glänzenden Hauses bestimmt wird und nach dem Schwinden dieser äussern Vortheile keine geistige Existenz mehr

übrigbleibt, sondern hoffnungslos dahinscheidet". Hepzibah findet in ihrem Kampfe um das Dasein Trost und Aufmunterung von Seiten eines gewissen Holgrave, der, ohne daß die alte Dame es weiß, ein Nachkomme des durch ihren Ahnherrn als Hexenmeister hingerichteten Maule ist. „Denken Sie wirklich, Miss Hepzibah“, sagte eines Tages der junge Holgrave zu dem alten Fräulein, „daß irgendeine Dame Ihrer Familie je seit der Erbauung des Sieben-Giebel-Hauses etwas Heroischeres gehabt hat als Sie, indem Sie darin einen Kramladen errichteten? Niemals! Und wenn die Pyncheons stets und überall so energisch und edel gehandelt hätten, so zweifle ich, ob der Fluch des alten Maule, von dem Sie mir einst erzählten, so schwer gegen Sie bei der Vorsehung ins Gewicht gefallen wäre“. „Ach, nein, nein!“, erwiderte Hepzibah, der diese Anspielung auf die düstere Würde des auf ihr ruhenden Erbfluches nicht missfiel, „wenn der Geist des alten Maule oder ein Nachkomme von ihm mich heute hier hinter dem Ladenstische sehen könnte, so würden sie es die Erfüllung ihrer schlimmsten Wünsche nennen; ich aber will mich bemühen, eine gute Krämerin zu sein“. Und sie war es, bis ihr Geschick eine freundlichere Wendung nahm. Dazu, daß dies geschah, trug wesentlich der Einzug ihrer jungen, ebenso unschuldsvollen wie liebenswürdigen und schönen Cousine Phöbe in das Sieben-Giebel-Haus an der Pyncheon-Straße bei. Diese liebliche Erscheinung, die belebend wie der Sonnenstrahl wirkte, war der gute Genius des Pyncheon-Geschlechts; wohin immer sie kam, da verbreitete sie Freude und Segen. Phöbe's Vereinigung mit Holgrave löste denn auch den auf den Pyncheons ruhenden Fluch. Als Repräsentant eines wohlthuenden Humors tritt uns endlich aber der alte brave „Onkel“ Venner entgegen, dessen Weisheit kein Tropfen bittern Bodensatzes beigemischt war.

In dem Roman „Blithedale“, d. h. „Frohes Thal“, behandelt Hawthorne, wie bereits angedeutet, das Leben und Treiben der Socialisten-gesellschaft auf der Brook-Farm bei Roxbury, zu der er selbst zu Anfang der vierziger Jahre gehörte. Die Erzählung enthält jedoch mehr Dichtung als Wirklichkeit; die darin geschilderten Charaktere sind keine treuen Porträts wirklicher Personen, sondern Phantasiegebilde, denen indeß eine lebensvolle Färbung durchaus nicht abzusprechen ist; man hätte sie, wie der Dichter selbst in der Vorrede sagt, wohl auf der Brook-Farm

zu finden erwarten können. Hollingsworth, ein gewesener Grobschmied, ist ein rauher, eiserner Charakter, der mit unerschütterlicher Zähigkeit der Verwirklichung philanthropischer Hirngespinste nachjagt und, trotz seiner bäuerischen Sitten, die Liebe zarter und edler weiblicher Wesen gewinnt, doch nur um sie unglücklich und elend zu machen. Zenobia ist ein hochsinniges schönes Weib, welches sich an den enggezogenen Schranken seines Geschlechts wund stößt und den Dualen der Eifersucht durch Selbstmord zu entgehen sucht; einen schneidenden Gegensatz zu ihr bildet ihre Stiefschwester Priscilla, eine liebliche, ätherische Gestalt, deren hochgespannte Nerven ihr sibyllinische Eigenschaften verleihen. Der Vater dieser beiden Frauengestalten, die beide für Hollingsworth in leidenschaftlicher Liebe erglühen, ist ein gewisser Moodie, eigentlich Fauntleroy, ein herabgekommener Wüstling, dessen Fehltritte an seinen Töchtern geführt werden. Coverdale endlich, ein lyrischer Dichter, der das Leben mit einem feurigen Aufschwung beginnt und mit jugendlicher Glut nach dem Edelsten und Besten ringt, gelangt schließlich zum Standpunkt der vollsten Resignation und endet als ein über die Eitelkeit der Welt reflectirender Philosoph; er läßt sich u. A. über Hollingsworth's Bestrebungen also vernehmen: „Die Moral, welche meine Reflexionen aus Hollingsworth's Charakter und Irrthümern ziehen, ist einfach die, daß, wenn wir auch zugestehen, daß die sogenannte Philanthropie, sobald sie als Beruf getrieben wird, durch ihren energischen Impuls der Gesellschaft im allgemeinen öftmals nützt, sie doch für das einzelne Individuum, dessen herrschende Leidenschaft sie in einseitiger Weise wird, stets sehr gefährlich ist. Sie zerstört oder ist im höchsten Grade dazu angehalten, das Herz zu zerstören, dessen reiche Säfte die Vorsehung niemals dazn bestimmt hat, gewaltsam ausgepreßt und destillirt zu werden, sondern dazu, das Leben durch Milde und Sanftmuth wohlthätig zu machen und unmerklich andere Herzen und andere Kräfte zu dem gleichen gesegneten Zwecke zu beeinflussen. Hollingsworth's Streben erinnert an John Bunyan's Schilderungen und beweist aufs neue, daß sich nicht an der Pforte des Himmels ein Nebenweg befindet, der zur Hölle hinabführt“. Auch durch „Blithedale“ zieht sich vielfach derselbe mythische, gespensterhafte Ton, der so oft im „Sieben-Giebel-Haus“ anklang und das unabwendbare Herannahen der strafenden Nemesis verkündete.

Verschieden von seinen meisten andern Werken und nahezu ganz frei von allem nebelhaften Mysticismus und unheimlichen Dunkel oder „gorgeous gloom“, wie ein englischer Kritiker sich ausdrückt, ist die „Our Old Home“ betitelte Schrift, welche im Jahre 1863 im Druck erschien und eine höchst anziehende Schildderung seiner Erlebnisse und Schicksale in England während seiner Consulatsstellung zu Liverpool enthält. Hawthorne hat dies Buch mit grossem Fleisse ausgearbeitet, sodass es, was die äußere Form, den Reiz der Darstellung und die Schönheit des Stils anbetrifft, vielleicht die beste und vollkommenste aller seiner literarischen Arbeiten ist. Aber auch der Inhalt verdient das vollste Lob, denn er bietet uns in reichster Fülle ein naturgetreues und doch poetisch aufgefasstes Bild englischen Lebens und Treibens in Stadt und Land. Bald nach seinem Tode erschien eine reiche Sammlung von Notizen, Sentenzen und Briefstückchen des Dichters unter dem Titel „Note-Books of Nathaniel Hawthorne“ im Druck. Diese Notizen u. s. w. beginnen mit seinem 24. Lebensjahr und lassen uns während eines Zeitraums von mehr als 18 Jahren einen tiefen Einblick in Hawthorne's Leben thun. Das Tagebuch, wenn man anders die „Note-Books“ mit diesem Ausdruck bezeichnen darf, erregte nicht nur in der Heimath des Dichters in literarischen Kreisen großes Interesse, sondern veranlasste auch die renommirte Verlagsbuchhandlung von Smith, Elder and Co. in London, „Passages from the American Note-Books of Nathaniel Hawthorne“ in zwei Bänden herauszugeben. Das in Rede stehende Werk trägt ebenso wenig wie „Our Old Home“ den Stempel des Geheimnissvollen und Schrecklichen; vielmehr waltet darin, im Gegensatz zu den übrigen Schriften des Autors, eine sanfte, versöhnungsvolle Melancholie, ähnlich wie in einer stürmischen, von Gewitterblitzen erleuchteten Nacht ein klarer Sternhimmel herauszieht, der das Aufgehen einer freundlichen Morgensonne verspricht. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die „Note-Books“ ganz frei von seltsamen Einfällen und Bemerkungen sind; so tröstet z. B. der Autor einmal ein kinderloses Ehepaar mit den scheinbar herzlosen Worten: „Eine Ehe, aus der zehn Kinder entsprangen, gab Veranlassung zu zehn Leichenbegägnissen“. Ein anderes mal ruft er aus: „Was sollte aus uns werden, gäbe es nicht Feuer und Tod?“ „Wir gratuliren uns zu-

weilen", heißt es an einer andern Stelle, „dass wir aus einem ängstlichen Traume erwachen, vielleicht werden wir dasselbe in dem Augenblicke thun, wo wir gestorben sind“. Der Gedanke an den Tod ist Hawthorne überhaupt niemals schrecklich; möglich, daß er mit Bacon fühlte und dachte: „Pompa mortis magis terret, quam mors ipsa“. Der sich in den Wasserpflügen der Straße abspiegelnde Himmel ließ ihn, wie eine Stelle in den „Note-Books“ beweist, ganz den Schmutz vergessen, der die Straße bedeckte; sein Blick und seine Gedanken, die eben noch auf und an der Erde hasteten, schwingen sich mit Leichtigkeit bis zum Himmel empor. Er gleicht eben, wie schon früher angedeutet, jenen leichtbeschwingten, glänzenden Schmetterlingen, die aus jeder Blume Honig saugen.

Über das Leben Hawthorne's in England geben seine „English Note-Books“, die von seiner Frau mit einer erläuternden und ergänzenden Einleitung versehen und herausgegeben wurden, vielfach trefflichen Aufschluß; so erkennen wir z. B. aus ihnen, daß sein Sinn für die bildenden Künste wesentlich erst in England geweckt wurde. Für Musik scheint er keine besondere Vorliebe gehabt zu haben; wenigstens enthalten seine biographischen Notizen nur ganz unbedeutende Bemerkungen darüber. Ob auch seine „Italian Note-Books“ bereits in Buchform erschienen sind, ist uns nicht bekannt geworden. Der auf dem Boden Italiens sich abspielende Roman „Transformation or the Romance of Monte Beni“ gehört zu den schwächeren Schöpfungen der Hawthorne'schen Muse. Der Dichter zeigt zwar auch hier die ihm stets zu Gebote stehende eigenthümliche Kraft in der Lösung psychologischer Probleme, aber er beherrscht das Terrain, auf welchem die Handlung vor sich geht, nicht in demselben Maße wie in den Erzählungen, die uns amerikanische Gegenden und Situationen vorführen. Graf de Monte-Beni, ein von sinnlicher Lebenslust übersprudelnder Italiener, liebt mit der vollen Glut des Südländers eine Malerin, Miriam mit Namen, von der sich die Künstler in Rom die wunderbarsten, aber nicht selten widersprechendsten Dinge erzählen. Auf einem nächtlichen Spaziergange, den Miriam, der Graf und mehrere Künstler beim Mondenscheine durch verschiedene Straßen und Gegenden Roms machen, wird die Künstlerin von einer geheimnißvollen Gestalt verfolgt; man befindet sich hart an dem Rande des Capitolinischen

Hügels, und Graf Monte-Beni, durch einen Blick seiner Geliebten dazu aufgefordert, stürzt den unbekannten Verfolger in die Tiefe. Diese That ruft aber in der Seele des Grafen bald eine vollständige Umwandlung hervor, und nun entfaltet Hawthorne wieder sein ganzes Talent in der ergreifenden Schilderung schuldbewußter Seelenzustände und erschüttern der Gemüthsleiden.

Wie Professor Dr. M. Lazarus in seiner trefflichen Schrift „Das Leben der Seele“ ausführt, gibt es drei Arten von Humor: 1) den tragischen, wo die Idee in ihrer Ohnmacht gegen das Wirkliche erscheint; 2) den komischen, wo die Idee siegt; 3) den absoluten, wo weder Sieg noch Niederlage, sondern ein Friedensschluß, zwischen Ideal und Wirklichkeit stattfindet. Wenn diese Eintheilung richtig ist, so ist der Humor Hawthorne's, dessen wir kurz oben erwähnten, sicherlich mehr von der ersten und zweiten als von der dritten Art. Seinem Humor, der fast immer einer sittlichen Quelle entspringt, ist allemal ein gut Theil Pathos beigemischt; und wenn es, wie Lazarus meint, Humor ist, „auch im Thautropfen ein Spiegelbild der Welt zu erkennen und zu würdigen“, so ist Hawthorne auch dieses Humors theilhaftig. Auf seinen Sohn Julian Hawthorne, der auch Novellen schreibt, ist das Talent des Vaters nicht übergegangen.

Verwandt mit Nathaniel Hawthorne, und doch wieder himmelweit von ihm verschieden, ist Edgar Allan Poe, der mit vollstem Recht zu der Zahl der sogenannten „unglücklichen Dichter“ zu zählen ist. Ueber ihn gibt es die verschiedensten Urtheile; während die einen ihn für den größten aller amerikanischen Dichter halten, erklären ihn andere für halb unzurechnungsfähig und seine Gedichte und Erzählungen für kaum des Lesens werth. Er theilt hierin das Los des ihm geistesverwandten englischen Dichters Coleridge. Um Poe's Dichterwerth Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man den „Dichter“ streng von dem „Menschen“ unterscheiden. Ein solches Verfahren empfiehlt sich überhaupt nicht nur bei einer großen Anzahl von Dichtern und Künstlern der verschiedensten Nationen, sondern auch bei manchen andern hervorragenden Persönlichkeiten, die in der Wissenschaft, in der Politik oder auf einem sonstigen Gebiete des menschlichen Wirkens und Schaffens ihre Namen unsterblich machten. Genialität und Moralität sind eben nicht immer identisch.

So wenig wie physiologische und anatomische Bergliederung eines Singvogels uns in das Geheimniß seines melodiösen Gesanges einweih't, ebenso wenig werden wir den dichterischen Werth eines Menschen richtig begreifen und würdigen, wenn wir die Schöpfungen seiner Phantasie vornehmlich nach dem Maßstabe einer rigorosen Sittlichkeit beurtheilen. Dies gilt namentlich von Poe, der mit der größten dichterischen Begabung große moralische Schwächen verband.

Edgar Allan Poe, im Januar des Jahres 1811 zu Baltimore in Maryland geboren, stammte aus einer sehr geachteten Familie, wenn auch seine eigenen Eltern kein Muster eines streng sittlichen Lebenswandels waren. Sein Urgroßvater, John Poe, heirathete die Tochter des englischen Admirals McBride; sein Großvater aber diente mit Auszeichnung als Offizier im Revolutionskriege. Der vierte Sohn dieses Revolutionskämpfers war der Vater unsers Dichters und studirte anfangs Jurisprudenz; allein eine heftige Neigung, die er für eine schöne Schauspielerin Namens Elisabeth Arnold empfand, veranlaßte ihn, seine juristische Laufbahn aufzugeben und sich ebenfalls der Bühne zu widmen. Das junge Ehepaar lebte sechs oder sieben Jahre zusammen, wanderte von einem Theater zum andern und hinterließ, nachdem beide Gatten kurz hintereinander gestorben waren, drei Kinder in den traurigsten Vermögenszuständen. Edgar, das zweitgeborene Kind, war ein netter und munterer Junge und wurde von Hrn. Allan, einem reichen Kaufmann zu Richmond in Virginien, der keine eigenen Kinder hatte, adoptirt und erhielt den Beinamen Allan. Der talentvolle Knabe wurde von seinen Adoptiveltern mit großer Liebe und Sorgfalt erzogen, theilsweise sogar etwas verzärtelt; er besuchte die besten Schulen und begleitete seine Adoptiveltern im Jahre 1816 auf einer Reise nach Europa. Hier wurde er der renommierten Erziehungsanstalt eines gewissen Dr. Bransby zu Stoke Newington, in der Nähe von London, übergeben und blieb daselbst vier oder fünf Jahre. Alles, was wir von ihm aus dieser Zeit wissen, hat er selbst später in der spukhaften Geschichte „William Wilson“ erzählt; er beschreibt mit großer Genauigkeit seine Erinnerungen aus seinen Schuljahren in England und entwirft ein lebensvolles, charakteristisches Bild von dem Schulhause in Stoke Newington und dessen Umgebungen. Als er 1822 nach Amerika zurückkehrte, besuchte

er kurze Zeit die Akademie zu Richmond und bezog alsdann die virginische Universität Charlottesville. Die sorgfältigste Erziehung, welche ihm durch seine Adoptiveltern zutheil geworden war, scheint indeß nicht im Stande gewesen zu sein, die ersten unheilvollen Eindrücke zu verwischen, die sein reizbares Gemüth in frühesten Jugend durch das ungeordnete, dissolute Leben seiner wirklichen Eltern erhalten hatte. Dies trat zuerst auf der genannten Universität hervor. Obgleich Edgar Allan Poe nur eine schwache körperliche Constitution besaß und in mancher Hinsicht verweichlicht war, so leistete er doch in vielen gymnastischen Übungen und Spielen, z. B. im Schwimmen, ganz Außerordentliches; und sein ungezügeltes Leben hinderte nicht, daß er sich in wissenschaftlicher Hinsicht auszeichnete. Er hätte zweifelsohne sein Examen glänzend und mit Ehren bestehen können, wenn er nicht wegen seiner wilden Ausschweifungen von der Universität verwiesen worden wäre. Sein Adoptivvater versah ihn in liebevollster Weise mit Geld; dennoch befand sich Poe stets in Schulden, die um so größer wurden, je mehr er sich der Leidenschaft des Spieles hingab. So geschah es, daß er eines Tages den Entschluß faßte, Charlottesville zu verlassen, und, dem Beispiel Lord Byron's folgend, den Griechen in ihrem Unabhängigkeitskampfe gegen die Türken beizustehen. Allein er kam niemals nach Griechenland hin. Alles, was uns von seinem Aufenthalt in Europa bekannt ist, läuft darauf hinaus, daß er in Petersburg durch seinen Leichtsinn in große Bedrängniß geriet und nur durch die bereitwillige Unterstützung des dortigen amerikanischen Gesandten, Middleton, in den Stand gesetzt wurde, glücklich wieder in seine Heimath zurückzukehren. Hr. Allan nahm ihn mit großer Milde und Freundlichkeit auf, er verzehrt dem wilden Jungen nicht nur, sondern verschaffte ihm auch noch eine Stelle als Cadet auf der Militärschule zu West-Point. Hier lag er eine Zeit lang seinen Studien mit großem Eifer ob; auf die Dauer vermochte er aber die militärische Disciplin nicht zu ertragen, er begann wieder ein zuchtloses Leben und wurde nach Ablauf von zehn Monaten mit Schimpf und Schande aus der Akademie weggewiesen. In Richmond angelangt, fand er abermals bei Hrn. Allan eine nachsichtige, liebevolle Aufnahme, doch hatte sich daselbst vieles verändert. Seine Adoptivmutter, die stets einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausgeübt hatte, war gestorben und

sein Adoptivvater hatte sich wieder verheirathet und zwar mit einer jungen, schönen Frau. Mit dieser gerieth Poe in Streit. Die Ursache dieses Streites wird verschieden angegeben; derselbe muß indes sehr ernster Natur gewesen sein, denn sein Adoptivvater sagte sich diesmal völlig von ihm los und hatte auch bei seinem Tode, der im Jahre 1834 erfolgte, in seinem Testament Poe's mit keiner Silbe gedacht.

Als Poe das Haus Allan's für immer verließ, befand er sich in einer sehr traurigen Lage, allerdings wesentlich durch seine eigene Schuld. Er ging nach Baltimore und veröffentlichte hier unter dem Titel „Al Aaraaf“ und „Tamerlane“ ein Bändchen Gedichte, die er wahrscheinlich zumeist in seinem 15. und 16. Lebensjahre verfaßt hatte. Wenn diese Gedichte auch bei dem Publikum leidlich gefielen, so sagte ihm selbst die literarische Laufbahn doch bald nicht mehr zu, und er ließ sich als gemeiner Soldat bei der stehenden Armee anwerben. Hier erkannten ihn einige Offiziere, mit denen er zusammen in West-Point gewesen war; dieselben interessirten sich für ihn und waren im Begriff, ihm eine Offiziersstelle zu verschaffen, als der unbeständige und leichtsinnige Mensch plötzlich desertirte. Jetzt ward er wieder literarisch thätig und zwar mit Glück. Er gewann im Jahre 1833 bei einem Preisauftreiben für eine gute Erzählung in Prosa den ersten Preis, der in 100 Doll. bestand. Diese prämierte Erzählung, welche den Titel „Manuscript found in a Bottle“ trug, zeigte bereits in hohem Grade alle die Eigenthümlichkeiten, die später bei Poe hinsichtlich seines Stils und seiner Erfindungsgabe in so merkwürdiger Weise hervortraten. Poe hatte übrigens auch den Preis gewonnen, der zu gleicher Zeit von demselben Verleger einer bellettristischen Zeitschrift für das beste Gedicht ausgesetzt worden war; die betreffenden Schiedsrichter aber wollten denselben Dichter nicht beide Preise aushändigen. Zu der Zahl der Preisrichter gehörte der von uns schon oben besprochene John P. Kennedy; als Poe dies hörte, ging er zu Kennedy und sprach sich mit vollster Offenheit gegen den ältern Collegen aus. Dieser fügte zu dem talentvollen jungen Dichter Vertrauen, versah ihn mit den nötigen Mitteln und verschaffte ihm die Stelle bei der in Richmond herausgegebenen Monatsschrift „The Literary Messenger“. Poe war auch in seiner

neuen Stellung die erste Zeit recht fleißig und ordentlich und schrieb eine ganze Anzahl von Erzählungen und Kritiken; bald aber verfiel er wieder in seine alten bösen Gewohnheiten, überwarf sich mit dem Eigenthümer des „Messenger“ und wurde von demselben aus seiner Redactionsstelle entlassen.

Es ist ein eigenthümlicher Zug in Poe's Charakter, der ihn wiederholt veranlaßte, bei denen, die er in seinem Uebermuthe bitter und schwer beleidigt hatte, nach kurzer Zeit reuig und demütig um Verzeihung zu bitten. So geschah es auch bei dem Herausgeber des „Messenger“. Poe erhielt, nachdem er seine Schuld reumüthig eingesehen und bekannt hatte, die verlorene Stellung wieder und blieb in derselben, obgleich er häufige Rücksäfte hatte, bis zum Januar 1837. Um diese Zeit verließ er Richmond und ging nach New-York, von wo er jedoch bald nach Philadelphia übersiedelte. Während seines letzten Aufenthalts in Richmond, wo er einen Wochengehalt von 10 Doll. erhielt, verlobte er sich mit seiner Cousine Virginia Clemm, einem jungen und liebenswürdigen, aber armen Mädchen, das er auch kurze Zeit darauf als seine Frau heimsuchte. In Philadelphia redigirte er „Burton's Gentleman's Magazine“ ein ganzes Jahr hindurch, bis ihn Streitigkeiten mit dem Verleger die Stellung verlieren ließen. Jetzt beschloß er, ein eigenes Blatt zu gründen, ein Wunsch, den er lange sehnlichst gehegt hatte. Der Titel des Blattes war gefunden, das Motto gewählt, die Einleitung geschrieben, und die Zeitschrift sollte unter dem Namen „Stylus“ erscheinen. Allein das Unternehmen, von dem er sich goldene Berge versprochen hatte, zerplatze nur zu schnell wie eine schillernde Seifenblase, und er war froh, als er die Redaction von „Graham's Magazine“ erhielt. Selbstverständlich zankte er sich auch bald mit Graham und ging nach New-York, wo er durch seinen Freund Willis, der Redacteur des „Mirror“ war, bei diesem Blatte Beschäftigung fand. Aber auch in dieser Stellung hielt er es nicht lange aus, wenn es auch nicht gerade zu fatalen Streitigkeiten mit dem Verleger kam und er in New-York blieb.

Während seiner Thätigkeit an den vorstehend genannten Zeitschriften hatte Poe einige seiner besten Erzählungen in Prosa geschrieben, so unter andern die längere, anonym erschienene Erzählung „Adven-

tures of Arthur Gordon Pym“; außerdem veröffentlichte er eine Sammlung seiner kleinen Geschichten, welche er „Tales of the Grotesque and the Arabesque“ betitelte. Fast alle diese Arbeiten sind geschickt durchgeführt, obschon sie an einer raffinirten Excentricität leiden. Die Reise Arthur Gordon Pym's nach dem Südpol ist nach Münnichhausen's Manier verfaßt, enthält die tollsten Uebertreibungen und kühnsten Erfindungen und erschüttert die Lachmuskeln des Lesers, bis schließlich der Geisterspuß beginnt und das Lachen in Grauen und Entsetzen verwandelt. Um diese Zeit gewann er auch durch seinen „Goldläfer“ („The Gold Bug“) einen neuen Preis. Der Inhalt dieser höchst amüsanten Erzählung ist, wie Eduard Engel in einem trefflichen Essay über Poe meint, von Alexandre Dumas sen. stark bei seinem „Grafen von Monte-Christo“ benutzt worden. Es handelt sich nämlich um die Auffindung eines unermeslich großen Schatzes mit Hülfe einer Chiffreschrift, die vor unsfern Augen entziffert wird.

Bis zu dieser Zeit hatte sich Poe zwar den Ruf eines genialen Erzählers und scharfen Kritikers erworben, aber als Dichter im strengeren Sinne des Wortes hatte er noch wenig Anerkennung gefunden. Dies änderte sich indeß plötzlich durch die Veröffentlichung seines Gedichts „The Raven“ („Der Rabe“) in der newyorker Monatsschrift „American Review“ (vergl. Anhang Nr. 6). Die Erscheinung dieses effectvollen, wilden Phantasiestück verlieh ihm den Nimbus eines bedeutenden Poeten, und von allen Seiten erbaten sich die Verleger der gelesensten Zeitschriften von ihm Arbeiten und Beiträge. Die Zukunft lag hell und vielversprechend vor ihm. Er lebte auch in der That längere Zeit still und fleißig in Westchester bei New-York zusammen mit seiner Frau und deren Mutter. Allein seine Neigung, als Redacteur und Herausgeber eines Blattes zu glänzen, ließ ihn bald wieder in Gemeinschaft mit einem gewissen C. F. Briggs eine literarische Wochenschrift: „The Broadway Journal“, ins Leben rufen. Nur zu schnell folgte der unvermeidliche Streit, und das junge Unternehmen fand schon nach Ablauf eines Jahres sein Ende. In seiner Stellung als Redacteur des „Broadway Journal“ griff er in wüthender Weise Longfellow an, indem er ihn des Plagiats an seinen Gedichten beschuldigte. Zu gleicher Zeit geriet er auch mit andern literarischen Größen in bittere Fehden,

namentlich mit den in Boston lebenden Schriftstellern und Gelehrten; verschiedene Vorlesungen über Poesie hatten nicht den gewünschten Erfolg, und so sank er immer tiefer und tiefer, den Leidenschaften des Spieles und des Trunkes ergeben. Im Jahre 1848 kündigte er noch einmal in New-York eine Reihe von Vorlesungen an, um die Mittel zur Gründung einer Zeitschrift zu gewinnen; er hielt jedoch nur eine dieser Vorlesungen, und zwar über die „*Kosmogonie des Weltalls*“, die er später unter dem Titel „*Eureka, a Prose Poem*“, herausgab. Das Jahr zuvor war seine Frau gestorben, deren Krankheit ihn pecuniär so herunterbrachte, daß in öffentlichen Blättern für ihn gesammelt wurde.

Kurze Zeit nach dem Hinscheiden seiner Frau lernte Poe eine sehr gebildete Dame, eine Witwe in Rhode-Island, Mrs. Sarah Helen Whitman, kennen, welche ihm als die in einem ergreifenden Gedichte von ihm gefeierte, aber verlorene „*Venore*“ erscheinen möchte. Er verlobte sich mit ihr, die den unglücklichen Dichter um seines bessern Selbst liebte. Bald aber besann er sich eines andern und löste das kaum geschlossene Verhältniß in der brutalsten Weise. Jetzt begab er sich wieder nach Richmond, und hier ging ihm noch einmal ein Stern der Hoffnung auf. Eine geachtete und wohlhabende Frau schenkte ihm ihr Zutrauen und ihre Liebe. Der Tag der Heirath war festgesetzt. Poe wollte nur noch auf einige Tage nach New-York, um dort dringliche literarische Geschäfte abzuwickeln; er schrieb an einige seiner Freunde, daß ihm endlich einmal das Glück wieder lächle. Er reiste über Baltimore, gab daselbst sein Gepäck einem Diener, um es auf den Bahnhof nach Philadelphia zu bringen, und trat in der Absicht, eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen, in ein Restaurationslocal, wo er zufällig einige alte Bekannte traf. Diese luden ihn zum Trinken ein, er folgte, obwohl er wußte, daß er nur wenig vertragen konnte, und bald war es um ihn geschehen. Er brachte die Nacht in wüsten Genüssen zu, trat in einem Zustande von Wahnsinn auf die Straße und ward dort am nächsten Morgen in dem elendesten Zustande gefunden. Man brachte ihn sofort in ein Hospital, aber seine Lebenskraft war erschöpft; drei Tage, nachdem er seine Braut verlassen hatte, um die Hochzeit vorzubereiten, schloß er sein unruhiges Leben im Alter von 38 Jahren. Er wurde auf dem Westminsterfriedhofe in Baltimore, seiner Geburtsstadt, begraben;

kein Stein bezeichnete den Platz seiner letzten Ruhe, bis vor wenigen Jahren auf Betreiben der Lehrer der öffentlichen Schulen zu Baltimore ihm ein einfaches, aber würdiges Denkmal gesetzt wurde. Das betreffende Monument besteht aus einer marmornen Säule, die auf einer Seite das wohlgetroffene Medaillonporträt Poe's zeigt, während sich auf den andern Seiten passende Stellen aus seinen Schriften befinden. Auf der Spize der Säule sitzt ein marmorner Rabe; die Frontseite trägt folgende Inschrift: „Edgar A. Poe, born Jan. 19. 1811. Died Octob. 7. 1849. Author of ‚The Raven‘. My tantalized spirit here blandly reposes“.

Edgar Fawcett hat Poe nachstehendes charakteristisches Sonett gewidmet:

He loved all shadowy spots, all seasons drear;
All ways of darkness lured his ghastly whim;
Strange fellowships he held with goblins grim,
At whose demoniac eyes he felt no fear.

On midnights through dense branches he would peer,
To watch the pale ghoul feed, by tombstones dim;
The appalling forms of phantoms walked with him,
And murder breathed its red guilt in his ear!

By desolate paths of dream, where fancy's owl
Sent long lugubrious hoots through somber air.
Amid thought's gloomiest caves he went to prowl,
And met delirium in her awful lair,
And mingled with cold shapes that writhe or scowl —
Serpents of horror, black bats of despair!

Edgar Allan Poe war seiner äußeru Erscheinung nach schlank und von kaum mittlerer Größe; seine Bewegungen waren rasch und nervös; seine Gesichtszüge meistens bleich und ernst. Er lachte selten, war aber in der Unterhaltung lebhaft und versändig. Seine Manieren waren gefällig, obwohl man ihm anmerken konnte, daß er gewaltige Leidenschaften besaß. Sein ruhe- und regelloses Leben hinderte ihn nicht, die Arbeiten, welche er gerade unter der Hand hatte, mit großer Genauigkeit und Sorgfalt zu betreiben. Ein falscher Reim war ihm unerträglich, ja selbst Druckfehler setzten ihn in Aufregung; er war äußerst empfindlich gegen alles Unkünstlerische. Als Kritiker war er sehr streng, aber

gegen andere nicht mehr als gegen sich selbst; denn trotz vieler Schwächen fehlte es ihm doch nicht an einem gewissen Adel der Gesinnung. Sein Aufsatz „A new Theorie of English versification“ beweist, daß er die meisten seiner Gedichte, den namentlich in Amerika hochgefeierten „Raben“ nicht ausgenommen, mit ebenso viel Raffinement des Verstandes als Glut der Empfindung verfaßte. Glühende Phantasie und kalte Überlegung arbeiten sich bei diesem eigenthümlichen Menschen in die Hände. Vor allen Dingen kommt es ihm auf den Effect an, dann auf die äußere Schönheit und die Melodie der Verse. Moralische Rücksichten kennt seine Muse wenig. Mit der peinlichsten Sorgfalt achtet er auf die, sozusagen architektonische Structur seiner poetischen Schöpfungen, er berücksichtigt die Wirkung gewisser Vocale im Verein mit gewissen Consonanten und verwendet in kunstvollster Weise und feinster Berechnung Alliterationen und Assonanzen. Zum Belege dieser Behauptung mögen einige Strophen aus „The Raven“ dienen:

Once upon a midnight dreary, while I pondered, weak and weary,
Over many a quaint and curious volume of forgotten lore —
While I nodded, nearly napping, suddenly there came a tapping,
As of some one gently rapping, rapping at my chamber door —

Only this and nothing more.

Ah, distinctly I remember it was in the bleak December,
And each separate dying ember wrought its ghost upon the floor.
Eagerly I wished the morrow; — vainly I had sought to borrow
From my books surcease of sorrow — sorrow for the lost Lenore —
For the rare and radiant maiden whom the angels name Lenore —

Nameless here for evermore.

„Prophet!“ said I, „thing of evil — prophet still, if bird or devil!
By that heaven that bends above us — by that God we both adore —
Tell this soul with sorrow laden, if, within the distant Aidenn,
It shall clasp a sainted maiden whom the angels name Lenore —
Clasp a rare and radiant maiden whom the angels name Lenore“.

Quoth the Raven, „Nevermore“.

„Be that word our sign of parting, bird or fiend!“ I shrieked upstarting —
„Get thee back into the tempest and the Night's Plutonian shore!
Leave no black plume as a token of that lie thy soul has spoken!
Leave my loneliness unbroken! — quit the bust above my door!
Take thy beak from out my heart, and take thy form from off my door!“

Quoth the Raven, „Nevermore“.

And the Raven, never flitting, still is sitting, still is sitting
 On the pallid bust of Pallas just above my chamber door!
 And his eyes have all the seeming of a demon's that is dreaming,
 And the lamp-light o'er him streaming throws his shadow on the floor!
 And my soul from out that shadow that lies floating on the floor
 Shall be lifted — nevermore.

Im Einklang mit seiner Theorie, die englische Sprache versificatorisch anzuwenden, behandelt Poe dieselbe in fast allen seinen Gedichten wie ein musikalisches Instrument, dem er die wunderbarsten melodiösesten Töne entlockt. Das bewußte systematische Hinarbeiten auf den äußern Effect ruft aber nicht selten eine staunenswerthe Wortmalerei hervor, die zuweilen in Reim- und Klangspielerei ausartet und alles sein mag, nur keine wahre aus dem Herzen fließende, zum Herzen dringende Poesie. Ein Musterbeispiel dieser Dichtungsweise sind „The Bells“. Poe gibt uns in diesem viertheiligen Gedicht eine poetische Nachahmung des verschiedenen Geläutes der Glocken. Das winterliche Schlittengeläute schildert er in folgender Strophe:

Hear the sledges with the bells —
 Silver bells!
 What a world of merriment their melody foretells!
 How they tinkle, tinkle, tinkle,
 In the icy air of night!
 While the stars that oversprinkle
 All the heavens, seem to twinkle
 With a crystalline delight;
 Keeping time, time, time,
 In a sort of Runic rhyme,
 To the tintinabulation that so musically wells
 From the bells, bells, bells, bells,
 Bells, bells, bells —
 From the jingling and the tinkling of the bells.

Das Geläute der Hochzeitsglocken gibt er folgendermaßen wieder:

Hear the mellow wedding bells,
 Golden bells!
 What a world of happiness their harmony foretells!
 Through the balmy air of night
 How the ring out their delight!

From the molten-golden notes
 And all in tune,
 What a liquid ditty floats
 To the turtle-dove that listens, while she gloats
 On the moon!
 Oh, from out the sounding cells,
 What a gush of euphony voluminously wells!
 How it swells!
 How it dwells
 On the Future! how it tells
 Of the rapture that impels
 To the swinging and the ringing
 Of the bells, bells, bells,
 Of the bells, bells, bells, bells,
 Bells, bells, bells —
 To the rhyming and the chiming of the bells!

Das Geläute der Sturm- und Feuerglocken schildert er also:

Hear the loud alarm bells —
 Brazen bells!
 What a tale of terror now their turbulency tells!
 In the startled ear of night
 How they scream out their affright!
 Too much horrified to speak,
 They can only shriek, shriek,
 Out of tune
 In a clamorous appealing to the mercy of the fire,
 In a mad expostulation with the deaf and frantic fire.
 Leaping higher, higher, higher,
 With a desperate desire,
 And a resolute endeavor
 Now—now to sit or never,
 By the side of the pale-faced moon.
 Oh, the bells, bells, bells!
 What a tale their terror tells
 Of Despair!
 How they clang, clash, and roar!
 What a horror they pour
 On the bosom of the palpitating air!

Die Strophe endlich, worin er das Geläute der Sterbeglocken beginnt, beginnt also:

Hear the tolling of the bells —
Iron bells!

What a world of solemn thought their monody compels!
In the silence of the night
How we shiver with affright
At the melancholy menace of their tone!
For every sound that floats
From the rust within their throats
Is a groan.

Auffallend bei diesen immerhin sehr melodievollen Formenkünsteleien ist die Menge von dem Lateinischen nachgebildeten Wörtern, wie z. B. „tintinabulation“, „voluminously“, „turbulency“, „expostulation“, „palpitating“ u. s. w. Der Totaleindruck dieser Schreibweise ist kein reiner, wohlthuender und befriedigender. Poe's Sprache und Formvollendung erinnert nicht selten an Rückert und Bodenstedt, vielleicht auch an Platen, allein es fehlt seiner Poesie, wie Eduard Engel mit Recht sagt, im Durchschnitt die lebenswarme Frische der beiden erstgenannten deutschen Dichter und vornehmlich die Kraft, der Ernst und die Würde, wodurch sich Platen vielfach auszeichnet. Die künstlich gefeilten und raffiniert componirten Verse Poe's vermögen ihn nicht auf das classisch-marmorne Piedestal zu erheben, das ein Platen einnimmt, denn er besitzt nicht den Aufschwung echter Begeisterung, die sich „im göttlichen Takte mähevoller Rhythmen geist- und seelentreich ergießt“; er besitzt nicht den Ernst der Gesinnung, der sich freilich nirgends mit tendenziöser Absichtlichkeit hervordrängen darf, aber ohne dessen festen Untergrund jede poetische Architektonik schwankt; er hat nicht die Kraft, als Lyriker aus der kleinen Welt des Gemüths herauszutreten und sich an jene Stosse zu wagen, die allein „den tiefsten Grund der Menschheit“ aufzuregen im Stande sind. Wohl aber haben beide Dichter, Poe und Platen, wenn auch aus verschiedenen Gründen, jenen Zug innerer Krankhaftigkeit und Unzufriedenheit gemein, dessen geistige Dissonanz so oft die äußere Harmonie ihrer Rhythmen stört. Die düstere Melancholie, welche so viele Dichtungen Poe's durchzieht, hat ihn auch in Deutschland begeisterte Verehrer finden lassen; in Frankreich dagegen hat er sogar Nachahmer gefunden, allerdings wohl mehr wegen seines Formtalents und seiner wild umherschweifenden Phantasie, als wegen seiner wirklichen

oder eingebildeten Gemüthsstiefe. Wenn der ältere Dumas, wie bereits erwähnt, seinen „Goldkäfer“ benutzte, so hat Jules Verne nicht minder die phantastischen Ausgebürtungen der Poe'schen Muse in seinen Romanen und Erzählungen auszubeuten verstanden. Mit der Erzählung der Abenteuer von „Hans Pfaal“ hat Poe Anlaß zu einer nicht geringen Zahl von „Mondreisen“ gegeben. Jules Verne war mit seinem „De la terre à la lune“ entschieden ein Nachfolger des amerikanischen Dichters auf diesem Gebiete, wenn er auch an Genialität der Erfindung und stilistischer Feinheit von letzterm weit übertroffen wurde. Poe's Erzählungen wurden schon bei seinen Lebzeiten häufig in französischen Zeitschriften übersetzt oder anderweitig bearbeitet. Ja, nach Eduard Engel's Meinung beruht das bekannte Stück Sardou's: „Les pattes de mouche“, auf der Poe'schen Novelle „The purloined Letter“ („Der entwendete Brief“).

Nicht mit Unrecht ist Edgar A. Poe als „der amerikanische Hyperromantiker“ bezeichnet worden. Der seiner Nation eigenthümliche Hang zum Außergewöhnlichen hat in ihm eine so verhängnisvolle Höhe erreicht, daß die unnatürlich und frankhaft überreizte Phantasie des Dichters häufig auf dem Punkte steht, dem Wahnsinn anheimzufallen. Das Gebiet der Poe'schen Dichtung ist fast durchweg der Schauder, das Grauen und der Schrecken. Die meisten seiner Erzählungen und Novellen, wie außer den genannten z. B. „The Fall of the House of Usher“, die in Deutschland ziemlich bekannten „Mordthaten in der Rue Morgue“ („The Murders of the Rue Morgue“), „The Mystery of Marie Royet“, „The Pit and the Pendulum“, „The Descent into the Maelström“, „The Hop-Frog“, „The Premature Burial“ u. s. w., sind Visionen düsterer Nächte, getränkt mit Blut und Mord. Der Stoff dieser Schilderungen ist nicht selten weniger schauderhaft als die Darstellung selbst. Poe gibt seine Stücke nicht sowohl als Ausbrüche einer ungezügelten Phantasie, als Hallucinationen überreizter Leidenschaft, sondern er denkt sich förmlich mit einer Art lästerner Grausamkeit in sie hinein und ruht nicht, bis er alles Uebernatürliche möglichst entfernt hat und das Erklärbare um so gräßlicher allein zurückbleibt. Wenn „The Pit and the Pendulum“ Schilderungen aus den Kerken der spanischen Inquisition enthält, und „The Premature Burial“ die

Schrecken des Lebendigbegrabenwerdens ausmalt, und wenn so beide Erzählungen schon durch ihren Inhalt allein Schauder und Grauen erwecken, so wird die Geschichte vom Hop-Frog erst durch die Erfindung und Darstellung furchtbar. Der Dichter berichtet uns hier über das Leben und Treiben eines tyrannischen Königs und seiner sieben ruchlosen Minister. Hop-Frog, der Leibzwerg und Hofnarr des Königs, ist ein Spielball von dessen Launen und Grausamkeiten. Eines Tages lässt sich der gewaltige Tyrann im Rausche und Jähzorn zu den größten Roheiten gegen Hop-Frog und dessen schwächliche Schwester Trippetta hinreichen, indem er das arme Mädchen mit Füßen stößt und den Zwerg mit den schlimmsten Strafen bedroht. Plötzlich vernahm man einen sonderbar knirschenden Ton, der von dem Gange her außerhalb des Saales zu kommen schien; die Höflinge meinten, es sei der Lieblingspapagei des Königs, der seinen Schnabel wege. Allein es war der Zwerg, der vor innerer Wuth über die ihm und seiner Schwester widerfahrenen größlichen Beleidigungen mit den Zähnen knirschte und dem ganzen grausamen Hofe Rache schwor. Als der nach immer neuen und wilden Bestrafungen sich sehrende König ihn aufforderte, solche in Vorschlag zu bringen, empfahl Hop-Frog, daß sich der König und seine sämtlichen Minister auf dem nächsten Hofmaskenballe als Orang-Utangs verkleiden, sich durch eine lange Kette miteinander fest verbinden und so den ganzen Maskenschwarm in Angst und Furcht versetzen möchten. Dieser unziemliche Scherz fand die vollste Billigung des Königs. Der Zwerg besorgt selbst die nötigen Costüme, die er, damit sie besser und fester anschließen, tüchtig eintheert. Der beabsichtigte Spaß gelingt und die ganze Gesellschaft wird von den Orang-Utangs in gewaltigen Schrecken gesetzt. Da senkt sich plötzlich und unerwartet der große Kronleuchter von dem etwa 30 Fuß hohen Plafond herab; schnell befestigt Hop-Frog die Kette, welche die ganze vornehme Affengruppe verbindet, an einen der starken Kronleuchterarme. Ein Ruck, der Kronleuchter hebt sich wieder, und bald schwelen der König und seine Minister hoch in der Luft. Der racheerfüllte Zwerg ist, wie von unsichtbaren Händen, mit am Kronleuchter hinaufgezogen worden, er schwingt in seiner Nechten eine brennende Fackel und zündet, nachdem er unter allgemeinem Entsetzen dem Tyrannen und dessen dienstwilligen Ministern die gräflichsten Ver-

wünschungen ins Gesicht geschleudert hat, die ganze gefesselte und eingetheerte Regierung des Königreichs an, die unter den größten Dualen verbrennt. Hop-Frog selbst rettet sich durch eine Öffnung in der Decke.

Von dieser Art sind die ungeheuerlichen Geschichten, die Poe zu ersinnen liebt und sein ausgearbeitet in einem mustergültigen Stile uns vorlegt. Mögen immerhin dabei, wie Eduard Engel hervorhebt, Erfindung, Ausführung und Sprache gleichbegründeten Anspruch auf das Lob der Originalität haben: geradezu unbegreiflich bleibt es doch, daß eine so begabte Dichternatur, wie Poe es ist, auf dergleichen hinverbraunte Stoffe versessen konnte, die nach so vielen Seiten hin vollkommen aus dem Rahmen des rein Menschlichen heraustreten. Wohl darf man Poe zu jener Klasse von Dichtern zählen, deren Begabung der Altmeister Goethe nicht in Abrede stellte, für die er aber niemals eine nennenswerthe Sympathie empfand.

Die wunderbare, fast rätselhafte Mischung, wie sie uns in Poe's geistiger Begabung entgegentritt, erklärt es, daß dieser Dichter, dessen ganzem Sein und Wesen der Humor eigentlich fern liegen müßte, doch im Stande ist, humoristische Skizzen zu schreiben. Dies beweist seine bereits erwähnte Geschichte von „Hans Pfaal“. Hans Pfaal, Bürger von Rotterdam und seines Gewerbes ein Mechanikus, findet sich von seinen Gläubigern hart bedrängt und suitt lange vergeblich darüber nach, wie er sich von ihnen befreien kann. Endlich kommt er auf eine ganz absonderliche, barnumhafte Idee, die ihm aus seiner Noth hilft. Der kunstreiche Mann konstruiert einen großen Luftballon, lädt seine Gläubiger zu einer bestimmten Stunde der Nacht freundlich ein, sprengt sie da in die Luft, sich selbst aber mit dem Ballon gegen den Mond. Die Reise dorthin ist sehr belustigend. Hans Pfaal stellt viele wissenschaftliche Beobachtungen und Berechnungen an, deren Ergebniß ist, daß Reisen nach dem Monde bald nicht mehr ungewöhnlich sein dürften. Ein Bewohner dieses Gestirns kommt schließlich auf die Erde und bringt dem Bürgermeister von Rotterdam einen genauen Bericht, den Pfaal über seine Erlebnisse abgesetzt hat.

Das Beste und zugleich Wohlthuendste, was Poe geschrieben hat, finden wir aber wohl in einigen seiner Gedichte, und zwar in denen, die rein und voll aus dichterischer Begeisterung hervorgingen und ohne alle

Effecthascherei und Künstelei die Gefühle seines Herzens wiedergeben. Zu diesen Gedichten zählen wir „Annabel Lee“ und „Einer im Paradiese“ (To One in Paradise); hier feiert der Dichter in wahrhaft rührender Weise das Andenken einer nahezu vergessenen Jugendliebe (vergl. Anhang 7 und 8). Ein drittes hierher gehöriges Gedicht ist „To Helen“ überschrieben. Poe besingt darin wahrscheinlich sein oben erwähntes Verhältniß zu jener achtungswerten und liebenswürdigen Dame in Rhode-Island, Mrs. Whitman, die selbst dichterisch thätig war und uns in der kleinen Schrift: „Edgar Poe and his Critics“ manche beachtenswerthe Winke über sein Leben aufbewahrt hat (vergl. Anhang Nr. 9). Diese drei Gedichte sind von dem Geiste echter Poesie durchweht, und der in ihnen sich aussprechende reuevolle Schmerz erfüllt uns mit wehmüthiger Sympathie für den unglücklichen Dichter und läßt die groben Fehler und Verirrungen desselben in dem mildernden Lichte der Versöhnung erscheinen.

Das in Rom spielende Drama „Politian“ ist nur ein Bruchstück und erfordert keine nähere Besprechung. Man darf Poe in gewisser Hinsicht mit seinem Zeitgenossen, dem Klaviervirtuosen und Componisten Friedrich Franz Chopin (geb. 1810, gest. im October 1849), vergleichen. Beide bringen durch neue und originelle Wendungen mächtige Effecte hervor; in den Compositionen des Dichters wie des Musikers wechseln ein jähes Aufslackern und eine wilde Ausgelassenheit mit schmerzlicher Resignation und zarter Schwärmerei ab. Die Nocturnen Chopin's gleichen nur zu sehr den düstern Nachstücken Poe's; beide haben manche Nachahmer gehabt und können, jeder in seiner Art, als Gründer neuer Schulen angesehen werden. Im Uebrigen darf es uns nicht wundern, wenn die vielfachen Sonderbarkeiten der Poe'schen Dichtungsweise hier und da Hohn und Spott hervorgerufen haben. Namentlich waren es Poe's sittliche Halslösigkeit, seine gesuchte Schreibweise und die häufigen Wiederholungen derselben Worte, die zu Parodien herausforderten. In beißendster Weise persifliert ihn z. B. sein eigener Landsmann Bret Harte in dem Gedichte „The Willows“. Dafür hat er aber auch stets warme Vertheidiger gefunden, so z. B. in seiner talentvollen Landsmännin Francis Sargent Osgood. In neuerer und neuester Zeit ist das Interesse für Poe, welches Jahre hindurch ziemlich geschwunden zu sein

schien, wieder stark erwacht, und zwar nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa. Die höchst mangelhafte Biographie Poe's von William F. Gill ist ersezt durch einen trefflichen Aufsatz von E. C. Stedman im Maiheft von „Scribner's Magazine“ (1880), und die vielfachen Unrichtigkeiten, die Rufus W. Griswold über ihn verbreitete, sind auf das richtige Maß zurückgeführt durch den Engländer John H. Ingram, von dem jüngst ein werthvolles, zweibändiges Werk erschien unter dem Titel: „Life, Letters and Opinions of Edgar Poe“. Leider war es uns nicht vergönnt, diese Arbeit genau durchzusehen. In Deutschland hat namentlich Eduard Engel das Verdienst, von Neuem auf Poe's dichterische Bedeutung hingewiesen zu haben.

Als eine entschieden exzentrische, aber hoch poetisch angelegte Natur darf hier Henry David Thoreau erwähnt werden, der Verfasser von „A Week on the Concord and Merrimac Rivers“ und „Walden or Life in the Woods“. Er wurde am 12. Juli 1817 zu Concord in Massachusetts geboren, und starb ebendaselbst am 6. Mai 1862. Thoreau stand vielfach unter dem Einflusse von Emerson, in dessen „Dial“ er eine Uebersetzung des „Gefesselten Prometheus“ veröffentlichte. Er liebte es, fern von dem Getümmel der Welt, in der Wald einsamkeit zu leben, wo er sich, bei dem Studium der alten Classiker, dem ungetrübten Naturgenuss hingab, ohne doch im Geringsten ein Menschenfeind zu sein. Seine Naturschilderungen sind unübertrefflich und haben einen unsagbaren Reiz. Die ungerechten Angriffe, welche Lowell gegen ihn schleudert, sind siegreich von Channing und Higginson zurückgewiesen worden. Er lebte und starb unverheirathet. Wie Higginson berichtet, liebte er dasselbe Mädchen, zu dem sein Bruder in Liebe entbrannte; er entsagte aber seiner Neigung, um seinen Bruder glücklich zu sehen.

Zu den Lieblingsdichtern der New-Yorker gehörte seinerzeit Fitz-Greene Halleck, geboren im Jahre 1795 zu Guilford, einem in der Nähe von Newhaven gelegenen Landstädtchen des Staates Connecticut. Schon als kleiner Knabe hatte er eine große Vorliebe für Poesie,

und sein Lehrer, der den helläugigen, freundlich blickenden Jungen besonders lieb hatte, mache oft mit ihm weite Spaziergänge und sprach mit ihm über Dichterwerke und andere literarische Erzeugnisse. Der junge Halleck liebte die gewöhnlichen wilden Knabenspiele nicht; sein größtes Vergnügen war es, mit einem Bande der Gedichte von Thomas Campbell in der Tasche, allein in Feld und Wald umherzustreifen und seinen Gefühlen und Phantasien nachzuhängen. Diese Liebe zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit von dem lärmenden Geräusche der Welt hat ihn auch in seinen späteren Jahren nie ganz verlassen. Da seine Eltern nur in beschränkten Verhältnissen lebten, so war Halleck, als er die Schule verließ, gezwungen, in einem gewöhnlichen Kaufmannsgeschäft zu Guisford zu dienen. Schon um diese Zeit versafste er einige kleinere Gedichte, von denen jedoch nur wenige wirklichen poetischen Werth besitzen. Im Mai des Jahres 1811 ging er nach New-York und fand dort auch bald eine Stelle in dem renommirten Bankgeschäft von Jacob Barker. Nachdem er eine Reihe von Jahren in dieser Stellung verblieben und sich das volle Vertrauen seines Principals erworben, zog er sich eine Zeit lang von dem Geschäftsleben zurück und widmete sich mit ganzer Hingabe dichterischen Arbeiten. Allein die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zwangen ihn bald wieder, eine einträglichere Beschäftigung zu ergreifen, und so geschah es, daß er als Rechnungsführer und Disponent in dem weltberühmten Bank- und Handelshause von John Jacob Astor eine Stelle annahm. J. J. Astor verstand nicht nur die kaufmännischen Fähigkeiten Halleck's zu würdigen, sondern erkannte in ihm auch den Dichter und literarisch strebsamen Mann, weshalb er ihn in seinem Testamente mit einem kleinen Legat bedachte und ihn außerdem zu einem der Curatoren der großen Astor-Bibliothek in New-York ernannte. Nach dem im Jahre 1848 erfolgten Tode J. J. Astor's gab Halleck seine Kaufmannsstellung auf und lebte, procul negotiis, still und zufrieden auf seinem wohlgerichteten ländlichen Besitzthum in der unmittelbaren Nähe seines Geburtsortes Guisford, woselbst seine Vorfahren müterlicherseits (sein Ahnherr war der alte Indianerapostel Eliot) schon seit vielen Jahren segenreich gewirkt hatten. Dass er so ein sorgenfreies und unabkömmliges, wenn auch bescheidenes Leben führen könnte, verdankte er namentlich der Liberalität William B. Astor's, des

Söhnes von J. J. Astor, der dem Legat, welches der Vater dem treuen Diener und talentvollen Dichter vermachte hatte, noch eine beträchtliche Summe hinzufügte. Halleck, der sich nie verheirathete, besuchte sehr häufig die Stadt New-York, wo er so viele Freunde und Bewunderer zählte; sonst lebte er, in Gesellschaft seiner Schwester, seinen Studien und Dichtungen hingegessen, in angenehmer Zurückgezogenheit auf seinem Wohnsitz bei Guilford, wo er auch am 19. Nov. 1867 in den Armen seiner Schwester eines schnellen und sanften Todes starb.

Was Halleck's Dichtungen anbetrifft, so trugen die Erstlinge seiner Muse, wie William C. Bryant bestätigt, nur in geringem Grade die Spuren des ihm eigenthümlichen Talents, da sie weder die Anmut noch die satirische Schärfe, wodurch seine späteren dichterischen Erzeugnisse sich so vortheilhaft auszeichneten, besaßen. Erst das Leben in New-York reifte schnell seine poetischen Anlagen. Es war im Jahre 1819, als Halleck an einem schönen Sonntagnorgen mit seinem dichterischen Freunde Joseph Rodman Drake und mit einem etwas überspannten Apotheker, William Langstaff, einen längern Spaziergang machte. Als Langstaff die beiden Dichter verlassen, blieben diese noch in lebhaftem und heiterm Gespräch zusammen und componirten die ersten humoristischen Satiren, die unter dem Namen „Croaker Papers“ in ganz New-York mit dem größten Beifall aufgenommen wurden. Sie über sandten diese Gedichte dem Redacteur der new-yorker „Evening Post“, einem gewissen William Coleman, mit dem Bemerkten, daß sie ihm eine Fortsetzung dieser Satiren senden würden, sobald er sie in seinem vielgelesenen Journal veröffentlicht haben würde; wenn dies nicht geschähe, so würden sie dieselben Dichtungen einer andern geachteten Zeitung, dem „National Advocate“, anbieten, und wolle auch dieses Blatt sie nicht aufnehmen, so würden sie ohne weiteres ihre Pfeifen mit den Erzeugnissen ihrer Phantasie anzünden. Dahin kam es indessen nicht. William Coleman veröffentlichte, ob schon sie ihm anonym zugesandt waren, die mit vielem Humor und Witz geschriebenen Satiren in seinem Blatte; er suchte aber verzgebens die persönliche Bekanntschaft der sich in ein geheimnisvolles Dunkel hüllenden Dichter zu machen. Die von Drake verfaßten Gedichte waren Croaker (dies ist der Name eines in Goldsmith's Lustspiel „The good-natured Man“ vorkommenden Charakters) unterzeichnet;

Halleck's Producte trugen den Namen Croaker jun.; die von beiden Freunden gemeinsam gedichteten Stücke hatten aber die Unterschrift: Croaker und Comp. In allen Kreisen New-Yorks besprach man lebhaft die dichterischen Meisterwerke der beiden Croakers, welche die Fehler und Schwächen der New-Yorker mit solhem schlagenden Wihe geiselten; und das Interesse stieg um so mehr, je weniger man über die beiden Urheber ins Klare zu kommen vermochte. Der Redacteur Coleman bot umsonst alles auf, um die Spur der anonymen Dichter, die ihm immer neue Producte ihres Geistes und ihrer Feder zugehen ließen, zu entdecken; es gelang ihm nicht. Da gingen Halleck und Drake eines Abends spät in die Wohnung Coleman's und verlangten eine Privatunterredung. Dieselbe wurde ihnen gewährt und Drake stellte nun sich und seinen Freund mit den Worten vor: „Ich bin Croaker und mein Begleiter ist Croaker jun.“ Coleman war auß angenehmste überrascht und wußte beiden Dichtern nicht genug Verbindliches zu sagen. Wie uns William C. Bryant berichtet, erzählte ihm Coleman eines Tages in Bezug auf diesen nächtlichen Besuch Folgendes: „Das ganz unerwartete, plötzliche Erscheinen der beiden Dichter machte einen mächtigen Eindruck auf mich. Drake's Aussehen war ganz das eines Poeten, jeder Zug in seinem Gesicht trug den Stempel des Genies; in Halleck dagegen erkannte ich auf den ersten Blick den Satiriker.“

Die Art und Weise, wie beide Dichter miteinander bekannt wurden, ist zu charakteristisch, als daß wir hier darüber mit Stillschweigen hinweggehen sollten. Als Halleck eines Nachmittags, im Frühjahr 1819, aus seinem Comptoir heimkehrend, von einem starken Regenschauer überrascht wurde, trat er in ein Kaffeehaus in der Nähe von Columbia-College ein. Da that er beim Herausgehen, von der Schönheit eines prächtigen Regenbogens hingerissen, gegen einen Bekannten die Aeußerung: „Wohl möchte ich jetzt in dem Schoße dieses Regenbogens liegen und Tom Campbell lesen!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so trat ein junger Mann, der sie vernommen, auf ihn zu und rief: „Wir müssen Freundschaft schließen; ich bin Joseph Rodman Drake.“ Und die beiden jungen Männer blieben von nun an, bis zu des letztern frühen Tode, durch treue und wahre Freundschaft eng verbunden und entzückten ihre Mitbürger durch jene mit Recht gefeierten „Croaker-

Gedichte". Daß übrigens Halleck auch Talent für ernste, elegische Poesie besaß, bewies er zuerst durch die ergreifende Elegie „Green be the turf above thee“ („Grün sei der Rasen über dir“), worin er das Andenken seines geschiedenen Freundes verherrlichte. In den Jahren 1822 und 1823 besuchte Halleck Europa. Zu den schönsten Früchten dieser Reise gehören zweifelsohne sein „Marko Bozzaris“, sein „Burns“, sein „Red Jacket“, „Alnwick Castle“ und „Connecticut“. Von seinem „Marko Bozzaris“ sagt A. Brunnemann mit vollem Rechte, daß dieses Gedicht ein Meisterstück auf dem Gebiete der Kriegslyrik sei, und mit diesem Urtheile stimmt Bryant, der Halleck sehr genau kannte, ganz überein. Sein „Burns“ erinnert lebhaft an die zur Feier von Drake's Andenken gedichtete Elegie und wurde zuerst im Jahre 1827 in „The United States Review“, einem von William C. Bryant geleiteten Journal, abgedruckt. In demselben Jahre (1827) erschien eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Alnwick Castle and other Poems“ bei G. Carvill und Comp. Mit hohen Lobesprüchen kündigte Bryant diese Gedichtsammlung in seinem Journal an. „Alnwick Castle“ zeigt Scherz und Ernst in der schönsten Form mit unnachahmlicher Kunst verschmolzen. Das längste Gedicht Halleck's, welches ungefähr 1500 Verse zählt, heißt „Fanny“ und soll in der kurzen Zeit von drei Wochen entstanden sein. Der Dichter verspottet darin in der ergötzlichsten Weise die Thorheiten des Tages, namentlich den übertriebenen und lächerlichen, oft aber auch äußerst verderblichen Aufwand und Glanz in rein äußerlichen Dingen. Halleck ließ dabei die witzigsten Streiflichter auf Gelehrte, Schriftsteller und Politiker fallen und schoß die scharfen, nicht selten tief verwundenden Pfeile seiner Satire meistens auf bekannte und hochstehende Persönlichkeiten ab. Bei der zweiten Auflage dieses volksthümlichen Gedichtes, welches einige prächtige lyrische Stellen aufweist, milderte übrigens der Verfasser, eingedenk der Worte Pope's über Dichtungen der Art:

The Muse may give thee, but the Gods must guide,

die schärfsten Stellen desselben durch beigelegte Anmerkungen. Im ganzen behandelte er die Opfer seines Spottes wie die Alten ihre Opferthiere. Wie man diesen ihre Häupter mit Blumenkränzen zu schmücken pflegte, so überhäufte er die Zielpunkte seines beißenden Witzes und seiner

äzenden Satire mit scheinbaren Lobesetzebungen und Schmeicheleien. Dies ist namentlich der Fall in seiner „Epistel an den Recorder Master“.

Nicht so günstig wie Bryant beurtheilt Edwin P. Whipple die Dichtungsweise Halleck's, indem er meint, daß letzterer zu häufig den idealen Schwung seiner Poesie durch verlegende Bitterkeiten lähme. Im übrigen gesteht aber auch Whipple zu, daß Halleck es wohlverstanden habe, hohe Gedanken und edle Gefühle in reiner, würdiger und poesievoller Sprache wiederzugeben.

Außer „Red Jacket“ sind alle bedeutenderen Dichtungen Halleck's vor dem Jahre 1825 verfaßt; seine Schöpfungskraft hörte in der Blüte seiner Jahre auf und er lebte noch 40 Jahre, ohne sich dichterisch hervorzuheben. Halleck hatte keinen Sinn für die neueste englische und amerikanische Dichterschule; auch in anderer Beziehung gehörte er innerlich der Vergangenheit an. Er war durch und durch conservativ und hatte in politischer Hinsicht selbst monarchistische Anschauungen. Gegen das Ende seines Lebens trat er, der bisher kaum einer bestimmten religiösen Sekte angehört hatte, zum Katholizismus über.

Vor nicht langer Zeit ist eine vollständige Sammlung von Halleck's Gedichten unter dem Titel „The Poetical Writings of Fitz-Greene Halleck“ im Verlage von D. Appleton und Comp. in New-York erschienen. Diese Sammlung enthält nicht nur alle früher bereits veröffentlichten Gedichte, sondern auch die im Nachlaß des verstorbenen Dichters vorgefundenen, darunter einige wohl gelungene Uebersetzungen aus dem Französischen, Italienischen und Deutschen. J. G. Wilson hat die Herausgabe in dem ausdrücklichen Auftrage und den Wünschen des Dahingeschiedenen gemäß besorgt. Derselbe Wilson hat auch bei demselben Verleger eine ausführliche Biographie des Dichters herausgegeben, worin er ein treffendes Bild von dem Leben und dem Charakter Halleck's mit großer Liebe, aber ohne leere Lobhudeleien entwirft. Obwohl Halleck sich selten oder nie direct in politische Angelegenheiten mischte, so war er doch von warmer Vaterlandsliebe beseelt. Er verkehrte, trotz seines zurückgezogenen Lebens, vielfach mit hochstehenden Persönlichkeiten, so z. B. mit Joseph, dem Erköning von Spanien und Bruder Napoleon's I., der zu Bordentown in Neuer Jersey, in der Nähe von New-York, lebte, mit Lord Stanley, Lord Morpeth, Thackeray u. s. w.

Auch mit hervorragenden Schauspielern und Schauspielerinnen kam er öfters und gern in Verührung, so z. B. mit den beiden Kean, Vater und Sohn, mit dem ältern und jüngern Matthews, mit James W. Wallack, mit Miss Kemble, Miss Ellen Tree und Miss Simpson. Während die Männer ihn achteten und liebten, schwärzten die Frauen geradezu für ihn. Sein Biograph Wilson erzählt hiervon die anziehendsten Anekdoten. So erklärte z. B. eine durch Geburt und Bildung gleich hochstehende Dame in New-York: „Wenn ich als Braut auf dem Wege zur Kirche wäre, ja, wenn ich mit meinem Verlobten schon vor dem Altar stände und Halleck erklärte, er wolle mich heirathen, ich glaube, ich würde den Mann, dem ich mein Wort gegeben, stehen lassen und zu Halleck eilen.“ Der Reiz seiner Unterhaltung und der Zauber seiner großen, geheimnisvoll blickenden Augen waren mächtig und unvergleichlich.

Am 8. Juli 1869, einem schönen, nicht zu warmen Sommertage, waren die Straßen von Guilford äußerst belebt. Vom Long Island-Sunde her wehten kühle Lüfte, das frische Heu sandte seinen erquickenden Duft von den angrenzenden Wiesen, der Silberbaum der Wellen rollte murmelnd ans Ufer und die Kastanienbäume schüttelten ihre Blüten auf die Erde: da versammelte sich eine große Anzahl der vielen Freunde und Verehrer Halleck's, um ihm in der Nähe seines früheren Wohnsitzes bei Guilford ein einfaches Denkmal zu errichten. Dasselbe besteht aus einem Obelisken, gehauen aus schönem, festem Granit; darauf sind verzeichnet sein Name, zwei Verse aus seinem „Marko Bozzaris“ und eine Leier. Der bekannte Schriftsteller und Tourist Bayard Taylor hielt die Gedächtnisrede. Und acht Jahre später, am 15. Mai 1877, wurde im Centralpark zu New-York in Gegenwart des Präsidenten Rutherford B. Hayes und anderer hoher Gäste ein bronzenes Standbild des Dichters enthüllt. William C. Bryant sprach einige das Andenken des Dichters ehrende Worte und John G. Whittier feierte dasselbe durch ein bei dieser Gelegenheit vorgelesenes Gedicht.

Von Halleck's Freund Joseph Rodman Drake (geb. 1795, gest. 1820) ist außer seinen Croaker-Dichtungen noch das echt lyrisch-patriotische Lied „The American Flag“ und das poesievolle Gedicht „Der angeklagte Elf“ („The Culprit Fay“) zu erwähnen. Der schuldige Elf wird zu einer Büßewanderung verurtheilt, auf der er

manche Mühen und Qualen erduldet, schließlich aber wieder zu Gnaden angenommen wird.

Wie Halleck als der Dichter New-Yorks bezeichnet worden ist, so gilt Thomas William Parsons als der Dichter Bostons, wo er im Jahre 1819 das Licht der Welt erblickte. Parsons war, wie Nathaniel Hawthorne, eine scheue, mehr in sich geleherte Natur, die sich von dem Sturm und Drang der Welt zurückzuziehen liebte, um sich ungestört geistigen Arbeiten hinzugeben. Er ging mit seinem Vater im Jahre 1836 nach Europa, besuchte London und Paris, hielt sich aber am längsten in Florenz und Rom auf. Wir besitzen von ihm eine Uebersetzung Dante's, die mit Illustrationen von Doré geziert ist. Er führte eine glückliche Ehe, und seine Frau war es, der wir die zeitweise Sammlung seiner eigenen Gedichte, die meistens zerstreut in einigen Zeitschriften erschienen, verdanken. Die erste Sammlung, „Magnolia“ betitelt, erschien im Jahre 1866, die zweite, „The Old House ad Sudbury“, 1870, die dritte Sammlung endlich kam zwei Jahre später in London herans, und zwar unter dem Namen „The Shadow of the Obelisk“. Parsons lebte in keinen glänzenden Verhältnissen; er musste, sozusagen, fürs Brot arbeiten; aber darum dichtete er doch nicht leicht und oberflächlich, sondern verwandte die größte Sorgfalt auf alles, was er schrieb. Ernst und hohe Gedanken sprechen sich fast in allen seinen Dichtungen aus, die rein und klar seine Empfindungen wiedergeben und in der Form meistens tadellos sind.

Von George H. Calvert, geboren um's Jahr 1803, besitzen wir eine interessante Arbeit über Goethe, welche vor mehreren Jahren unter dem Titel: „Goethe, his Life and Works“ zugleich in Boston (Massachusetts) und London erschien. Der Verfasser, welcher verschiedene deutsche Dichtungen in sehr gelungener Weise ins Englische übertragen und sich durch seine Reiseerinnerungen: „Scenes and Thoughts in Europe“, sowie durch sein längeres Gedicht „Cabiro“ rühmlichst bekannt gemacht hat, bezeichnet die erwähnte Arbeit als einen Essay; dieselbe überschreitet jedoch sowol an Inhalt wie an Umfang die Grenzen, welche man für sogenannte Essayartikel zu ziehen pflegt, wenn sie auch in keiner Weise als eine erschöpfende Biographie angesehen werden kann. Calvert geht von dem Satze aus, daß man, um Goethe als Dichter und

Schriftsteller richtig würdigen zu können, ihn nothwendig auch als Privatmann und Menschen überhaupt heiltheilen müsse. Niemand, so meint er, ist im Stande, vollständig in den Geist von Goethe's Schriften einzudringen, ohne zugleich sein persönliches Sein und Wesen erfaßt zu haben. Ganz besonders hebt der Autor den Umstand hervor, daß Goethe stets und überall in echt germanischer Weise „ein eruster Sucher nach Selbstvervollkommenung“ gewesen sei, daß er aus jedem Gegenstände und jedwedem Verhältnisse, mit dem er in Verlührung kam, „eine geistige Nahrung“ gezogen habe. Calvert ist bemüht, die Integrität von Goethe's Charakter in beredter Weise hinzustellen. „Er lebte stets“, sagt er, „nach Grundsätzen und für Grundsätze. Das innerste wirkliche Wesen der Dinge war stets die Aufgabe seines Strebens.“ Die Gedichte Goethe's charakterisiert Calvert in einer etwas gesuchten, wenn auch nicht unwahren Redewendung als „confidentielle Ausströmungen seines eigensten Geistes für ihn selbst, als Mittheilungen seines unsterblichen Ich an sein tägliches Ich“. Er fügt aber hinzu, daß Goethe gern mit diesem doppelten Solo eine dritte Person verband, welche mit den ersten Zwei, dem Menschen und dem Dichter Goethe, gleichfühlend war. „Das Herausgehen aus sich selbst in ein anderes, das Verbinden des eigenen geistigen Lebens mit dem Leben Anderer, darin offenbart sich das höchste Privilegium, die vollendetste Tugend eines menschlichen Wesens; und indem Goethe sein eigenes Innere der Welt enthüllt, verleiht er diesem Sich-selbst-Geben Form und Inhalt.“ Calvert's Arbeit gehört zu dem Besten, was in der amerikanischen Literatur über Goethe geschrieben ist. Der amerikanische Autor besitzt einen hohen Grad von Kenntniß der deutschen Poesie und Literatur überhaupt, seine Kritik ist fein und tiefgehend, sein Werk trägt den Stempel einer scharfen Originalität und hat nicht verfehlt, bei seinen Landsleuten einen dauernden Eindruck und ein lebhaftes Interesse für deutsche Dichtkunst hervorzurufen.

Calvert's lyrische Dichtungen sind, wie aus einer kleinen Sammlung seiner Gedichte: „A Nation's Birth, and other National Poems“, deutlich hervorgeht, echt national; sie lassen zwar in der Form manches zu wünschen übrig, aber sie verrathen oft ein zartbesaitetes, feinfühliges Dichtergemüth. Dies beweist auch das hübsche von Freiligrath in dessen

Gedichtsammlung „The Rose, Thistle and Shamrock“ aufgenommene
kleine Gedicht „Agnes“.

Als Dichter, Essayist und Journalist hat sich nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa einen achtungswerten Namen verschafft Nathaniel Parker Willis, geboren zu Portland im Staate Maine am 20. Jan. 1807 und gestorben zu Idlewild am Hudsonflusse an seinem Geburtstage 1867. Sein Vater und Großvater waren Verlagsbuchhändler, und letzterer gründete den „Boston Recorder“, eine der ältesten religiösen Zeitschriften in der Union. Nachdem der junge Willis längere Zeit eine lateinische Schule in Boston und die Phillips-Akademie zu Andover besucht hatte, bezog er das Yale-College und bestand daselbst 1827 sein Examen. Noch während seines Aufenthaltes auf dem College gab er einige poetische Bibelübersetzungen und eine Anzahl von Gedichten unter dem Namen „Roy“ heraus; auch gewann er einen Fünfzigdollarpreis, den eine illustrierte Zeitung für eine gute Dichtung ausgesetzt hatte. Als er das College verlassen hatte, beschäftigte ihn S. G. Goodrich bei zwei von ihm herausgegebenen Zeitschriften, „The Legendary“ und „The Token“. Auf diese Weise schnell und leicht in die journalistische Welt eingeführt, gründete N. P. Willis im Jahre 1828 das „American Monthly Magazine“, ließ dasselbe jedoch nach Verlauf von drei Jahren in dem von Georg P. Morris vor sieben Jahren gegründeten „New-York Mirror“ aufgehen. Bald nach seiner Vereinigung mit G. P. Morris ging er über den Ocean und bereiste während eines Zeitraums von nahezu sieben Jahren Frankreich, Italien, Griechenland, die europäische Türkei und Kleinasien. Durch den damaligen Gesandten der Vereinigten Staaten zu Paris, Rives, wurde er für einige Zeit dieser Gesandtschaft als Attaché beigegeben und hatte hinlänglich Gelegenheit, das pariser Leben kennen zu lernen. Mit einer scharfen Beobachtungsgabe ausgerüstet, beschrieb Willis seine in Europa gemachten Erfahrungen und Erlebnisse theils in dem „Mirror“, theils in dem zu London erscheinenden „New Monthly Magazine“. Seine im „Mirror“ veröffentlichten Mittheilungen waren „Pencillings by the Way“ betitelt, während er die in der genannten Londoner Zeitschrift abgedruckten Skizzen und Er-

zählungen, die er unter dem Namen Philipp Slingsby schrieb, „Inklings of Adventure“ benannte. Seine schriftstellerischen Leistungen fanden in England und Amerika großen Beifall, obschon sie in englischen Journals teilweise einer scharfen Kritik unterzogen wurden, namentlich wegen der Rücksichtslosigkeit, mit der er sich über einige Kreise und Familien geäußert hatte, in denen er gastliche Aufnahme gefunden. Einige seiner Bemerkungen über die Romane des Kapitäns Marryat, die damals sehr populär waren und viel gelesen wurden, führten sogar zu einem Duell zwischen Willis und Marryat, welches in der Nähe von Chatham stattfand, aber glücklicherweise ohne Blutvergießen abließ.

Im Jahre 1837 kehrte N. P. Willis von Europa nach Amerika zurück, nachdem er zwei Jahre vorher sich mit einer Engländerin, der Tochter des Generals Stace, welcher die Oberaufsicht des Arsenals zu Woolwich führte, verheirathet hatte. Er lebte kurze Zeit auf seinem Landsitz Glenmary am Susquehanna, in der Nähe der Stadt Oswego, zog jedoch schon 1839 nach New-York, um einer der Herausgeber des „Corsair“ zu werden. Allein schon in demselben Jahre reiste er nach England und gab daselbst eine seiner besten Arbeiten, die in Glenmary geschriebenen „Letters from under a Bridge“, heraus, worauf bald die Veröffentlichung zweier Dramen „Tortesa de Usurer“ und „Bianca Visconti“, sowie einer Sammlung von Erzählungen, Gedichten und europäischer Briefe, betitelt „Loiterings of Travel“, folgte. Um diese Zeit besorgte er auch eine illustrierte Ausgabe seiner Gedichte und verfaßte den Text zu Bartlett's „Views of the Scenery of the United States and Canada“. Im Jahre 1844 in sein Vaterland heimgekehrt, gründete er mit seinem früheren Geschäftsfreunde George P. Morris eine täglich erscheinende Zeitung unter dem Namen „The Evening Mirror“; jedoch der Tod seiner Frau und Rücksichten auf seine eigene Gesundheit ließen ihn zum dritten mal nach Europa reisen, wo er verschiedene seiner Journalartikel in Buchform unter dem Titel „Dashes at Life with a Free Pencil“ erscheinen ließ. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Europa ließ er sich wiederum in New-York nieder, verheirathete sich abermals und zwar mit einer Tochter von Joseph Grinnell in New-Bedford, besorgte eine Octavausgabe seiner sämtlichen Werke und rief im Verein mit seinem alten Freunde und

Mitarbeiter G. P. Morris eine neue Zeitschrift: „The Home Journal“, ins Leben. Diese Zeitschrift, welche als ein „Organ für Literatur, Gesellschaft und fashionables Leben“ bezeichnet wurde, gewann bald einen großen Leserkreis und zählt noch jetzt zu den geachtetsten Journals dieser Art in Amerika. Willis besaß unzweifelhaft reiche Naturanlagen; in seinen prosaischen Schriften zeigt sich eine starke humoristische Ader und seine Ironie; seine Schilderungen aus dem gesellschaftlichen Leben sind ammuthig in der Form, kehren häufig das Komische der gewöhnlichen Tageserscheinungen hervor und lassen selbst hier und da eine gewisse pikante Frivolität durchblitzen. In seinen Gedichten, von denen einige bleibenden Werth haben, herrschen entschiedener Schönheits Sinn, bemerkenswerther Bildereichthum und große Lebendigkeit des Gefühls; doch ist leider hier und da eine gewisse Effecthascherei nicht zu verleugnen.

Ein schöner Zug in Willis' Charakter war der, daß er gegen jüngere Schriftsteller und Dichter stets freundlich war und ihnen gern seinen Rat und Beistand angedeihen ließ; nicht wenige unter den Essayisten, Novellisten und Dichtern, die gegenwärtig in Amerika die Liebe und Achtung des Publikums besitzen, verdanken ihm ihre erste Einführung und Empfehlung bei diesem Publikum. Seine sämtlichen Werke umfassen etwa 30 Bände. Einige seiner Schriften sind auch ins Deutsche übertragen, wie z. B. die anziehenden Skizzen und Gemälde aus der Gesellschaft: „Leben, hier und dort“ und „Leute, die ich gekannt“ (*).

Auch der Freund von Willis, George P. Morris, hat sich als Liederdichter bei seinen Landsleuten eine große Popularität erworben und wird nicht selten als „the Song-Writer of America“ bezeichnet. Ein Namensvetter, William Morris, hat in rascher Folge drei umfangreiche Bände von Gedichten, „The Earthly Paradise“ betitelt, geschrieben. Nicht alle Früchte, die uns in diesem „irdischen Paradiese“ dargeboten werden, enthalten den echten Kern

*) Die oben genannten Skizzen sind von W. E. Drugulin übersetzt und erschienen schon im Jahre 1852 zu Leipzig im Verlage von Christian Ernst Kollmann.

wahrer Poesie, obſchon manche von ihnen einem wirklichen Dichtergarten entsproſſen zu ſein ſcheinen. W. Morris ſpinnt ſeine Dichtungen durchſchnittlich viel zu weit aus und ermüdet, trotz mancher schöner Stellen und anmuthiger, landschaftlicher Schilderungen; den Leser, der ihn ſchließlich nicht mehr als einen Dichter, ſondern nur noch als einen begabten und geſchickten Verſehsmied anſehen kann. Der dritte Band des „Earthly Paradise“, welcher im Jahre 1870 erſchien, enthält ſechs ziemlich umfangreiche Dichtungen, von denen die ersten drei: „The Death of Paris“, „The Story of Accontius and Cydippe“ und „The Story of Rhodope“ der griechiſchen Sagen- und Mythenwelt entnommen sind, während die letzten drei: „The Land East of the Sun and West of the Moon“, „The Man who never laughed again“ und „The Lovers of Gudrun“, theils als freie Schöpfungen der Phantasie gelten können, theils dem Stoſſe nach der nordiſchen Mythologie und Sagenzeit entlehnt wurden. Sämtliche ſechs Gedichte weisen in reichem Maße die Fehler und Vorzüge der Morris'schen Muſe auf; daßelbe gilt auch von ſeinem „Life and Death of Jason“. Seine ſchon im Jahre 1858 im Druck erſchienene Gedichtſammlung „The Defence of Guenevere and other Poems“ enthält vorzugswiſe Liebeslieder, welche jedoch weniger feurig als die von Swinburne, und gedankenvoller als die von Rossetti ſind.

Eine frische und kernige Dichternatur ſpricht uns in den Trink- und Liebesliedern von Charles Fenno Hoffmann an, von dem wohl nicht ohne Grund angenommen wird, daß deutsches Blut in seinen Adern rollt. Charles Fenno Hoffmann wurde im Jahre 1806 in New-York geboren, besuchte das dortige Columbia-College und widmete ſich der Jurisprudenz. Allein ſchon nach einigen Jahren gab er die juriftiſche Laufbahn auf, um ſich vorzugswiſe mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Ueber eine Reife, die er, wie viele seiner Landsleute, nach den westlichen Gebieten der Union im Jahre 1833 mache, berichtete er zunächst in einer vielgeleſenen Zeitschrift; er ſammelte jedoch diese Artikel und ließ ſie im Jahre 1835 unter dem Titel: „A Winter in the West“ in Buchform erſcheinen. Da diese zwei Bände umfaffende Schrift ſich durch eine geiſtreiche Schilderung wilter, roman-

tischer Naturseuen und einen gewandten Stil auszeichnete und von dem lesenden Publikum höchst günstig aufgenommen wurde, so verfaßte er schon nach kurzer Zeit ein zweites Werk: „Wild Scenes in the Forest and the Prairie“, welches im Jahre 1845 zu Dresden in einer durch Gerstäder besorgten deutschen Uebersetzung herauskam und außer Erzählungen in Prosa auch beschreibende Gedichte enthält. Sein „Grey-slaver“ muß jedoch als diejenige Schrift bezeichnet werden, die ihm unter den amerikanischen Novellisten am meisten eine achtungswerte Stellung sichert; Hoffmann entwirft darin ein anschauliches und getreues Bild jener lühnen und abenteuerlichen Kämpfe, die während des Unabhängigkeitskrieges so vielfach fern von civilisierten Gegenden in dem geheimnisvollen Dunkel des Urwaldes stattfanden und blutige Opfer forderten. In seinen lyrischen Poesien, wohin wir „The Echo“, „The Vigil of Faith“ und seine „Poems“ rechnen, spiegeln sich Wald und Strom, Frauen- und Vaterlandsliebe, Festfreude und Sangeslust in ungezwungener, natürlicher Lebendigkeit und wohlthuender Abwechselung wider. Brunnemann meint, daß einige seiner Gedichte denen von Thomas Moore allzu ähnlich sind, um nicht zu einem Vergleiche herauszufordern, der dann für den amerikanischen Dichter nicht immer günstig aussalle, obgleich Hoffmann's Dichtungsweise doch im Ganzen weniger gekünstelt sei als Moore's.

Ein anderer nicht unbedeutender Dichter, der wol neben Charles Fenn Hoffmann genannt zu werden verdient, ist C. P. Cranch, durch dessen poetische Schöpfungen stets ein hoher, idealer Zug geht, der irdische Güter keineswegs verachtet, aber geistige Kraft und Größe höher stellt. Nach Henry T. Tuckerman's Ansicht spricht sich in Cranch's dichterischen Compositionen eine dem deutschen Geiste verwandte Richtung aus. Zu den Dichtungen, in denen sich diese Richtung gleichsam in einer transzendentalen Weise offenbart, sind seine „Hours“, „Stanzas“ und „My Thoughts“ zu zählen. Ein frischer, freier Schwung geht auch z. B. durch sein im Jahre 1870 verfaßtes, treffliches Gedicht „Under the Skylight“.

Einen höhern Flug noch als in diesem Gedicht nimmt Cranch in seiner symbolisrenden Dichtung „The Bird and the Bell“. Zunächst handelt es sich darin allerdings um einen wirklichen Vogel und um

eine wirkliche Kirchenglocke, bald aber wird die schöne Harmonie einer natur- und vernunftgemäßen Religion den verhängnisvollen Widersprüchen eines auf verrottete Dogmen und theologische Spitzfindigkeiten basirten Kirchenglaubens gegenübergestellt. Das in Rede stehende Gedicht beginnt mit der Beschreibung eines schönen Frühlingsmorgens in Florenz. Der beim ersten Frühroth vom Schlaf erwachende Dichter vernimmt das Morgenlied eines kleinen Vogels, welches so hell und frisch ertönt, daß kein fühlendes Herz davon ungerührt bleiben konnte, ein Morgenlied voll reiner, froher Frühlingshoffnung. Das Lied des kleinen Sängers wird unterbrochen und übertönt von dem lauten Klange einer Kirchenglocke, der sich bald viele andre anschließen. Dies veranlaßt den Dichter zu folgender Bemerkung:

Oft have I listened in the death of night,
When all those towers like chanting priests have prayed,
And the weird tones seemed tangled in the height
Of palaces.

Die eherne Stimme der Glöde, welche den kleinen Vogel verstummen machte, erscheint dem Dichter wie ein Symbol der schwerbelasteten Kirche, welche durch ihre ein- und gleichförmigen Glaubensformeln die natürliche reine Liebe zu Gott und Menschen zu ersticken droht. In ergreifenden Worten apostrophirt er die mächtige Kirche, die römische Papstkirche, als „alt, aber noch immer aufgeputzt mit den Juwelen ihrer Jugend (old, but still adorned with jewels of her youth)“. Erst nach erblickte in dieser „runzeligen Braut, die dem Blinden angetraut ist (wrinkled bride, affianced to the blind)\“, die „Umme, nicht die Mutter der Kunst“, und zwar eine unkluige, lieblose Umme, die stets die ihr anvertrauten Kinder verkrüppelt und in Fesseln schlägt. Vielen dieser Kinder gelingt es aber, sich von ihren Banden zu befreien, die finstern Gefängnisträume zu verlassen und „sich an der schönen Erde unter uns und an dem freien Himmel über uns zu erfreuen, statt an dem trüben Glanze der römischen Krone“. Direct das päpstliche Rom anredend ruft er aus:

Is there a daring thought thou hast not crushed?
Is there a generous faith thou hast not cursed?
Dark Sorceress, whose Circean cup bereft
Man of his fair proportions and large hope!

Thy throne is built on darkness.
 Art thou our mother, truly? None so bold
 As lift thy vail, and show how hard and cold
 Those eyes of tyranny — that mouth of guile —
 That low and narrow brow — the witchcraft of that smile;
 That subtle smile, deluding while it warmed.

Dann folgt eine Schilderung des Freiheitskampfes Italiens und eine freudige Begrüßung des befreiten Italiens.

Cranch glaubt, daß die düstere Papstkirche keinen großen Schaden mehr antrichten kann, sobald die Sonne des wahren Fortschrittes hell und voll aufgegangen. Die jetzige Generation möge aber nicht übermuthig werden, sondern den römisch-katholischen Bestrebungen gegenüber wachsam sein, ohne der Gewissensfreiheit Zwang anzuthun; dann werde schließlich die Wahrheit siegen; denn

The music of the soul can ne'er be mute.
 What though the brazen clang of antique form
 Stop for a hundred years the angel's lute, —
 The angel smiles, and when the deafening storm
 Has pealed along the age, he sings again,
 Clearer and sweeter, like the sunshine after rain.

Uns will bedürfen, als wenn das in Rede stehende Gedicht kein übler Beitrag ist zu dem gewaltigen Culturfampe, der, von Deutschland ausgehend, gegenwärtig die Welt bewegt.

Christopher Pearse Cranch wurde zu Alexandria in Virginien 1813 geboren, besuchte das Columbia-College in Washington City und studirte zu Cambridge in Massachusetts drei Jahre Theologie. Nachdem er kurze Zeit als Prediger fungirt, widmete er sich in New-York 1842 der Malerkunst und besuchte wiederholt Europa, wo er vorzugsweise in Italien und Frankreich seinen künstlerischen Studien mit Erfolg oblag. Neben der Kunst der Malerei vernachlässigte er aber niemals die Dichtkunst.

Die humoristische Poesie Amerika's nimmt mit Oliver Wendell Holmes (geb. 1809) einen fähnneren Flug. Er inauguriert, wie E. O. Hopp nicht mit Unrecht bemerkt, in mancher Hinsicht eine neue,

bessere Zeit und zeigt nicht nur hinsichtlich der Form, in der Sprachtechnik, einen wesentlichen Fortschritt, sondern auch hinsichtlich der gehaltvollen Tiefe der Gedanken. Die eintönigen fünffügigen gereimten Dämben, die so lange in der amerikanischen Poesie vorherrschten, machen immer mehr einem reicheren und wohlauftenderen Versmaße Platz. Was den Inhalt seiner Dichtungen anbetrifft, so versteht es Holmes meisterhaft, die Thorheiten und Eitelkeiten, welche im conventionellen Leben so häufig vorkommen und sich über die Gebühr breit machen, durch witzigen Humor ins Lächerliche zu ziehen, ohne selbst dabei den geringsten Ärger zu zeigen. Mit einer souveränen Überlegenheit schwingt er die Geisel der Ironie und des Satirasmus, und die Opfer seines Witzes fühlen sich nur um so schmerzlicher getroffen, je mehr Sympathie er anscheinend für sie hat. Andererseits hat aber Holmes auch Gedichte verfaßt, in denen sich ein sehr bemerkenswertes lyrisches Pathos ausspricht. Einzelne dieser Gedichte würden an einem zu großen Reichtum verzierender Diction leiden, wenn nicht zu gleicher Zeit die männliche Energie des Dichters sich wieder ausgleichend geltend mache. Von großer Kraft sind z. B.: „Old Ironsides“, „The Steamboat“ und „Qui Vive“; ein höchst anmuthiges Gedicht, dem auch ein gewisser Humor nicht fehlt, ist „Das letzte Blatt“ (*The Last Leaf*).

Im Jahre 1862 erschien eine Gesamtausgabe der Gedichte von Holmes und zwei Jahre später eine Sammlung seiner satirischen und humoristischen Essays, unter denen wir folgende hervorheben wollen: „Bread and the Newspaper“, „My Hunt after the Captain“, „The Stereoscope and the Stereograph“, „Sun Painting and Sun Sculpture“, „Doings of the Sunbeam“, „The Human Wheel, its Spokes and Felloes“, „A Visit to the Asylum for aged and decayed Punsters“, „The inevitable Trial“ u. s. w. Holmes wurde 1809 zu Cambridge bei Boston geboren, wo sein Vater längere Zeit Universitätsprediger war; er studirte anfangs Jurisprudenz, vertauschte aber bald dieses Studium mit dem der Medicin und ließ sich, nachdem er sich in Paris zu seinem Berufe weiter ausgebildet hatte, als Arzt in Boston nieder. Seine medicinischen Kenntnisse, die hier und da in seinen poetischen Schöpfungen wiederklingen, verschafften ihm im Jahre 1847 die Stelle eines Professors der Anatomie an der Harvard-

Universität. Die bekannte amerikanische Zeitschrift „Atlantic Monthly“ feierte im December 1879 in Boston den 70. Geburtstag ihres Gründers, Dr. Wendell Holmes, durch ein solenes Fest, an welchem die Elite der amerikanischen Schriftstellerei theilnahm: Whittier, Longfellow, Emerson, Mark Twain und Mrs. Beecher Stowe.

Zu den ältesten und angesehensten Familien Neuenglands gehört die der Lowells; aus ihr gingen Männer hervor, die sich auf den Gebieten der Politik, der Literatur und der Industrie hohe Verdienste um ihr Vaterland erwarben. James Russell Lowell, der nach Longfellow's Abgänge das Amt eines Professors der Literaturgeschichte am Harvard-College zu Cambridge bei Boston bekleidete, wurde am 22. Febr. 1819 in Cambridge geboren und widmete sich, nachdem er das dortige College absolviert hatte, kurze Zeit dem Rechtstudium. Da er aber kein Gefallen an der Jurisprudenz fand und seine Vermögensumstände es ihm erlaubten, so studirte er mit Eifer und Erfolg die neuern Sprachen und Literaturgeschichte. Er veröffentlichte viele seiner Arbeiten und Gedichte, die sich durch Naturalmalerei und Satire auszeichnen, in der „North American Review“, in der „New-York Tribune“ und andern vielgelesenen Blättern. Große Popularität gewann er durch seine „Biglow Papers“, in denen er den steifen und spröden Yankeeialekt der Poesie dienstbar zu machen verstand. Im Jahre 1868 gab er eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Under the Willows, and other Poems“ heraus; zwei Jahre später erschien eine treffliche Sammlung von Essays über Dryden, Shakespeare, Lessing, Rousseau und über die Hexenverfolgungen in Neuengland („Witchcraft, New-England two centuries ago“). Die Abhandlungen über Dryden und Shakespeare sind werthvoller als die über Lessing und Rousseau. In „My Study Windows“ (1871) sind naturhistorische Betrachtungen verbunden mit kurzen literarhistorischen Abhandlungen über Emerson, Henry Thoreau, Chaucer, Pope und andere englische Autoren. Hochgefeiert in Amerika ist Lowell's „Concord Ode“, die er im Jahre 1875 zur hundertjährigen Feier der ersten Kriegsergebnisse im Unabhängigkeitstage dichtete. Dieselbe patriotische Freiheitsliebe, welche diese Ode durchweht, spricht sich auch in der Ode aus, die er im Centennialjahr 1876 zu Ehren des 4. Juli, des Tages

der Unabhängigkeitserklärung versah. Lowell verschließt übrigens seinen Blick nicht vor den vielen Schattenseiten, welche die Republik der Vereinigten Staaten darbietet; dies hat er gar deutlich durch die beißende Satire bewiesen, mit welcher er die Weltausstellung zu Philadelphia in der Weise besingt, daß er die zu jener Zeit unter dem Präsidenten U. S. Grant in fast allen Zweigen des öffentlichen Lebens herrschende Corruption verspottet und geiselt.

Im Jahre 1876 veranstaltete die Verlagsbuchhandlung von J. R. Osgood und Comp. eine Gesamtausgabe von Lowell's poetischen Werken, in welcher die einzelnen Gedichte in chronologischer Reihenfolge veröffentlicht sind, sodaß man seinen Entwicklungsgang als Dichter leicht und bequem verfolgen kann. Zu seinen besseren Gedichten rechnen wir außer den genannten noch etwa folgende: „In the Twilight“, „To the Muse“ und „The Washers of the Shroud“. Hierbei dürfte noch zu bemerken sein, daß Lowell's Frau, deren Mädchennname Miss Mary White aus Watertown in Massachusetts ist, ebenfalls dichterisch begabt ist, wie ihr in einer von Lowell's Gedichtsammlungen aufgenommenes Lied „The Morning Glory“ beweist. Eine seiner Schwestern, Mrs. Putnam, zeichnet sich durch große Sprachkenntniß aus und hat verschiedene, sehr gelungene Übersetzungen, z. B. von Friederike Bremer's Schriften, geliefert.

Im Jahre 1879 wurde Lowell vom Präsidenten Rutherford B. Hayes zum amerikanischen Gesandten am Hofe von St. James ernannt. Eines seiner lieblichsten Gedichte ist an seine Frau gerichtet und einfach „Song“ betitelt.

Unter den vorzugsweise humoristischen Dichtern Amerikas in der Neuzeit möchten ganz besonders folgende sieben hervorzuheben sein: Francis Bret Harte, Mark Twain, Thomas Bailey Aldrich, Artemus Ward, Charles G. Leland, Max Adeler und John Saxe.

Francis Bret Harte, der vornehmlich durch Ferdinand Freiligrath vor mehreren Jahren als der „Goldgräber“ oder der „Californier“ bei dem deutschen Publikum eingeführt worden ist, wurde im Jahre 1839 zu Albany im Staate New-York geboren. Im 15. Lebensjahr durch den Tod seines Vaters verwaist, wanderte Bret Harte, ohne sich für einen bestimmten Beruf entschieden zu haben, nach Californien.

Die goldenen Träume, welche zu jener Zeit diesen Staat im fernsten Westen der Union in dem anziehendsten Lichte erscheinen ließen, sowie die sagenhaften, romantischen Erzählungen von jenem Lande am Stillen Ocean, wo die Spanier so lange gehaust, hatten den kaum dem Knabenalter entwachsenen Flingling unwiderstehlich angezogen und warfen ihn in den wechselvollen Strom californischen Lebens und Treibens. Er suchte sich durch die verschiedenartigsten Beschäftigungen sein Brot zu verdienen. Zwei oder drei Jahre hindurch wechselte er, wie die meisten Californiaauswanderer jener Tage, wieder und immer wieder den Beruf und den Wohnsitz. Als das Goldgraben nicht den erwünschten Erfolg zeigte und ihm nicht mehr zusagte, widmete er sich dem Berufe seines Vaters und wurde Lehrer, eine damals in Californien nicht leichte Aufgabe, wie er dies uns in der reizenden Erzählung „Mliss“ in anschaulichster Weise schildert. Später wurde er Sezzer und eine Zeit lang sogar berittener Bote einer Express- und Postgesellschaft. Obwohl diese Beschäftigung mit grossen Entbehrungen und Anstrengungen verbunden war, so hat sie doch einen dauernden Einfluss auf die Entwicklung des Dichters ausgedübt. Indem er hohe Berggipfel überkletterte und wilde Schluchten durchzog oder im Auftrag der genannten Gesellschaft in verschiedenen kleinen Bergstädten, die wir in seinen „Tales of the Argonautes“ unter den Namen „Sandy-Bar“, „Wingdam“, „Poker Flat“ u. s. w. beschrieben finden, arbeitete, hatte er die beste Gelegenheit, die specifischen Eigenthümlichkeiten des californischen Lebens zu studiren, die er bereits mit dem Auge des Dichters und Künstlers ansah. Während er einsam über die Höhen der Sierra Nevada ritt, ging ihm das Herz auf für die wunderbare Natur Schönheit des gebirgigen Theiles des Landes, hing sein Blick an den dunkeln, himmelanstrebenden Coniferen, den höchsten vielleicht, welche die Erde trägt; geben doch diese Bäume der Landschaft jenes düster-geheimnisvolle Colorit, das von jeher dichterische Naturen mit Vorliebe betrachten und in sich aufzunehmen. Die Wälder der Tropenzone mögen prächtiger sein als die des Nordens; aber das Verweilen in den letztern ist wohlthuender, da sie einen eigenthümlichen unsagbaren Zauber aushauchen. Dort bildete sich denn auch in Bret Harte jene poetische Anschauung der Natur aus, die sich durch alle seine Schriften hindurchzieht; dort prägten sich seinem Gedächtnisse die Sitten,

die Denkart und die Redeweise der bunt zusammengewürfelten californischen Bevölkerung so ein, daß er mit Recht den Ehrennamen des „Dichters des Goldlandes“ davontrug. Gegen das Jahr 1858 siedelte Bret Harte nach San-Francisco über und arbeitete daselbst im Sitzeraale der Zeitschrift „The Golden Era“. Er mochte schon manches Gedicht und manche Skizze entworfen und niedergeschrieben haben, aber er hatte keine Gelegenheit gehabt, etwas im Druck zu veröffentlichen. Eines Tages lenkte er aber, als er einige von seinen eigenen Arbeiten gezeigt hatte, die Aufmerksamkeit des Redacteurs und Verlegers der genannten Zeitschrift auf seine Productionen und wurde nun bald von dem Seyerlasten an den Redactionstisch der „Golden Era“ berufen. In diesem Blatte erschienen denn auch seine ersten Arbeiten: „Civic and Character Sketches“, kleine feuilletonistisch-gehaltene Local- und Charakterstizzen, wie z. B. „Sidewalkings“, „From a Balcony“, „A Boy's Dog“, „A Venerable Impostor“, „John Chinaman“, „The Mission Dolores“, „Melons“ u. s. w.

Inzwischen hatte sich aber der junge Schriftsteller verheirathet und war dadurch gezwungen worden, sein Wanderleben aufzugeben. Er wurde sogar selbständiger Herausgeber der Wochenschrift „The Californian“. Seine Anstellung als Secretär bei der Münzstätte der Vereinigten Staaten in San-Francisco im Jahre 1864 hinderte ihn nicht, seinen dichterischen Neigungen zu leben und verschiedene Skizzen und Erzählungen in den Zeitschriften der Hauptstadt des Goldlandes erscheinen zu lassen. Um diese Zeit verfaßte er auch einige seiner besten Gedichte, die theils humoristisch, theils ernsthaft sind. Mehrere der ersten Art sind in einem besondern Dialekt geschrieben, z. B. „Jim“, „In the Tunnel“ und „The Society upon the Stanislaus“; das letztere erzählt von einer Gesellschaft naturforschender Dissettanten, in deren Sitzungen die Auffindung eines angeblich vorsündfluthlichen Thieres so lange diskutirt wird, bis es sich herausstellt, daß die streitigen Knochenreste einigen von einem gewissen Jones verlorenen Maulthieren angehören, worauf der Wortstreit in böse Handgreiflichkeiten ausartet. Die Irrthümer geologischer Forschungen bilden übrigens wiederholt einen Gegenstand von Bret Harte's Satire, so z. B. in den Gedichten „Tho the Pliocene Skull“ und „A Geological Madrigal“. Sehr ergötzlich ist die in

leidlich guten Hexametern geschriebene Humoreske „The Stage-Driver's Story“.

Unter den ernsten Gedichten, welche Bret Harte im Anfang der sechziger Jahre verfaßte, nehmen wohl diejenigen den ersten Rang ein, welche sich auf den Bürgerkrieg beziehen. Neben so ergreifenden Schilderungen, wie „John Burns of Gettysburg“, „A Second Review of the Grand Army“ und „Relieving Guard“, hat er die herrlichen Kriegslieder „Our Privilege“ und „The Reveille“ verfaßt. Der Patriotismus und die warme Begeisterung des Kampfes für die Erhaltung der Union sprechen aus jedem dieser Gedichte und haben sie an den Wachfeuern des Unionsheeres und an manchen Schlachttagen hell erklingen lassen. Zu den umfangreichen Gedichten Harte's gehört „The Lost Galleon“, ein Werk, dem eine spanische Legende über ein untergegangenes Schiff zu Grunde liegt.

Im Juli 1868 übernahm Bret Harte die Herausgabe der Zeitschrift „The Overland Monthly“ in San-Francisco und verschaffte derselben in kurzer Zeit einen solchen Ruf, daß sich derselbe von den Gestaden des Stillen Meeres bis zu den Ufern der Nordsee erstreckte. In den Spalten des „Overland“ erschienen schnell hintereinander die Erzählungen „The Luck of Roaring Camp“, „The Outcasts of Poker Flat“, „Miggles“ u. s. w. Allen diesen Dichtungen liegt etwas so Eigenartiges zum Grunde, daß eine Vergleichung mit andern Dichtern schwer wird. Man hat z. B. den Russen Turgenjew mit Bret Harte in Parallele stellen wollen; allein der Ähnlichkeitsepunkte sind doch zu wenige. Zunächst findet sich in Bret Harte's Dichtungen, mögen sie in ungekünstelter oder gebundener Rede verfaßt sein, abgesehen von seinem Patriotismus, nicht die geringste Spur einer politischen Tendenz; dann fehlt ihm jene frankhafte, schwärmerisch-pessimistische Melancholie, welche dem russischen Dichter fast durchweg anhaftet; schließlich sind die Erzählungen Bret Harte's wesentlich skizzenhafter als die Novellen und Romane Turgenjew's, obwohl sie wie lebensvolle Bilder auf uns wirken, und zwar in der verschiedenartigsten Form und Ausführung. Oft treten sie uns wie überwältigende Gemälde in den glühendsten Farbenton entgegen, oft sind sie auch nur Holzschnitten vergleichbar, aber mit wenigen prägnanten Strichen so deutlich und wirksam gezeichnet, daß

jede weitere Ausführung den gewonnenen Eindruck vielleicht beeinträchtigen können. Seine Stoffe nimmt Bret Harte vorzugsweise, wie bereits angedeutet, aus dem bewegten, farbenreichen Leben Californiens, wie er es aus Erfahrung nach allen Richtungen hin kennen gelernt hat. Aus allen Gesellschaftskreisen des „Goldstaates“ führt er uns Bilder vor, bis zur typischen Figur des Chinesen, den er seinen Landsleuten gegenüber etwas in Schuß nimmt, ohne die unleugbaren groben Fehler und Untugenden jener californischen Parias, die als Kulisse den amerikanischen weißen Arbeitern eine so unliebsame Concurrenz bereiten, irgendwie in Abrede zu stellen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das bekannte Gedicht vom „Heiden-Chinesen“ (*The Heathen Chinese*). Am liebsten weilt Bret Harte bei seinen Goldgräbern, seinen „Argonauten“; der gewesene Goldgräber verleugnet sich da nicht: er schafft, wie Freiligrath von ihm gesagt hat, lauter Gold zu Tage. Man fühlt es seinen Dichtungen an, daß sie der Wirklichkeit abgelauscht sind. Er schildert seine Goldgräber, die Glückstritter, Ventelschneider, Spieler und all das Gesindel des bunten Völkergemisches, wie es sich in Californien zusammenfindet; er sucht die Sünde und den Schmutz, wo er so offen ans Tageslicht tritt, nicht künstlich zu verdecken, aber er gefällt sich auch nicht in einem raffinierten Ausmalen alles Rohen, Gemeinen und Bösen, wie es leider an der Küste des Stillen Oceans in so üppiger Fülle wuchert. Bret Harte läßt sich stets durch ein tiefes sittliches Gefühl leiten und weist in ergreifender Weise nach, wie das in der menschlichen Natur begründete Edle und Gute auch in den verkommensten Schichten der californischen Bevölkerung noch zu finden ist, wie es dort ringt, und, wenn es auch meistens unterliegt, doch zuweilen den Sieg davonträgt. Dieser versöhnende Gedanke, daß auch in dem schlechtesten Menschen immer noch ein Funken des wahrhaft Menschlichen glimmt, ist es, was den Erzählungen und manchen Gedichten Bret Harte's einen so eigenthümlichen Reiz verleiht. So schildert z. B. das Gedicht „Dickens in Camp“ eine Scene, wo eine Bande verwahrloster Goldgräber, während der Mond seine bleichen Strahlen auf die Riesenfichten herabsendet und die schneebedeckten Gipfel in der Ferne matt erglimmen, am Lagerfeuer und in der Nähe eines leise murmelnden Baches durch das Vorlesen einer Stelle aus Dickens's Werken, wo von der „kleinen Nell“ die Rede

ist, gerührt wird und wenigstens auf kurze Zeit edlere Gefühle empfindet. (Vergleiche Anhang Nr. 10.)

Seinen bereits erwähnten „Argonautengeschichten“ reihen sich würdig an seine „Idyllen aus den Vorbergen“ („Idyls of the Foot-hills“). Auch hier finden wir eine streng realistische, aber spannende Schilderung des californischen Lebens, verklärt durch einen hohen Idealismus, der über die Scenen menschlicher Verworrenheit veredelnd emporsteigt. Der schöne Humor des Dichters weiß hier meistens die rauhe Wirklichkeit mit dem Idealen harmonisch zu vermitteln. Erzählungen wie „Die Rose von Tuolumne“, „Der Narr von Fünfgabel“, „Eine Episode aus dem Leben von Fiddletown“, „Wan Li, der Heide“, „John Oakhurst“ u. s. w. besitzen einen dauernden Werth, und führen uns in dem Obersten Starbottle, in John Oakhurst, in Jenny, der Tochter des alten Mac-Closky, Charakterfiguren vor, die nebst Miss und Miggles es mit Dickens' David Copperfield, Micawber und Little Nell aufnehmen. Die Frauengestalten Bret Harte's gleichen in keiner Weise den tugendhaften Ehebrecherinnen des modernen französischen Romans; sie sind entweder frische, lernige Naturen oder sie büßen ihre begangenen Fehltritte durch ausdauernde, opfermuthige Pflichttreue unter den schwierigsten Umständen. Weichliche Sentimentalität sucht man in Bret Harte's Dichtungen vergebens; wer aber ein Verständniß für wirkliche, thatkräftige Liebe hat, der wird sie, mag auch die Form oft etwas fremdartig erscheinen, doch auf das herrlichste und innigste geschildert finden.

Als Satiriker tritt uns Bret Harte in einer kleinen, aber geistreich geschriebenen Skizze entgegen, in welcher er das amerikanische Börsen- und Gründlerwesen unerbittlich geißelt. Seine „Condensed Novels“ sind scharfe, schlagende Kritiken bekannter französischer und englischer Dichter. Mit vernichtender Ironie theilt Bret Harte hier etwas abgeänderte Auszüge aus Victor Hugo, Alexander Dumas, Dickens, Bulwer u. s. w. in der Weise mit, daß das Stereotype und Eigenthümliche des betreffenden Schriftstellers in seiner Einseitigkeit deutlich zu Tage tritt, oder er modellt auch einen ähnlichen Stoff nach den hergebrachten und allbekannten Anschauungen und Stilwendungen des bezüglichen Autors.

so, daß jeder, der nur einigermaßen in der einschlagenden Literatur bewandert ist, den Namen des Caravans sofort errathen muß.

Die Dichtungen Bret Harte's sind frisch und ursprünglich aus amerikanischem Boden hervorgewachsen; sie sind, wie mit Recht gesagt worden ist, „ganz von Amerikanismus durchtränkt“. Wie dem dichterischen Goldgräber von Californien viele Dinge unbekannt waren, die uns Deutschen und den Europäern überhaupt aus der ciasatlantischen Literatur längst in Fleisch und Blut übergegangen sind, so ist uns vieles fremd, was ihm geläufig und wohl bekannt ist. Dennoch hat Bret Harte's Poesie Persönlichkeiten geschaffen, die unserm Gedächtnisse nicht entwinden werden. Das deutsche Volk sieht es bekanntlich mehr als irgendeine andere Nation, die Erzeugnisse der Fremde sich anzueignen. Von Norden, Süden, Westen und Osten sind nicht nur materielle, sondern auch geistige Schätze von uns zahlreich und bereitwillig importirt worden. Das Ausländische hat nur zu oft das Einheimische überwuchert; es ist mit größerter Liebe und Zärtlichkeit gepflegt worden, als was dem vaterländischen Boden entsproß. Dieser Zug des deutschen Wesens hat ja unzweifelhaft eine gute Seite; aber auch hier gilt der alte Spruch: „Sunt certi denique fines“. Solange und insoweit die Bret Harte'schen Gedichte, Skizzen und Novellen nicht nur durch ihren stofflichen Inhalt uns fesseln, sondern auch durch die poetische Kraft und überraschende Urvödigkeit, womit dieser Stoff geformt ist, mächtig wirken, so lange und insoweit verdienen sie die ihnen allseitig zutheil gewordene Anerkennung. Wenn der Dichter uns aber, wie dies in dessen größtem Roman „Gabriel Conroy“ geschieht, viel Altes mit wenig Neuem in der skizzenhaftesten, lockersten und unfertigsten Form darbietet, wenn er gewisse Szenen und Situationen in einer Weise schildert, die den gebildeten Geschmack geradezu verletzt, dann verliert er nicht nur unsere Anerkennung und Bewunderung, sondern zieht sich von einer unparteiischen Kritik gerechten Tadel zu. Unter Bret Harte's neuesten Schriften mögen kurz folgende erwähnt werden: „Drift from two Shores“, „An Heiress of Red Dog and other Sketches“ und „The Twins of Table Mountain“. Schwächer als diese Erzählungen erscheinen uns „Thankful Blossom and other Tales“.

Nachdem Bret Harte im Frühjahr 1871 Californien verlassen

hatte, ging er nach dem Osten der Union und lebte zumeist in New-York. Vor einigen Jahren wurde er bekanntlich als amerikanischer Consul nach Elberfeld gesandt, bekleidet aber gegenwärtig ein Consulat in England. — Auch als Dramatiker hat Bret Harte sich versucht. Das betreffende Stück ist „Two Men of Sandy Bar“ betitelt und einer seiner Erzählungen nachgebildet. Allein nach den Kritiken zu schließen, die wir über dies Drama, welches bereits in verschiedenen amerikanischen Städten zur Aufführung kam, in transatlantischen Blättern gelesen haben, ist dasselbe nur mit sehr getheiltem Beifall aufgenommen worden. Es soll zwar an poetischem Werthe die Mehrzahl der amerikanischen Theaterstücke übertreffen, im übrigen aber den Vorbeerkranz des gefeierten Dichters um kein neues Blatt bereichern, da weder die Form gefällig genug, noch die Handlung den Anforderungen an ein gutes Drama entsprechend ist. Als handelnde Personen treten darin unter andern auf: spanische Männer und Frauen, ein Gentleman aus Virginien, ein Chinese, ein Spieler und ein Yankee. Der fließende Dialog entschädigt nicht dafür, daß die Haupthelden des Stücks romantische Trunkenbolde und kühne Spieler sind.

Eine vorzügliche Ergänzung zu Bret Hartes californischen Erzählungen liefern die köstlichen Skizzen von Mark Twain über Nevada. Beide Dichter behandeln fast ganz dasselbe Problem. Auch Mark Twain sucht nachzuweisen, daß der verdorbenste, rohste Mensch bei aller Entniedrigung, bei allen Lastern und Freveln immer noch eine für das Gute empfängliche Stelle in seinem Herzen besitzt. Freilich ist diese Regung des Guten in vielen Fällen nur ein ganz äußerliches Mitgefühl, oberflächlich und vorübergehend, vielleicht hervorgerufen durch das Unbehagliche im Anblick des Leidens, ein „Mitgefühl“, wie Aldrich sich bezeichnend ausdrückt, „dünn wie Briefpapier und kurzlebig wie jene Mücken, die im Laufe einer einzigen Stunde geboren, Urgroßväter werden und sterben, — aber doch ein Mitgefühl“.

Mark Twain, mit seinem wirklichen Namen Samuel Langhorne Clemens, wurde am 30. Nov. 1835 zu Florida, einem Städtchen in Missouri, geboren. Nachdem er einige Jahre die Bezirksschule besucht hatte, erlernte er im 12. Lebensjahr das Druckergeschäft und schrieb bald einige Artikel für Zeitungsblätter. Sein unruhiger Geist ließ ihn

indes abenteuerlichere Wege einschlagen. Er arbeitete eine Reihe von Jahren als Matrose und Steuermann auf einem Mississippidampfer, nahm dort den Namen Mark Twain an, begab sich später in das „Silberland“ Nevada, trieb sich daselbst mit wechselndem Glücke in verschiedenen Minen umher, besuchte Californien und hielt sich sogar einige Zeit als Correspondent auf den Sandwichinseln auf. Seine öffentliche Laufbahn begann er als Vorleser humoristischer Schilderungen; dergleichen Vorlesungen hat er seither vielfach gehalten, wenn auch nicht des Erwerbes halber, da seine Vermögensverhältnisse durch eine reiche Erbschaft, die seine Frau machte, glänzend geworden sind.

Mark Twain machte auch eine Gesellschaftsreise durch Europa und einen Theil von Vorderasien. Die Beschreibung dieser Reise, welche in zwei Werken, betitelt „Die Arglosen auf Reisen“ und „Die neue Pilgerfahrt“, erschienen und halb ernsthaft, halb humoristisch-satirisch gehalten ist, hat in Europa keinen besondern Beifall gefunden, desto mehr aber in Amerika. Man konnte ihm die persiflirenden Neuheiten eines allerdings übertriebenen Nationalgefühls diesseit des Oceans nicht verzeihen. Günstiger wurden aber die kleinen Aufsätze und Skizzen bewurtheilt, welche er auf seinen Kreuz- und Querzügen verfaßte, zuerst in Zeitschriften erscheinen ließ, dann zu Vorlesungen ausbeutete und endlich in Buchform zusammenstellte. Seine Schilderungen des Zeitungswesens im Staate Tennessee sind prächtige Humoresken, ebenso die Berichte über die gute Gesellschaft auf den Sandwichinseln und die Erzählung: „Wie ich ein landwirthschaftliches Journal herausgab“. Die Hyperbel bildet das Hauptelement von Mark Twain's Humor. Und da Uebertreibungen in der amerikanischen Journalistik an der Tagesordnung sind, so darf Mark Twain wohl als ein Repräsentant dieser national-amerikanischen Eigenthümlichkeit hingestellt werden. Bekannt ist seine Geschichte von dem „Springfrosch in Calaveras County“. Mit Charles Dudley Warner zusammen hat Mark Twain vor nicht langer Zeit einen Roman unter dem Titel „Das vergoldete Zeitalter“ herausgegeben, welcher in schärfster Weise das amerikanische Gründerthum und die Schwindeleien innerhalb und außerhalb des Congresses geißelt. Hier wird uns die fiebrhafte Speculationswuth, dort eine leidenschaftliche Wettsfahrt, hier die politische Intrigue, dort die ungezügelte Corruption

geschildert, welche ein so herrliches Staatsgebäude, wie das der Vereinigten Staaten, zu untergraben und zu stürzen droht. Es schadet durchaus nicht, daß der Satiriker hier durchweg in grellen Farben malt, denn einesheils liebt der Amerikaner etwas derbe Kost, anderntheils können nicht überall öffentliche Schäden durch zarte Behandlung gut gemacht und geheilt werden. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß der Autor keinen pessimistischen Standpunkt einnimmt, sondern die Mehrheit des amerikanischen Volkes für unverderbt und damit den Bestand der großen transatlantischen Republik für gesichert hält. Einer der neuesten Romane Mark Twain's, „The Adventures of Tom Sawyer“, ist eine trefflich gelungene Knobengeschichte, die er seiner Frau gewidmet hat. Er selbst sagt in der Vorrede, daß die meisten der in dem Buche erzählten Abenteuer in der That sich zugetragen hätten, einige davon habe er selbst mit erlebt, viele andere habe er von seinen früheren Schulkameraden erfahren. Die Erzählung spielt vor etwa 30 bis 40 Jahren in einem dem Hinterwalde nahe gelegenen Städtchen am Mississippi. Es zeigt sich, daß die amerikanische Jugend oft den Aeltern viel ungebundener und selbstständiger gegenübersteht, als dies in Europa der Fall zu sein pflegt. Charakteristisch ist die Scene in der Sonntagsschule. Tom Sawyer's Neigung zu seiner Mitschülerin Becky Thatcher und sein Verkehr mit Huckleberry Finn, dem Paria des Städtchens, sind voller Komik und Humor.

Die Schreibweise Mark Twain's ist fast durchweg anregend und dramatisch, wenn auch, namentlich für den deutschen Leser, hier und da zu weit ausgesponnen und etwas rauh. Man merkt deutlich, daß der Autor nicht durch Classiker, sondern durch das Leben und die Tagesblätter gebildet wurde. Mark Twain hat die scharf, aber nicht immer froh und heiter blickenden Augen eines Yankee, der mehr treffend und wahr, als zart und fein schreiben will. Anders ist dies mit Thomas Bailey Aldrich, dem Freunde Bret Harte's. Aldrich, geboren zu Portsmouth in New-Hampshire im Jahre 1836, ist ein feiner, geistreicher Schriftsteller, der mit dem fröhlichsten Behagen und der liebenswürdigsten Heiterkeit in die Welt hineinblickt. „In der Geschichte eines Buben“ („The Story of a Bad Boy“) schildert er uns einen Abschnitt seines eigenen Lebens. Gut geschriebene Schulknabengeschichten waren

bis dahin in Amerika selten erschienen, weshalb die erwähnte, mit Illustrationen versehene Autobiographie für das amerikanische Lesepublikum einen besondern Reiz hatte. Charakteristische Figuren darin sind z. B. der Grozrater Kapitän Nutter und die alte jungfräuliche Tante Miss Abigail; beide sind treue Repräsentanten der gebildeten Bevölkerung von Neuengland. Der Schauplatz der Erzählung ist eine kleine Hafenstadt im Osten der Union, genannt Rivermouth. Besonders anziehend ist die Schilderung der theatralischen Aufführungen der Schulknaben, vornehmlich jene Scene, wo der Autor und Held der Geschichte seinem Freunde Pepper Whitcomb, der den Sohn von Wilhelm Tell darstellt, in den Mund schießt, statt den Apfel auf dem Kopfe zu treffen. Die Verlezung Pepper's ist selbstverständlich nur unbedeutend.

Aldrich schrieb viel für das „Atlantic Monthly“; so z. B. die gern gelesene Novelle „Mademoiselle Olympe Zabriski“, in welcher die unglückliche Liebe eines alten Roué zu einer schönen Kunstreiterin in reizender, decenter Weise geschildert wird. Unter seinen Gedichten, von denen im Jahre 1863 eine Sammlung im Druck erschien, heben wir hier die Romanze „Out of his Head“ und das warm empfundene Sonett auf den Tod seines Freundes Henry Howard Brownell, dessen Verdienste von der Mitwelt, wie so oft, erst zu spät anerkannt wurden, hervor. Ueber eines seiner letzten Werke: „Marjorie Daw and other Tales“ äußerte sich Ed. Engel u. A. also: „Wir dürfen Aldrich rühmend nachsagen, daß er nicht in den ausgetretenen Geleisen der anglo-sächsischen Theetops-Novellistik behaglich einherschreitet, sondern außer seiner pikanten Form auch eine thichtige Dosis jener eigenthümlichen „diablerie“ aufzuweisen hat, die wir bei so vielen amerikanischen Schriftstellern antreffen.“ Verschiedene von Aldrich's Schriften sind in die deutsche und französische Sprache übertragen.

Unter den amerikanischen Humoristen nimmt Charles Farrar Browne, als Schriftsteller bekannt unter dem Namen Artemus Ward, einen hervorragenden Platz ein. Seine Schriften sind nicht nur in Amerika, sondern in der ganzen englisch sprechenden Welt geschätzt; auch ist eine Auswahl derselben in deutscher Uebersetzung von Moritz Busch im Verlag von F. W. Grunow (Leipzig 1876) erschienen. Browne wurde in dem Städtchen Waterford in Maine im Jahre 1834 geboren

und lernte zuerst das Buchdruckergeschäft. Schon in seinem 15. Lebensjahr wurde er Mitarbeiter bei dem in Boston erscheinenden humoristischen Wochenblatte „The Carpet Bag“; später war er Reporter bei dem weitverbreiteten Tagesblatte „The Plaindealer“ in Cleveland im Staate Ohio. In dieser Stellung schrieb er eine ganze Anzahl komischer Späße und Schwänke und wurde in weitern Kreisen bekannt, sodass er als Mitredakteur des Witzblattes „Vanity Fair“ nach New-York berufen ward. In Brooklyn und New-York hielt er eine Reihe humoristischer Vorträge, von denen wir zwei der besten dem Titel nach nennen: „Die Kinder im Walde“ („The Babes in the Wood“) und „Sechzig Minuten in Afrika“ („Sixty Minutes in Africa“). Mit diesen Vorträgen, die sehr stark besucht wurden, verdiente er viel Geld, sodass er im Jahre 1862 eine Reise nach Californien und nach Utah, dem Lande der Mormonen, machen konnte. Nach seiner Rückkehr hielt er humoristische Vorlesungen über das eigenthümliche Leben und Treiben der Mormonen oder der „Heiligen am Salzsee“, und zwar mit Zuhilfenahme des Panoramas. Während des Secessionskrieges war er komischer Berichterstatter über die Kriegsereignisse für verschiedene Zeitungen und steuerte, da seine Einnahmen reichlich flossen, einmal gegen 5000 Doll. bei zur Pflege der Verwundeten des Unionsheeres. Ums Jahr 1864 erschien eine Sammlung seiner humoristischen Schriften unter dem Titel „Artemus Ward — His Book“. Dies Buch fand in England großen Beifall, und so beschloß er, im Jahre 1866 nach Europa zu gehen und in England Vorlesungen zu halten. Im November des genannten Jahres trat er dort zuerst öffentlich auf, und zwar mit dem größten Erfolge; er lieferte auch wiederholt Beiträge für den „Punch“. Schon kränklich nach England gekommen, begab er sich zur Herstellung seiner sehr geschwächten Gesundheit zunächst nach der Insel Jersey und dann nach Southampton. Aber sein Ende war nahe, und er starb am 6. März 1867 in der letzteren Stadt an der Kehlkopfsschwindsucht. Von seinem nicht geringen Vermögen vermachte er testamentarisch einen Theil seiner Mutter, einen geringern Theil einem Knaben, der ihn während seiner Krankheit treu gepflegt hatte, und den Rest bestimmte er zur Gründung eines Asyls für Buchdrucker und deren Waisenkinder.

Artemus Ward, dessen Helden nicht selten an Fritz Reuter's

„Onkel Bräsig“ genannten, ist vielleicht der beliebteste humoristische Schriftsteller des Yankeehumors. Er setzt die Lachmuskel in Bewegung, obgleich er nicht immer decent und fein ist und seine Witze, die wie Sternschnuppen fallen, häufig unsern „Kälauern“ gleichen. Bei seinen Wortspielen kommt es ihm auf Orthographie und Logik nicht besonders an; dennoch zeigt sich in ihm, selbst mehr als bei Mark Twain, der speziell amerikanische Humor, dessen Wesen vornehmlich darin besteht, daß die ungeheuerlichsten Ungereimtheiten in nüchterner und naiver Weise als ganz selbstverständlich dargestellt und ausgesprochen werden. Artemus Ward's Humor erinnert an die Predigten jener alten puritanischen Geistlichen, die, wie auch manche deutsche Kanzelredner es in früheren Zeiten thaten, in höchst naiv-burlesker Art ihre Zuhörer anredeten. Als er auf dem Krankenbette lag und man ihm mittheilte, daß seine Landsleute dem Prinzen von Wales eine Jacht zum Geschenke gemacht hätten, sagte er mit seinem Lächeln: „Es scheint Mode zu sein, daß jedermann dem Prinzen von Wales etwas schenkt. Ich denke, ich werde ihm mein Panorama hinterlassen.“ Browne pflegte nämlich auch bei seinen Vorträgen in England ein grobgemaltes Panorama zu benutzen.

Vielfach verschieden von den genannten Humoristen und doch ihnen wieder nicht ganz unähnlich ist Charles Godfrey Leland, der auch das Verdienst hat, manche Gedichte und Werke deutscher Autoren, z. B. H. Heine's, den Amerikanern in gelungener englischer Uebersetzung zugänglich gemacht zu haben. Leland wurde am 15. August 1824 in Philadelphia geboren, machte im Princeton-College sein Examen und setzte seine Studien mit grossem Fleiße auf europäischen Universitäten, z. B. in Heidelberg und München, wo er Gervinus, Schlosser und Thiersch hörte, und in Paris fort. Nach Amerika zurückgekehrt, veröffentlichte er 1855 das „Sketchbook of Meister Karl“, ein Werk, welches sich ebenso durch Wit und Humor, als durch Belehrtheit und poetische Anschauung auszeichnet. In demselben Jahre erschien das Buch „The Poetry and Mystery of Dreams“, eine seltsame, halb poetische, halb philosophische Schrift, die ein nicht geringes Wissen beklendet. Zur Zeit des Secessionskrieges (1860) war er Herausgeber der in New-York erscheinenden Monatsschrift „The Continental“, welche

vornehmlich den Interessen der Literatur und der nationalen Politik diente und zu ihren Mitarbeitern hervorragende Schriftsteller und Staatsmänner, wie z. B. Robert D. Walker, Frederic P. Stanton, Horace Greeley, Edmund Kirke u. s. w. zählte. Sein Aufsatz „The Ash Tree“, der im Decemberheft des „Continental“ vom Jahre 1862 erschien, zeugt von genauer Kenntniß der altdeutschen Mythologie. Er war ein begeisterter Anhänger der Unionspartei und veröffentlichte in der von ihm herausgegebenen Monatsschrift alte und neue Kriegslieder, die von hoher Vaterlandsliebe und warmer Begeisterung ein glänzendes Zeugniß ablegen. Bald nach Beendigung des Bürgerkrieges schrieb Leland die sogenannten „Breitmann's Balladen“, d. h. eine Reihe von Gedichten, in denen komische Situationen, wie sie wohl in ähnlicher Weise während des Krieges und nach demselben hier und da vorgekommen sein mochten, in einem wunderbaren deutsch=englischen Dialekt geschildert sind. Wie in diesen Balladen das ungebildete Deutsch=Amerikanerthum in einer oft effectvollen, an Bret Harte's Dialekt poesie erinnernden, aber für Deutschland nicht gerade schmeichelhaften Art gegeiselt wird, so hat Leland es auch unternommen, unter dem Titel „Pidgin-English Sing-Song“ in chinesirtem englischen Dialekt eine Sammlung von Balladen und Geschichten herauszugeben, in der das amerikanische Chinesenthum persifliert wird. Es will uns aber bedenken, daß weder die „Hans Breitmann's Balladen“ noch das „Pidgin-English“ der Chinesen lobenswerthe Bereicherungen der amerikanischen Poesie sind; beide Dichtungsweisen stehen nach unserer Ansicht noch unter der Travestie. Das Urbild von Hans Breitmann soll übrigens ein gewisser Post sein, der im 15. pennsylvaniischen Cavalerieregiment diente. Eine Verallgemeinerung des deutsch=amerikanischen oder des chinesirten Englisch ist für die amerikanische Literatur kaum zu wünschen. Dialekte können nur zeitweise und zur Abwechselung einen humoristischen oder satyrischen Reiz ausüben, nicht aber auf die Dauer. Dazu kommt noch, daß Leland's „Pidgin-English“ nur sehr wenig dem zwischen Engländern, Amerikanern und Chinesen in Seehafenstädten gebrauchten Mischdialekt entspricht. Auch Leland's „Meister Karl's Sketch Book“ hat bei manchen Vorzügen wenig dauernden Werth.

Verdienstvoller als die eben erwähnten Werke sind die Studien,

welche Leland in Bezug auf die Sprache der Zigeuner gemacht. Sein Buch „The English Gipsies and their Language“ zeugt von einem fleißigen Studium der Sprache dieses rätselhaften Wandervolkes, namentlich soweit dasselbe in England verbreitet ist. Gewissermaßen als Ergänzung und Illustration dieser Arbeit sind die „English-Gipsy Songs“ anzusehen, die Leland in Gemeinschaft mit Professor E. H. Palmer und Miss Jane Tuckey im Jahre 1875 herausgab. Die Gesänge der Zigeuner gleichen den Gesängen der amerikanischen Indianer, sie sind meistens ohne Reim und nennenswerthen Rhythmus; Leland hat jedoch bei Uebersetzung derselben Reim und Rhythmus angewandt.

Ebenso aukennenswerth wie diese „Gipsy Songs“ sind zwei Gedichtsammlungen, die der Autor, wenn wir nicht irren, schon im Jahre 1872 herausgab. Die eine derselben ist betitelt: „The Music-Lesson of Confucius, and other Poems“, die andere: „Gaudeamus. Humorous Poems.“ Beide sind äußerst reichhaltig, nur mit dem Unterschiede, daß wir in „Gaudeamus“ deutsche Gedichte und Studentenlieder in englischer Uebersetzung vor uns haben, während wir in „The Music-Lesson of Confucius“ uns bald auf dem Berge Meru, dem Wohnsitz der indischen Götter, befinden, bald auf dem griechischen Olymp, bald auf der Insel Eypern u. s. w. Die Legende einer schönen Königin von Ungarn wechselt hier ab mit Gedichten, die Hegel'sche und Comte'sche Philosophie athmen.

Die „Gaudeamus“ benannte Gedichtsammlung enthält außer einer ganzen Anzahl von Liedern von Victor Scheffel, die meistens nicht übel und mit richtigem Verständniß ins Englische übertragen sind, wie z. B. die vom Ichthyosaurus und Megatherium, eine Auswahl von lustigen Liedern, wie sie auf deutschen Universitäten gesungen zu werden pflegen. Den amerikanischen Studenten und dem amerikanischen Publikum überhaupt sind solche frohe Studentenlieder ziemlich unbekannt, und weil in den Vereinigten Staaten das eigentliche deutsche Studentenleben fast gar nicht gekannt ist, so haben die von Leland übersetzten deutschen Studentenlieder jenseits des Oceans auch nur in den Kreisen Beifall gefunden, die Gelegenheit gehabt haben, das deutsche Studentenwesen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen.

Nicht zu übergehen sind schließlich bei der Aufzählung amerika-

nischer Humoristen Max Adeler und John Sage. Adeler's „Herr vom Weltgetümmel oder in einem wunderslichen Eckchen“ ist von Moritz Busch ins Deutsche übertragen worden. Die Schilderung des Richters Pitman und des ruhmredigen, auffschneiderischen Lieutenants Smiley in dem Adeler'schen Buche ist als sehr gelungen zu bezeichnen, ebenso sind die Bemerkungen über die eigenthümliche Neigung der Frauen zum Heirathsstiftsen sehr treffend. Adeler sagt in dieser Beziehung: „Es gibt in der Welt nichts, was tiefer ginge als das Interesse, welches eine Frau an der Verheirathung eines andern weiblichen Wesens nimmt. Die fanatische Wuth eines indischen Heiligen ist im Vergleich hiermit eine eiskalte Gleichgültigkeit.“

John Sage (geb. 1816) ist ein Humorist derb-realistischen Genres, besitzt aber, wie E. D. Hopp mit Recht hervorhebt, eine erstaunliche Reimvirtuosität. In seinem Gedichte „Die stolze Miss Mac Bride“ verspottet er das sinnlose Treiben der Modenärrinnen und die oft so verderbliche Putzsucht, an der die fashionable Damenwelt Amerikas bekanntlich so sehr leidet; auch das mystische Gebahren der Spiritualisten wird nicht selten von den scharfen Pfeilen seines Witzes getroffen.

Nach dieser kurzen Absehung auf das humoristisch-satirische Gebiet kehren wir zu den übrigen jüngern und jüngsten Repräsentanten der amerikanischen Poesie zurück. Und hier tritt uns zunächst Alfred B. Street, geboren zu Poughkeepsie im State New-York im Jahre 1811, entgegen. Trotz einer großen Advocatenpraxis fand Street doch Zeit und Gelegenheit, recht ansprechende Gedichte zusammenzustellen, wie dies „The Burning of Schenecktady and other Poems“ beweisen. Seine „Drawings and Tintings“, seine „Woods and Waters“ und die „Forest Pictures in the Adirondacks“ zeichnen sich durch treue und sinnige Naturschilderungen aus und tragen einen echt amerikanischen Charakter. Zwar leiden seine Dichtungen nicht selten an einer gewissen Eintönigkeit und umständlichen Breite; sie haben jedoch, wie z. B. sein in England in bildlicher Darstellung herausgegebener „Lost Hunter“, selbst in Europa große Anerkennung gefunden. Seinen Landsleuten

aber ist er vornehmlich durch die warme Freiheits- und Vaterlandsliebe theuer geworden, wodurch manche seiner Gedichte einen ganz besondern Reiz erhalten; wir nennen in dieser Beziehung „Averills Raid“, „Forest Scenes“ und „the Gray Forest Eagle“.

Ein schönes Dreigestirn der jüngern amerikanischen Dichterschule bilden E. C. Stedman, R. H. Stoddard und G. H. Boker, alle drei intime Freunde des zu früh verstorbenen Bayard Taylor.

Edmund Clarence Stedman, geb. zu Hartford in Connecticut im Jahre 1833, verlor schon in früher Jugend seinen Vater, der aus Neuengland stammte, worauf seine Mutter, eine hochbegabte Frau, die zu ihren Ahnen den Colonialdichter Aaron Cleveland zählte, nach ihrem Heimatsstaate New-York zog und nach einigen Jahren ihre beiden Söhne, Edmund Clarence und dessen Bruder, deren Großonkel väterlicherseits, einem geachteten Juristen zu Norwich, James Stedman, zur weiteren Ausbildung und Erziehung anvertraute. Im Jahre 1849 bezog der junge Stedmann das Yale-College zu Newhaven und lenkte sehr bald durch seine großen Fähigkeiten die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich. Allein Stedman's Natur war eine eigenhümliche; bald suchte er die Einsamkeit auf und gab sich phantasievollen Träumereien hin; bald stürzte er, alle conventionellen Fesseln von sich schlüttelnd, wild ins Leben hinaus; immer aber blieb er den Wissenschaften treu und hold. Obwohl er wegen einiger loser Streiche vom Yale-College removirt wurde, so verlieh ihm diese Anstalt doch schon im Jahre 1853, nachdem er sich als Schriftsteller hervorgehan, den Titel eines Magisters der freien Künste. Er hatte noch nicht sein 19. Lebensjahr vollendet, da gab er schon in Norwich ein Localblatt heraus; ein Jahr später verheirathete er sich, zog nach Litchfield County, kaufte dort den „Winsted Herald“ und redigierte dieses Blatt zwei Jahre hindurch mit großem Erfolge. Dadurch kühn gemacht, suchte er ein weiteres Feld der Thätigkeit und begab sich, selbst noch ein Jüngling, mit seiner Frau 1855 nach New-York, dem Sammelplatz so vieler strebender Geister. Nicht ohne harte Kämpfe, in denen sich Stedman als ein „self-reposeful, plucky man“ bewährte, gelang es ihm ums Jahr 1859, mit der „New-York Tribune“ in nähere Verbindung zu treten. Nachdem er in diesem vielgelesenen Blatte eine Reihe von Zeitgedichten, wie z. B.

„The Diamond Wedding“, „The Ballad of Lager Bier“ und „How Old Brown took Harper's Ferry“, veröffentlicht hatte, gab er im Jahre 1860 eine Sammlung von Gedichten heraus, zu denen außer den in der „Tribune“ erschienenen noch folgende bemerkenswerthe lyrische Dichtungen gehörten: „Bohemia“, „Summer Rain“ und „Heliotrope“. Von nun an zählte Stedman zu den gefeiertsten amerikanischen Dichtern der Gegenwart. Während der beiden ersten Jahre des Rebellenkrieges war er ständiger Mitarbeiter der in Washington City erscheinenden „World“ und stand eine Zeit lang mit Edward Bates, dem Justizminister der Vereinigten Staaten, in engster Beziehung. Aus Gesundheitsrücksichten kehrte er 1864 nach New-York zurück, woselbst er an der Börse eine Anstellung fand, die ihn jedoch nicht hinderte, in den Sommermonaten sich an schön gelegenen Orten an der Küste des Atlantischen Oceans aufzuhalten. Aus dieser Zeit stammt sein größeres Idyll „Alice of Monmouth“, in welchem treue Liebe über den Stolz siegt; ein ähnliches Gedicht ist „The Blameless Prince“, nur daß sich hier mehr dramatische Kraft und Originalität der Erfindung zeigt. Im Jahre 1873 erschien in der Verlagsbuchhandlung von J. N. Osgood and Comp. zu Boston in Massachusetts eine Gesamtausgabe von Stedman's Werken, die der Verfasser seiner innig geliebten Mutter gewidmet hat.

Edmund C. Stedman versteht nicht nur in humoristischer Weise gewisse Thorheiten des gesellschaftlichen und politischen Lebens zu geisen; es ist ihm auch die Gabe verliehen, in ernsten ergreifenden Tönen zu singen „von allem Süßen, was Menschenbrust durchhebt“ und „von allem Hohen, was Menschenherz erhebt“. Schön und rein klingt uns seine Kindesliebe entgegen aus dem seiner Mutter geweihten Sonett „A Mother's Picture“.

Edler patriotischer Sinn durchweht seine „Dartmouth Ode“, sein „The Heart of New-England“ und die zur Zeit des Bürgerkrieges gedichteten Lieder, wie „Wanted — a man“ und „Sumter“. Der Lauf der Jahre hat die Innigkeit und Kraft von Stedman's Dichtungsweise nur gereift und gestärkt; dies beweist z. B. das formschöne, tief empfundene Gedicht, welches er am 4. Dec. 1876 bei der Enthüllung des Monuments vorlas, das die Freunde von Horace Greeley diesem

Nestor der amerikanischen Journalistik auf dem Greenwood-Kirchhofe zu New-York setzten. Dem kühnen und tapfern Reitergeneral Custer, der im Sommer des Jahres 1876 im Kampfe gegen die Indianer fiel, widmete der Dichter eine Ode, der wir die Schlussstrophen entnehmen:

Thou, wild young warrior, rest,
By all the prairie-winds caressed!
Swift was thy dying pang;
Even as the war-cry rang
Thy deathless spirit mounted high
And sought Columbia's sky:
There, to the northward far,
Shines a new star,
And from it blazes down
The light of thy renown.

Hochpoetisch und reich an tiefen Gedanken ist das an einen im Goldsande gefundenen Schädel gerichtete und „The Skull in the Gold Drift“ betitelte Gedicht. Noch verdient bemerkt zu werden, daß Stedman mit vielem Geschick den Theofrit ins Englische übersetzt hat und im Februarheft des „Atlantic Monthly“ vom Jahre 1877 die neuesten Auffindungen in Olympia durch das Gedicht „News from Olympia“ feierte.

Nicht ohne Grund ist von Ernst Otto Hopp hervorgehoben worden, daß die jüngsten Lyriker der Vereinigten Staaten sich vielfach und mit Vorliebe englische und deutsche Dichter zum Vorbilde nehmen. Von deutschen Dichtern ist hier außer Goethe vornehmlich Heinrich Heine zu nennen, der durch die Uebersetzung von C. G. Leland vollkommen in Amerika eingebürgert wurde und in sangbaren kleinen Liedern viele Nachahmer gefunden hat; unter den englischen Dichtern ist es aber in erster Linie Alfred Tennyson gewesen, den sich eine nicht geringe Anzahl der jüngsten amerikanischen Lyriker zum Muster erkor. So gehen auch hier die Alte und die Neue Welt in erfreulicher Weise zusammen. Die ältere amerikanische Lyrik war ja in so vieler Hinsicht arm und einseitig, bei der vorherrschenden religiösen Resignation litt sie an einer gewissen Monotonie; dies ist nun anders geworden. Neben dem Schwärmen für Waldeinsamkeit hat das tägliche Wirken und Schaffen auch in der Poesie sein Recht erhalten und der mehr aus subjectiven Empfindungen

hervorgehenden Kunstslyrik, welche die Sprache schwungvoll und kunstreich behandelt, geht die Volkslyrik zur Seite, die einfacher und unmittelbarer, oft allerdings nicht ohne gewisse Gedankensprünge ist.

Richard Henry Stoddard wurde im Jahre 1825 zu Hingham in Massachusetts geboren, lebt aber seit 1835 vorzugsweise in New-York. Gleich seine erste Gedichtsammlung, „Footprints“, die im Jahre 1849 veröffentlicht wurde, gewann ihm den allgemeinen Beifall des Publikums. Nicht minder gefielen seine für jüngere Leute bestimmten „Adventures in Fairy-Land“. Sehr günstig recensirte William C. Bryant (§. Capitel IV) seine mit zwölf Porträts versehene Schrift: „The Loves and Heroines of the Poets“. Im Jahre 1865 gab er eine Blumenlese aus englischen Dichtern unter dem Titel „Favorite English Poems“ und „The Later English Poets“ heraus. Von seinen eigenen Dichtungen, die mehr ernster Natur sind und eine große Vorliebe für das Landleben zeigen, erwähnen wir hier folgende: „The Children in the Wood“ und „Under Green Leaves“; seine Ode auf den Tod von Abraham Lincoln darf den besten Dichtungen, welche dieses traurige Ereigniß hervorrief, beigezählt werden. Höchst anziehend ist das sinnige Gedicht: „The Flower of Love lies bleeding“. Stoddard's Arbeit „über Dichter und Gedichte Amerikas“ hat im Jahre 1876 eine neue Auflage erlebt; leider war es uns nicht vergönnt, in den Besitz dieser wertvollen Schrift zu gelangen. Elisabeth Stoddard, die Frau unsers Dichters, ist ebenfalls poetisch begabt; ihr „The Morgesons“ wurde in Amerika mit vielem Beifall begrüßt.

George H. Baker, geb. 1824 in Philadelphia, besuchte Europa, wo er sich namentlich in England aufhielt. Seit 1847 literarisch thätig, publicirte er einen Band Gedichte unter dem Titel: „The Lesson of Life and other Poems“. Er versucht eine mehr ideale Richtung; seine Sprache ist rein und voller Gedankentiefe. Von hoher und edler Vaterlandsliebe begeistert dichtete er während des vierjährigen Bürgerkrieges eine ganze Reihe von Liedern, in denen er zum Kampfe für die Union und die Befreiung der Sklaven aufforderte oder den ruhmvollen Tod gefallener Helden pries. Eine Sammlung seiner Kriegslieder erschien im Verlag von Ticknor und Fields zu Boston im Jahre 1864 unter dem Titel „Poems of the war“; im darauffolgenden

Jahre gab er ein größeres Gedicht: „Our Heroic Themes“, heraus. Einige seiner Lieder sind wahre Muster schneidiger Kriegslyrik und klirren wie scharfes Eisen; dahin gehören „The Sword Bearer“, „Crossing at Fredericksburg“, „The Black Regiment“, „In the Wilderness“, „Upon the Hill before Centreville“ etc. Über seine dramatischen Dichtungen werden wir später berichten. Boker bekleidete eine Zeit lang das Amt eines amerikanischen Consuls in Constantinopel.

Nächst Boker möchten wir G. P. Lathrop nennen, der es liebt, den Stoff zu seinen Dichtungen mehr dem wirklichen Leben, als der Schöpferkraft seiner Phantasie zu entnehmen; zu rühmen an ihm ist, daß er sein Talent nur der Vertheidigung des Rechts und der Wahrheit widmet. Eine frische, gesunde, nicht durch eine falsche Sentimentalität angekränkelte Liebe spricht aus der seiner Frau Rosa Hawthorne Lathrop gewidmeten Gedichtsammlung „Rose and Roof-Tree“. Als im Winter des Jahres 1874—75 politische Unruhen in New-Orleans stattfanden und General Ph. Sheridan dabei seine im Secessionskriege erworbenen Lorber durch willkürliche Gewaltmaßregeln nicht gerade vermehrte, richtete Lathrop an ihn ein „General, You 're wrong!“ betiteltes Gedicht. Die markige, reale Verhältnisse berührende Weise, die sich in den Strophen dieses Gedichts ausspricht, ist charakteristisch für Lathrop's Dichtungen. Einen scharfen Gegensatz zu ihnen bilden die feingestimmten, oft etwas zu sentimental Lieder des jüngst verstorbenen George D. Prentice (geb. 1802). J. J. Piatt, der, wie seine „Western Windows“ beweisen, selbst ein begabtes Dichtertalent ist, hat im Jahre 1876 eine Herausgabe der sämmtlichen Prentice'schen Dichtungen besorgt und dem Werke eine Biographie des Autors beigefügt. Wenn aber Piatt seinen verstorbenen Freund in vieler Hinsicht mit William C. Bryant gleichstellt, so geht er damit viel zu weit, obwohl nicht geleugnet werden mag, daß beide, Prentice wie Bryant, sich durch eine große Liebe zur Natur und durch eine selteue Höheit der Gesinnung auszeichnen. Der prickelnde Witz, der sich in den prosaischen Schriften von Prentice nicht selten bemerkbar macht, findet sich in dessen Dichtungen nirgends. Während des Bürgerkrieges hielt Prentice treu zur Sache des Nordens und der Union, obwohl die Mehrzahl seiner Verwandten mit dem rebellischen Süden sympathisierte und sein ältester

Sohn sogar in der Rebellenarmee diente und im Kampfe gegen die Union den Tod fand. Obgleich sein Charakter sehr reizbarer Natur war, so zeigte er sich doch niemals unversöhnlisch, wenn Grund zur Ver- söhnung vorlag. Selbst im größten Zorn ließ er sich nie zu niedrigen Aeußerungen oder entwürdigenden Handlungen hinreissen. Dieser Edel- muth der Gesinnung spiegelt sich denn auch in seinen Gedichten wieder, die ihm unter der jüngern Dichtergeneration der Vereinigten Staaten eine beachtenswerthe Stellung erworben haben.

J. G. Holland, der Herausgeber von „Scribner's Monthly“, hat sich durch verschiedene Dichtungen, namentlich durch seine Romanze „The Mistress of the Manse“, jenseit des Oceans einen großen Kreis von Freunden gewonnen. Mildred, die Helden der genannten Romanze, hat, obwohl sie eine Tochter des sklavenhaltenden Südens ist, einen begeisterten Anhänger der Sklavenemancipation, den nördlichen Prediger Philip, geheirathet und lebt mit ihm in der glücklichsten Ehe, bis der Secessionskrieg ausbricht. Die Liebe zur Freiheit und zur Union lässt auch Philip in die Reihen der Armee des Nordens eintreten. Auf den Tod verwundet führt ihn der Zufall mit dem Bruder seiner Frau, der in der Rebellenarmee kämpfte und ebenfalls schwere Wunden empfing, zusammen: beide versöhnen sich und sterben als Freunde. Diese Aus- söhnung und die Rückkehr des Friedens lindert den gerechten Schmerz der tiefgebeugten Gattin, deren Erstgeborener die Pfarrstelle seines Vaters erhält und die greise Mutter bei sich aufnimmt, sodass sie in demselben Hause und unter demselben Dache, wo sie ihre glücklichsten Tage verlebte, auch ihr Leben beschließen kann. Mit ergreifenden Farben malt der Dichter die Schreckensscenen des Krieges; nicht weniger aber ist ihm auch die Schilderung des häuslichen Lebens der Pfarrersfamilie und die Rückkehr des Friedens gelungen.

Holland's Dichtungen, von denen wir außer der vorstehend ge- nannten Romanze noch das längere Gedicht „Katherina“ erwähnen, zeichnen sich nicht sowol durch ein erhabenes Pathos oder durch die Groß- artigkeit der Schilderung aus, als vielmehr durch eine poetische Wieder- gabe häuslicher Verhältnisse; er liebt nicht Sturm und Drang, son- dern das friedliche Zusammensein am häuslichen Herde. Aber auch als Novellist und Essayist hat Holland sich einen Namen zu verschaffen

gewußt. In einem seiner letzten Romane: „Sevenoaks“ („Sieben-eichen“), schildert er das Thun und Treiben eines amerikanischen „Gründers“, der durch seine gewissenlosen Schwindeleien seine in der Nähe des Urwaldes gelegene Baterstadt an den Rand des Verderbens bringt, viele seiner Mitbürger zu armen Leuten macht, selbst aber stolz und übermächtig in Pracht und Herrlichkeit lebt, bis ihn der Arm der Gerechtigkeit ereilt und zwingt, das von ihm angerichtete Unheil wenigstens in etwas wieder gut zu machen. Sein früherer Roman „Arthur Bonnicastle“ hat einen unangenehm frömmelnden Beigeschmack.

Wie Holland in mancher Beziehung Tennyson folgt, so kann dies noch mit mehr Grund von Robert Kelley Weels gesagt werden, dessen „Indian Idyls“ stark das englische Muster verrathen, während seine im Jahre 1870 im Druck erschienenen „Episodes and Lyric Pieces“ mehr das Product seines eigenen Geistes und frei von fremder Nachahmung sind. Der Einfluß von Heinrich Heine dagegen macht sich vornehmlich bei William Dean Howells und John Ayermere Dorgan geltend. Ernst Otto Hopp hat von Dorgan ein kleines, „Nachtlied“ überschriebenes Gedicht übersetzt; dasselbe lautet also:

Im milden Mondenstrahl träumen
Die Wälder still zur Nacht;
Da wogt aus den schlafenden Bäumen
Ein Seufzerodem sacht.

Die Wellen hören das Klingen,
Sie geben Antwort im Chor;
In leis wehmüthigem Singen
Steigt klagendes Rauschen empor.

Das ist der Geist der Schmerzen,
Der schauernd die Welt durchbebt,
Der mir im tiefsten Herzen
Voll herben Erinnerns lebt.

Ebenso stimmungsvoll wie dieses Nachtlied von Dorgan ist die Dichtung von Howells: „No Love Lost“, die er als ein „Reisegedicht“ (a Poem of Travel) bezeichnet. Howells besorgt im Verein mit dem obenerwähnten G. P. Lathrop die Herausgabe der vielgelesenen Zeitschrift „The Atlantic“. Er wurde am 11. März 1837 zu Martins-

ville in Ohio geboren; schon in jungen Jahren ein einflussreicher Journalist, bekleidete er von 1861—65 die Stelle eines amerikanischen Consuls in Venedig. Hier in Venedig spielt auch zum großen Theil sein interessanter Roman „A Foregone Conclusion“, dem die bald darauf verfasste Novelle: „The Lady of the Aroostock“ an Werth nicht nachsteht. Seine neueste belletristische Arbeit „The Undiscovered Country“ behandelt in origineller Weise das Shakerthum und den Spiritualismus. Elegante Diction, Reinheit des Geschmacks und eine gewisse Keuschheit der Empfindung kennzeichnen die kraft- und phantasievollen Gedichte von Willis G. Clark; ein ähnliches Lob verdienen die Dichtungen von William Pitt Palmer, unter denen das an Shelley's „Cloud“ erinnernde Gedicht „Light“ besonders hervorzuheben sein möchte. Auch die Bildhauer William Wetmore Story und Joel T. Hart haben sich als Dichter hervorgethan. Story, der am 12. Febr. 1819 zu Salem in Massachusetts geboren wurde und längere Zeit als praktischer Jurist thätig war, dabei aber Muße fand, wertvolle juristische Werke, die mehrere Auflagen erlebten, zu verfassen, gab schon im Jahre 1847 ein Bändchen Gedichte heraus, die vom Publikum freundlich aufgenommen wurden. Im Jahre 1870 aber erschien von ihm in England das größere Gedicht: „A Roman Lawyer in Jerusalem“, welches in den höhern Gesellschaftskreisen vielen Beifall fand. Joel T. Hart, geboren in Kentucky im Jahre 1810, ist mehr ein Gelegenheitsdichter; doch tragen viele seiner poetischen Ergüsse den Stempel wahrer Poesie. Als z. B. die in Florenz lebenden Amerikaner (auch Hart weilte und arbeitete daselbst mehrere Jahre) ihren gesieerten Landsmann William C. Bryant auf seiner Durchreise durch jene Stadt ein Festmahl veranstalteten, begrüßte Hart den Guest mit einem schwungvollen Gedicht. Unter Hart's Sculpturwerken sind am bekanntesten seine „Angelina“, die Gruppe „Eine triumphirende Frau“ („Woman Triumphant“), „Il Pensero“ und die zu Louisville im Staate Kentucky am 30. Mai 1867 enthüllte Statue von Henry Clay; unter Story's Bildhauerarbeiten fanden aber folgende allgemeinern Beifall: „Kleopatra“, „Judith“ (kurz vor der Ermordung des Holofernes), „Saul“ (in dem Augenblick, wo der böse Geist über ihn kommt), „Sappho“ und die Bildsäule, welche dem bekannten

Philanthropen George Peabody im Jahre 1869 zu London errichtet wurde.

Von J. W. Watson erschien im Jahre 1869 eine Gedichtsammlung unter dem Namen „Beautiful Snow and other Poems“, die neben vielem Mittelmäßigen doch auch manches Gute enthält. F. W. Loring's „In the Old Churchyard at Fredericksburg“ zeugt von poetischer Gestaltungskraft, während J. Searle's längeres Gedicht „The Mound Bilder“ eine reiche Phantasie verräth, eine Flülle von Gedanken enthält und üppigen Bildervorrathum entfaltet. Geistig verwandt mit Searle ist Edward Newland Sill, dessen Dichtung „Im Morgenlicht“ ganz von modernem Geiste getragen ist und darthut, daß die neueste amerikanische Lyrik nicht nur die politische, sondern auch die religiöse Freiheit feiert (s. Anhang Nr. 11).

Was die neuere Kriegslyrik der Amerikaner anbetrifft, so blühte dieselbe selbstverständlich am meisten und schönsten während des Secessionskrieges. Außer den schon früher gelegentlich genannten Sängern kriegerischer Lieder verdienen noch folgende erwähnt zu werden:

Charles G. Halpine, geboren im November 1829 zu Oldcastle in der irändischen Grafschaft Meath und gestorben in New-York im Jahre 1868, entstammte einer alten und geachteten Familie. Sein Vater, Nicolas Halpine, war ein protestantischer Geistlicher und Herausgeber der „Evening Mail“, des bedeutendsten Blattes in Dublin, welches in dieser Stadt die Interessen des Protestantismus vertrat. Charles G. Halpine genoß eine gute Erziehung und wollte sich anfangs dem Studium der Medicin widmen; da ihm jedoch diese Wissenschaft nicht zusagte, so studierte er Jurisprudenz, blieb aber stets mit der Presse in Verbindung. Der frühzeitige Tod seines Vaters und der Umstand, daß er sich schon im 19. Lebensjahre mit einem jungen und liebenswürdigen, aber armen Mädchen verheirathete, ließen ihn die Rechtswissenschaft aufgeben und veranlaßten ihn, im Jahre 1852 nach Amerika auszuwandern. Er fand zunächst beim „New-York Herald“, im Jahre 1856 aber bei der „Post“ in Boston lohnende Beschäftigung und gründete sogar ein humoristisches Blatt: „The Carpet Bag“. Da das letztere Unternehmen jedoch von keinem finanziellen Erfolge begleitet

war, ging er 1857 wieder nach New-York, übernahm die Leitung der dortigen „Times“ und publicirte außerdem verschiedene Gedichte in der „New-York Tribune“. Beim Ausbruch des Secessionskrieges trat er in die Unionsarmee und diente theils im Stabe des Generals Hunter, theils in dem des Generals Halleck. Während seiner Soldatenzeit verfasste er unter dem Namen „Private Miles O'Reilly“ eine große Anzahl Kriegslieder und schrieb außerdem in Versen und in Prosa äußerst witzige Schilderungen aus dem Feld- und Lagerleben. Halpine's Dichtungen und humoristische Schriften besitzen übrigens wenig dauernden Werth, wenn auch nicht gelehnt werden kann, daß sie für den Augenblick, auf den sie vorzugsweise berechnet waren, eine bedeutende Wirkung ausübten.

Nächst Halpine sind zu nennen: Thomas Buchanan Read, Charles William Butler und John G. Nicolay, Privatsekretär des Präsidenten Lincoln. Kraftvoll und gewaltig erklingt aber der den Unionsheeren geweihte „Nationalgesang“ (National Song) von Robert I. Walker. Thomas B. Read, geb. am 12. März 1822 zu Chester in Pennsylvania, war eine Zeit lang Schüler des Bildhauers Clevenger in Cincinnati. Als Clevenger aber nach Europa ging, widmete sich Read der Kunst der Malerei und besuchte wiederholt Italien. In die Heimath zurückgekehrt, lebte er theils in Philadelphia, theils in Cincinnati, seine Kräfte mit gleicher Liebe der Malerei, wie der Dichtkunst weihend. Er schrieb Elegien, Balladen und andere Gedichte, die verschiedene Auslagen erlebten; unter seinen Kriegsgedichten ist namentlich „Sheridan's Ride“ zu erwähnen. Das Lied indessen, welches von den Unionssoldaten vielleicht am meisten und am liebstesten gesungen wurde, dessen Verfasser uns jedoch nicht bekannt ist, ist das ergreifende Lied vom „alten John Brown“, das also beginnt:

John Brown's body lies mouldering in the grave,
But his soul is marching on.
(Im Grabe modert John Brown's Leib,
Sein Geist geht uns voran.)

Nicht zu vergessen ist hier noch Walt Whitman, geb. am 31. Mai 1819 in einem Farmerdorfe auf Long Island bei New-York,

von dem der Ausspruch gilt: „Er trägt Adler in dem Haupte und steht mit seinen Füßen tief im Kriege“. Sein Vater war englischer Abkunft, seine Mutter, eine geborene Louisa van Velsor, holländischen Ursprungs. Sein Bruder, George W. Whitman, diente während des Bürgerkrieges als Officier in einem newyorker Regiment. Aus niedrigem Stande hervorgegangen, war Walt Whitman bald Farmer, bald Zimmermann, bald Buchdrucker. Kurz vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges dichtete und setzte er mit seinen eigenen Händen seine „Leaves of Grass“, eine Reihe mystisch-demokratischer Gedichte, die rauh und ohne alle Kunst, aber nicht ohne Kraft und Inhalt sind. Walt Whitman nimmt auf die gewöhnlichen Regeln der Moralität und des Anstandes häufig gar keine Rücksicht, aber er thut dies nicht etwa aus sittlicher Verkommenheit, sondern weil er die hergebrachten Anstands- und Sittlichkeitstrücksichten als verächtliche, heuchlerische Formalitäten ansieht. Während des Bürgerkrieges war er eine Zeit lang im Sanitätskorps und in den Hospitälern thätig, erhielt auch eine Anstellung im Departement des Innern, allein seine Gegner, die in ihm einen Vertheidiger der „free love“ erblickten, wußten ihn bald daraus zu entfernen. Seine „Drum-Taps“, erschienen im Jahre 1865, sind poetische Monologe über den Krieg, leiden aber, wie fast alle seine Compositionen, an übergrößer Monotonie. Von entschieden poetischem Werthe ist seine Monodie auf Lincoln's Tod, die also beginnt: „When lilacs last in the door-yard bloomed etc.“ Dasselbe gilt von dem Gedichte „Come up from the fields, Father“, in welchem sich tiefes und warmes Gefühl in ergrifender Weise ausspricht.

Eine ganz eigenthümliche Stellung unter den amerikanischen Dichtern nimmt William Winter ein. Ihn beherrscht eine Art von Weltverachtung und Weltschmerz, doch unterdrückt er letztern, indem er Lust und Leid, die Tugenden und die Fehler der Menschen verspottet, wie ein amerikanischer Kritiker sich ausdrückt, „durch eine dämonische Sorg- und Rücksichtslosigkeit (by a devil-may-care recklessness)“. Seine Gedichte erschienen im Jahre 1871 im Verlag von Osgood und Comp. unter dem Titel „My Witness“. Das erste Gedicht, „A Song of Ruin“ genannt, ist dem Goethe'schen „Vanitatum Vanitas“ nachgedichtet, die erste Strophe lautet also:

I have set my heart upon nothing, you see,
 And so the world goes well with me
 And who has a mind to be fellow of mine
 Why let him take hold and drain these mouldy lees of wine.

Weniger verzweifelt oder weltverachtend sind die melodievollen Gedichte „Love's Ideal“ und „Love's Queen“; in ihnen weht freie, frische Lebenslust.

Unter den Centennialdichtungen auf das Jahr 1876 möchten, außer den früher angeführten, noch folgende zu erwähnen sein: Die von Sidney Lanier aus Georgien gedichtete und von Dudley Buck opernartig componirte Cantate „The Centennial Meditation of Columbia“, die „Centennial Thanksgiving Ode“ von Elbert S. Porter und ein „1876“ überschriebenes Gedicht von Edwin B. Russell. Allein die meisten poetischen Ergüsse, welche die hundertjährige Jubelfeier der Vereinigten Staaten veranlaßte, leiden an schwülstigen Wendungen und pathetischer Ueberschwenglichkeit; die Fülle klingender Worte ersehnt nicht den Mangel wahrer poetischer Kraft, und theatralischer Effect ist nicht gleichbedeutend mit rhythmischer Melodie. Uebrigens hat Sidney Lanier doch auch einige andere, nicht üble Gedichte verfaßt, z. B. die in „Lippincott's Magazine“ veröffentlichten Compositionen „Corn“ und „The Symphony“.

Hinsichtlich der neuern und neuesten Novellen- und Romanliteratur sind nachträglich zunächst zwei Historiker zu nennen, die, bevor sie sich mit dem ernsten Studium der Geschichte befaßten, nicht ohne Glück das Gebiet der Belletristik betratzen, wir meinen Richard Hildreth (1807—66) und John Lothrop Motley (1814—77). Hildreth benützte einen achtzehnmonatlichen Aufenthalt in den Südstaaten der Union zum Schreiben eines entschieden abolitionistischen Romans: „The White Slave“, der auch ins Deutsche übertragen ist und die Greuel der Negerflaverei mit brennenden Farben schildert; Motley dagegen, der in Göttingen und Berlin studirt hatte, schrieb nach seiner Rückkehr nach Amerika die Novelle „Morton's Hope“ und den Roman „Merry Mount“; während die erstere Schilderungen aus dem deutschen Studentenleben versucht, berichtet der letztere über die Mühen und Gefahren der ersten Ansiedler von Massachusetts. Von Motley erschien im

Jahre 1878 eine vortreffliche Biographie aus der Feder von Oliver Wendell Holmes. Den von Hildreth in seinem „Weisen Sklaven“ betretenen Weg verfolgte Harriet Beecher-Stowe, geboren am 15. Juni 1812 zu Litchfield im Staate Connecticut, wo ihr Vater Lyman Beecher Prediger war, mit großem Erfolge. Nachdem sie sich im Jahre 1836 mit dem Professor der Theologie Calvin E. Stowe verheirathet hatte, beschäftigte sie sich in ihren Mußestunden eifrig mit belletristischen Arbeiten. Ihr Roman „Uncle Tom's Cabin“, der die frühere traurige Lage der Negerflavnen in der Nordamerikanischen Union in ergreifender Weise darstellt und ums Jahr 1852 erschien, erregte ein gewaltiges Aufsehen und wurde in zahllosen Uebersetzungen über die ganze gebildete Welt verbreitet; da diese Arbeit trotz aller ihr anhaftenden Mängel die abolitionistischen Bestrebungen in den Vereinigten Staaten sehr förderte, trat eine Mistress Eastman mit dem Gegenroman „Aunt Phillis' Cabin“ dagegen auf, doch ziemlich ohne Erfolg. Nichtsdestoweniger verfasste die Beecher-Stowe 1854 einen „Schlüssel“ zu ihrem genannten Roman unter dem Titel „Key to Uncle Tom's Cabin“, in welchem sie die Wahrheit vieler der dort behaupteten That-sachen nachzuweisen bemüht war. Von den übrigen Romanen und Novellen dieser Schriftstellerin erwähnen wir: „Dred“, „Oldtown Fireside Stories“, „Agnes of Sorrento“ und „The Pearl of Orr's Island“. Ein höherer poetischer und literarischer Werth ist den Arbeiten von Harriet Beecher-Stowe nicht beizulegen; der Erfolg derselben ist vorwiegend aus socialpolitischen Ursachen zu erklären, die nach Aufhebung der Sklaverei in Wegfall gekommen sind. Höchst unangenehm auf jedes gesunde Gemüth muß namentlich der weinerlich-frömmelnde Ton wirken, der fast in jedem ihrer Werke durchläuft und ihre Liedersammlung „Under the Cross“ kennzeichnet*).

*) In neuerer Zeit (1869) hat Frau Beecher-Stowe durch die öffentliche Behauptung, die Frau von Lord Byron habe ihr anvertraut, daß die Hauptveranlassung zu der Trennung von ihrem Gatten ein Incest sei, den dieser mit seiner Halbschwester Augusta begangen, zu scharfen literarischen Kritiken und Fehden Veranlassung gegeben. Wie indefs Rudolf Gottschall im 4. Theile des „Neuen Plutarch“ (Leipzig, Brockhaus, 1876) ausführt, ist jene Behauptung nicht so ohne weiteres als unbegründet von der Hand zu weisen.

die Institution der Negersslaverei und die daraus folgenden socialen Uebelstände berührend, sind die lebhaft und der Wirklichkeit entsprechend geschriebenen Novellen von Edmund Kirke: „Among the Pines“, „My Southern Friends“ und „A Merchant's Story“, sowie die novellistische Erzählung von Francis H. Underwood: „Lord of Himself“. Nicht geringen Beifall erwarben sich die Novellen und Novellettens des in der Schlacht bei Great Bethel im Sommer 1861 gefallenen Majors Theodore Winthrop: „Cecil Dreeme“, „John Brent“, „Edwin Brothertoft“ und „Canoe and Saddle“. Verschieden heurtheilt werden dagegen die Arbeiten von Henry James jun., zu dessen bessern Schriften jedenfalls die im Verlag von F. W. Grunow (Leipzig 1876) in deutscher Uebersetzung erschienenen „Ein Erdenpilger und andere Erzählungen“ und der Künstlerroman „Roderich Hudson“ gehören; namentlich enthält das letztergenannte Buch viele scharfsinnige Bemerkungen über Kunst und Leben; auch sind die darin geschilderten Charaktere meistens dem Leben abgelauscht und leidlich gut gezeichnet. Selbst dem Humor wird hier und da sein Recht zutheil. Sein Landsmann Thomas Wentworth Higginson bezeichnet ihn wegen seines langen Aufenthalts in Europa als den „europäisirten Amerikaner“. Jenseit des Oceans zählt Henry James junior zu den gelesensten und beliebtesten Schriftstellern der Gegenwart. Eine beachtenswerthe und eigenartige Arbeit ist der ebenfalls ins Deutsche übertragene Roman „Der Amerikaner“. Der Held der Erzählung, Christopher Newman, ein Sohn Neuenglands, besucht Europa und hält sich zumeist in Paris auf, woselbst er näher mit einer altadeligen Familie bekannt wird. Bald aber macht er die Erfahrung, daß hochmuthige Standesvorurtheile eine schwer zu überbrückende Kluft zwischen liebenden Herzen zu bilden vermögen. Das ganze Gemälde, in welchem uns auf der einen Seite französische und englische Adelige, auf der andern die Freunde des Amerikaners vorgeführt werden, ist kunst- und charaktervoll entworfen, obgleich Licht und Schatten uns nicht ganz gerecht, sondern zu sehr zum Vortheil des Haupthelden vertheilt zu sein scheinen. In seinen im Jahre 1876 erschienenen „Transatlantic Sketches“ schildert er mit Begeisterung Rom, dessen Umgebung und das Leben und Treiben dafelbst. H. James ist ein sehr fruchtbare Schriftsteller; wir nennen von ihm noch „The

Europeans“ und „Daisy Miller“. Robert Dale Owen, Sohn des berühmten englischen Socialreformers Robert Owen, geboren zu New-lanark bei Glasgow in Schottland im Jahre 1801, gestorben am 24. Juni 1877 auf seiner Besitzung am Georgesee im Staate New-York, verfasste 1870 die beachtenswerte Novelle „Beyond the Breakers“ und 1837 das historische Drama „Pocahontas“. Als Jugendschriftsteller ist J. T. Trowbridge (geb. am 18. September 1827) durch seine Erzählungen „Our Young Folks“ und „Doing His Best“ mit Recht bekannt und beliebt geworden, während Henry Shepard sich durch seine Erzählungen „The Soprano“ und „Money and Music“ als Verfasser von Kunstromanen einen gewissen Ruf erwarb. Albert Gallatin Riddle, geb. 1816 in Massachusetts, war Mitglied des Congresses und befürwortete 1862 mit Erfolg die Bill, wodurch die Sklaverei im Distrikt Columbia aufgehoben wurde. Seine erste Novelle „Bart Ridgely“, schildert das Pionierleben in Ohio; in einer andern, „The Portrait“ betitelt, entwirft er ein treffendes Bild von dem Mormonenleben und in der Erzählung „Alice Brand“ giebt er einen interessanten Einblick in das Leben zu Washington City gegen Ende des Bürgerkrieges. In jüngster Zeit ist er mit einer ausführlichen Biographie von James A. Garfield, dem Präsidentschafts-Candidaten der republikanischen Partei, beschäftigt. Albion W. Tourgee verfasste zwei einander ergänzende historische Romane, „A Fool's Errand“ und „The Invisible Empire“, in welchen das gesetzlose Treiben in den Südstaaten der Union, namentlich des Geheimordens der „Ku-Klux“, meisterhaft geschildert wird.

Unter den schriftstellernden Frauen der Vereinigten Staaten, von denen Rufus W. Griswold in seinen „Female Poets of America“ weit über hundert aufzählt, verdienen als Novellen- und Roman-schreiberinnen noch erwähnt zu werden: Susanne und Anna Warner, Louisa M. Alcott, Elizabeth Stuart Phelps, Catharine King, Mrs. Oliphant, Harriet W. Preston, Anna Dickinson, Mary J. Holmes, Mrs. Hosmer, Harriet B. McKeever, Mrs. E. D. N. Southworth, Mrs. Denison, Verfasserin des anziehenden kleinen Buches „That Husband of Mine“ u. s. w.

Durch psychologische Feinheit der Auffassung, durch sittliche Rein-

heit, patriotischen Sinn und ansprechenden Stil zeichnen sich die Werke von Catharine M. Sedgwick, Lydia H. Sigourney und Lydia M. Child aus.

Catharine Maria Sedgwick wurde zu Stockbridge im Staate Massachusetts im Jahre 1789 geboren und starb am 31. Juli 1867. Sie war die Tochter des Richters Theodore Sedgwick, der thümlich im Unabhängigkeitskriege für die Freiheit seines Vaterlandes gekämpft, später als Mitglied der nationalen Gesetzgebung sich hervorgethan und schließlich eine geachtete Stellung an dem höchsten Gerichtshofe seines Heimathsstates eingenommen hat. Catharine Sedgwick erhielt von ihrem Vater eine vortreffliche Erziehung, und übernahm nach dessen im Jahre 1813 erfolgten Tode den Unterricht und die Ausbildung der Töchter mehrerer ihr besondere Familien; mit geringen Unterbrechungen blieb sie diesem Berufe nahezu fünfzig Jahre zugethan. Ihr erstes Buch: „A New-England Tale“, welches sie, den Witten ihres Bruders Henry Sedgwick nachgebend, im Jahre 1822 im Druck erscheinen ließ, enthält eine treue Schilderung des Lebens in Neuengland und zahlreiche locale Anspielungen. Zwei Jahre darauf (1824) gab sie die Novelle „Redwood“ heraus, die, was zu jener Zeit bei amerikanischen Schriften eine Seltenheit war, sehr bald auch in England abgedruckt und ins Französische, Italienische und Schwedische übersetzt wurde. Im Jahre 1827 schrieb sie ihr „Hope Leslie, or Early Times in America“, ein Buch, dessen frische Originalität und schöner Stil ihren schriftstellerischen Ruf nur vergrößerte; 1830 erschien die Erzählung „Clarence, a Tale of our own Times“; zwei Jahre darauf folgte eine kurze, für die Jugend berechnete Geschichte: „Le Bossu“, und 1835 veröffentlichte sie mehrere kürzere Erzählungen, die auf den Unabhängigkeitskrieg Bezug haben. Die nächsten zwanzig Jahre verfasste sie keine eigenen Novellen, sondern bearbeitete fremde Werke so, daß sie zum Lesen am häuslichen Herde und für die Jugend geschickt und passend waren. Auf diese Weise wurde Catharine Sedgwick die Hauptgründerin des in Amerika von den bedeutendsten Autoren geförderten Literaturzweiges, welcher unter der Bezeichnung „Domestic Reading“ bekannt ist und darauf ausgeht, nützliche Kenntnisse in allen Volkskreisen, vornehmlich in der Familie, über Natur, Sittlichkeit, Religion, Geschichte,

speciell vaterländische, zu verbreiten. Während der Jahre 1835—38 schrieb Miss Sedgwick folgende vielgelesene, populäre Bücher: „Der arme reiche Mann und der reiche arme Mann“ („The Poor Rich Man and the Rich Poor Man“), „Live and let Live“, „Means and Ends, or Self-Training“ und „Home“. Stets auf das Wohl der Jugend bedacht, verfasste sie 1837 eine Lebensbeschreibung des äußerst begabten jungen Mädchens Lucretia Maria Davidson, die in Spark's Sammlung amerikanischer Biographien aufgenommen wurde, und im nächsten Jahre die mustergültige Jugendschrift „A Love Token for Children“. Im Frühjahr 1839 unternahm sie eine Reise nach Europa und legte ihre dabei gemachten Erfahrungen und empfangenen Eindrücke in dem „Letters from abroad to Kindred at Home“ genannten Buche ihren Landsleuten vor. Im Jahre 1845 erschienen von ihr „Milton Harvey and other Tales“ sowie die für die Jugend bearbeiteten „Morals of Manners“. Productiv im engern Sinn, d. h. selbstschöpferisch, trat sie erst wieder im Jahre 1857 mit der interessanten Novelle „Married or Single?“ auf; 1858 beschrieb sie das Leben des bedeutenden newyorker Pädagogen Joseph Curtis; ihr letztes Werk sind, unsers Wissens, die im Jahre 1862 erschienenen „Letters to my pupils“. Außer den genannten Schriften existiren aus ihrer Feder noch zahlreiche kleinere Arbeiten, die sie in verschiedenen Zeitschriften zum Ablauf brachte.

Als Tochter des Mannes, der bei Gelegenheit eines Sklavenprocesses als Richter den Ausspruch that: „Nach dem Naturgesetze, welches in diesem Punkte mit den in Massachusetts geltenden Gesetzen übereinstimmt, darf kein Mensch einen andern Menschen mit Recht sein Eigenthum nennen“, war Catharine Sedgwick eine entschiedene Gegnerin der Negersslaverei. Sie war in Wort und That stets die beste Freundin der Armen und Bedrückten und stand, obwohl sie ihren Wohnsitz in Berkshire County im Staate Massachusetts hatte, doch von 1846 bis zwei Jahre vor ihrem Tode als erste Directrice an der Spitze einer Wohlthätigkeitsanstalt in der Stadt New-York, die namentlich für entlassene weibliche Straflinge sorgte.

Lydia Huntley Sigourney, geb. am 1. September 1791 zu Norwich in Connecticut, gest. am 10. Juni 1865 zu Hartford in

demselben Staate, zeigte schon als Kind große poetische Anlagen, indem es ihr fast leichter wurde, ihre Gefühle und Empfindungen in Versen als in Prosa auszudrücken. Sie erhielt in Norwich und Hartford sehr guten Schulunterricht und war auch in beiden Städten wieder als Lehrerin thätig. Auf den Rat von Daniel Wadsworth gab sie im Jahre 1815 unter dem Titel „Moral Pieces in Prose and Verse“ ihr erstes Buch heraus. Vier Jahre später heirathete sie den für Kunst und Wissenschaft sich lebhaft interessirenden Kaufmann Charles Sigourney und behielt von der Zeit an ihren Wohnsitz in Hartford. Die erste Zeit ihrer Ehe beschäftigte sie sich mehr zu ihrem Vergnügen mit der Schriftstellerei; als jedoch ihr Gemahl schwere pecuniäre Verluste erlitt, griff sie auch des Verdienstes halber zur Feder. Wie sie in ihren „Letters of Life“, die nach ihrem Tode von ihrer Tochter herausgegeben wurden, erzählt, hat sie eine ganze Reihe von Büchern verfaßt und außerdem viele Artikel für verschiedene Zeitschriften geschrieben, da ihre Arbeiten leichten und lohnenden Absatz fanden. Sie hatte die Gabe, sich in gebundener und ungebundener Rede gleich klar und fließend auszudrücken; während sie sich in der Prosa Addison zum Muster genommen hatte, war ihre Poesie mehr beschreibender Natur. Manche ihrer Gedichte sind offenbar zu schnell und flüchtig hingeworfen; zu ihren gelungensten zählen etwa folgende: „The Death of an Infant“, „Winter“, „Napoleon's Epitaph“ und „Niagara“. Ihre säumtlichen, sehr zahlreichen Schriften legen indeß Zeugniß ab für die sittliche Reinheit ihrer Bestrebungen und für ihren wahrhaft frommen Sinn, der sich ohne alles scheinheilige Haſchen nach Auſſehen und äußerlicher Ehre in guten Werken offenbarte. Es wird behauptet, daß kein amerikanischer Autor so oft um Abfassung von Gelegenheitsgedichten ersucht worden ist wie Mrs. Lydia Huntley Sigourney. Sie war ähnlich wie Catharine M. Sedgwick ihr ganzes Leben hindurch die treueste, werthätigste Freundin aller vom Unglück verfolgten Menschen. In der ersten Zeit ihrer Ehe sparte sie nur, um den Armen geben zu können; aber auch später, als sie selbst für ihren Unterhalt arbeiten mußte, hatte sie stets für Hülfssbedürftige eine offene Hand. Die Stadt Hartford, in deren Mauern sie länger als fünfzig Jahre lebte und wirkte, erkannte aber auch den hohen Werth der edlen Frau. Als ihr die letzten Ehren erzeigt wurden, nahm fast die ganze

Bevölkerung Hartsfords daran Anteil. Viele hundert Menschen, denen sie in ihrem Leben Wohlthaten erwiesen, begleiteten sie auf ihrem letzten Gange.

Mrs. Lydia M. Child hat wenige Gedichte verfaßt, doch verdienen diese wenigen metrischen Arbeiten dasselbe Lob, welches ihren prosaischen Schriften in reichem Maße zuteil geworden ist, sowohl der correcten Form als des anregenden und anziehenden Inhalts wegen.

Dem vorstehend genannten Kleeblatt, Catharine M. Sedgwick, Lydia Huntley Sigourney und Lydia M. Child, schließt sich die lyrische Dichterin Frances Sargent Osgood, geboren im Jahre 1813 zu Boston in Massachusetts, in würdigster Weise an (s. Anhang Nr. 13). Sie erhielt in ihrer Vaterstadt, die hinsichtlich literarischer und künstlerischer Bestrebungen von keiner andern amerikanischen Stadt übertroffen wird, eine vortreffliche Erziehung. Nach ihrer Verheirathung mit dem als Porträtmaler nicht unbekannten Künstler Osgood lebte sie mit diesem längere Zeit in England und gab dort ihre erste größere Gedichtsammlung im Jahre 1839 unter dem Titel „A Wreath of Wild Flowers from New England“ heraus. Nach ihrer Rückkehr in die Heimath ließ sie „The Flowers of Poetry, or Poetry of Flowers“ folgen, denen sich 1843 „The Snowdrops“ anschlossen. Diese letztern Gedichte bilden ein allerliebstes kleines Büchlein für Kinder. In verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte sie auch Erzählungen mit eingeflochtenen Gedichten; wenn ihre Erzählungen längst vergessen sind, werden ihre Gedichte, die durch ihre ideale Innigkeit an Shelley erinnern, noch fortleben. Mit ihren Versuchen auf dem Gebiete der Tragödie hat sie kein besonderes Glück gehabt; dagegen gehören ihre Kindergedichte zu dem Besten, was in dieser Art in der amerikanischen und englischen Literatur vorkommt; durch sie allein verdient ihr Name unter den amerikanischen Dichtern und Dichterinnen mit Auszeichnung genannt zu werden. Sie starb zu New-York am 12. Mai 1850.

Auch Hannah Flagg Gould ist keine unbedeutende Erscheinung im amerikanischen Dichtergarten; sie wurde 1789 zu Lancaster in Massachusetts geboren und starb zu Newburyport in demselben Staate, wohin ihre Familie im Jahre 1800 zog, am 7. September 1865. Da sie ihre Mutter schon frühzeitig verlor, war sie die ständige Begleiterin

ihres Vaters, eines alten Revolutionärs, ein Umgang, der auf ihre geistige Entwicklung den größten Einfluß ausübte und ihren ersten Dichtungen einen Hauch glühender Freiheits- und Vaterlandsliebe verlieh. Sie zeichnete sich in ihrer Jugend durch große Lebhaftigkeit und Witz aus. Ihre poetischen Leistungen, wie z. B. die „Gathered Leaves“, tragen nicht den Stempel des Genies und zeigen durchaus nicht einen Überfluss an Formgewandtheit, aber sie sind charaktervoll, durchdacht, edel und wirksam, weshalb sie im In- und Auslande sich Freunde erwarben und wiederholte Anslagen erlebten.

Maria Brooks, welche unter dem angenommenen Namen Maria del Occidente zu schreiben pflegte, ist eine hochbegabte Dichternatur und übertrifft an Kraft der Phantasie, an dichterischem Schwunge, an Sprachgewandtheit und positiven Kenntnissen die große Mehrzahl der amerikanischen Dichterinnen. Ihr Hauptgedicht: „Zophiel, or the Bride of Seven“, erschien zuerst in London im Jahre 1833 und schildert in glühenden Farben die Liebe eines gefallenen Engels zu Egla, einer schönen Südin. In ihrer Beschreibung der südlichen Gegenden spricht sich ein bewundernswürther Sinn für Naturschönheiten aus; die Diction ist reich und rein; eine wahrhaft labyrinthische Phantasie reizt den Leser hin und läßt ihn wie in einer zauberhaften Traumwelt leben. Mrs. Brooks kennt Hafiz und hat den Plato gelesen.

E. Lakes Smith aus New-York hat eine ganze Anzahl kleiner Gedichte geschrieben, die Zeugniß ablegen, daß sie ein warmes, feingeschwimmtes Dichtergemüth besitzt. „The Sinless Child“ und „The Acorn“ z. B. enthalten Stellen, die den reinsten Harfenton der Lyrik anschlagen und, weil sie aus dem Herzen kommen, auch zum Herzen dringen. Mit der Correctheit des Verses nimmt es Mrs. Smith nicht immer ganz genau, doch bietet die Wahrheit und Innigkeit, womit sie ihre Empfindungen in ihren Liedern wiederholen läßt, keinen geringen Ersatz dafür. Sie dichtet, was sie weiß und was sie fühlt, und zwar so aufrichtig und so lieblich, daß man beim Lesen oder Anhören ihrer Gedichte nicht ungerührt bleiben kann. Nahezu gleichen Rang mit E. Lakes Smith nimmt Laura C. Redden ein, die unter dem Namen Howard Glyndon zu schreiben pflegt. Ihre im Jahre 1873 unter dem Titel „Sounds from Secret Chambers“ erschienenen Gedichte haben nur theilweise

einen poetischen Werth. Wie es heißt, ist die junge Dichterin zugleich taub und stumm, und man mag deshalb ihre dichterischen Herzensergüsse weniger streng beurtheilen. Ihre Poesie ist ganz subjectiv; doch dürfen ihre Liebesgedichte wohl Anspruch auf Beachtung machen; was sie still in ihrer Seele von Lust und Liebe empfindet, gibt sie hier in melodischen Versen wieder. Die in der genannten Gedichtsammlung enthaltene Satire „The Loosing of Lilith“ ist schwach; wenig besser sind die unter der Ueberschrift „In Italy“ gegebenen Gedichte. Miss Redden's Dichtungen sind nicht ohne Zartheit und Lieblichkeit, doch meistens ohne Originalität; sie lehnt sich vielfach an Longfellow an.

Mehr Ursprünglichkeit und mehr Kraft zeigen die Poesien von Mrs. Celia Thaxter, unter denen die „Isles of Shoals“ die bekanntesten sind. Wir kennen keinen amerikanischen Dichter, selbst Richard H. Dana nicht ausgenommen, der so wie sie es verstände, mit stimmungsvoller Harmonie die geheimnisvolle Macht des weiten, unergründlich tiefen Oceans zu besingen, mögen die Wogen desselben mit donnerähnlichem Getöse das Ufer peitschen, während die Möven mit flagendem Geschei wie Flatterscheiben über die Brandung dahinschweben, oder mag die See ruhig und spiegelglatt daliegen, des Himmels Bläue friedlich widerstrahlend. Mrs. Thaxter liebt es aber auch, in der unmittelbaren Nähe des Meeres zu wohnen; nur ungern verläßt sie die Küste, die ihre eigentliche Heimath geworden ist. Von ihren Gedichten erschien im Jahre 1874 eine neue Ausgabe. Ein mit poesiereicher Farbenfrische gemaltes lyrisches Genrebildchen ist ihr „The Swallow“.

Eine liebliche Erscheinung ist das poetische Geschwisterpaar Alice und Phoebe Cary aus dem Staate Ohio, deren Dichtungen verschiedene Auflagen erlebt haben und in einem Bande vereint und mit wertvollen biographischen Notizen von Mrs. Mary Clemmer Ames verschen im Jahre 1876 zu New-York im Verlag von Hurd and Houghton erschienen. Alice Cary war begabter als ihre Schwester; sie war eine geborene Liedersängerin, sodaß Whittier's Worte über sie wohlbeg理det erscheinen:

Foredoomed to song she seemed to me;
I queried not with destiny;

I knew the trial and the need,
Yet all the more I said, God speed!

Es war längere Zeit das Gericht verbreitet, sie habe eine nicht erworbene, unglückliche Neigung zu Rufus W. Griswold, dem bekannten, etwas eiteln Verfasser des Buches „The Female Poets of America“, gehabt; allein dies ist durchaus nicht der Fall gewesen. Alice Cary selbst hat sich darüber klar und bestimmt gegen ihre vertraute Freundin Mary Clemmer Ames ausgesprochen, und letztere hat nicht verfehlt, nach dem Hinscheiden der Dichterin das wahre Sachverhältniß in öffentlichen Blättern festzustellen.

Der mehr traurigen als heiteren Dichtungsweise Alice Cary's ist Miss Adelaide Procter nahe verwandt. Einfach und ungekünstelt, hell und klar, wie Kristall, sind die schmucklosen Verse von Adelaide Procter; das hindert aber nicht, daß die durch dieselben ausgesprochenen Gedanken und Gefühle die Herzen der Leser mächtig ergreifen und selbst Thränen in die Augen locken. Fast scheint es, als wenn gerade die Abwesenheit jedes flimmernden oder blendenden Schmuckwerkes den inneren Gehalt der Procter'schen Muse um so deutlicher hervortreten läßt. Wir erwähnen von ihren, im Jahre 1864 gesammelten Gedichten folgende: „Links with Heaven“, „Homeless“, „Light and Shade“, „Three Evenings in a Life“, „Homeward Bound“, „A Legend of Provence“ und „The Present“.

Eine hochbegabte, ernste Dichternatur ist Martha Walker Cook, die fleißige Mitarbeiterin des „Continental Monthly“. Unter ihren längeren Dichtungen heben wir hier folgende drei hervor: „The Dove“, „Clouds“ und „A Spirit's Reproach“. Das erstgenannte Gedicht ist ein treffliches Gegenstück zu Poe's „The Raven“; der unheimliche, Unheil verkündende Rabe wird durch eine schneeweisse Taube, das Sinnbild versöhnender Liebe, vollständig in die Flucht geschlagen. Dem verzweifelten, aus den düstern Regionen der Unterwelt kommenden Rabengekrächz: „Lenore! Lenore! ah! never-nevermore!“ antwortet siegreich die tröstende, aus dem lichten Himmel kommende Stimme der Taube: „Lenore! Lenore! Forever evermore!“ Die „Clouds“ schildern die verschiedenen Wolkenarten und deren Unheil und Segen

bringende Wirkungen; auch hier ist der Schluß, der die allwaltende Liebe feiert, ein versöhnender. In dem Gedichte „A Spirit's Reproach“ vernehmen wir eine Geisterstimme, die Stimme der verstorbenen Gattin, als ihr Gemahl mit seiner zweiten Braut vor den Altar tritt. Das Gedicht ist ergriffend, aber doch vielleicht nicht ganz richtig empfunden. Martha W. Cook nimmt auch den lebhaftesten Anteil an politischen, das Wohl oder Wehe des Vaterlandes betreffenden Angelegenheiten; dies beweist ein Kriegslied, welches sie im Jahre 1863 während des Secessionskrieges dichtete und den Unionskämpfern widmete. Die erste Strophe dieses gehärtigsten Liedes lautet also:

Up with the Flag of Hope!
Let the winds waft her
On through the depths of space
Faster and faster!
Up, brave and sturdy men!
Down with the craven!
He who but falters now,
Fling to the raven!
On while the blood is hot — on to the battle!
Flash blade and trumpet sound! let the shot rattle!

Eine seltene Erscheinung in gewisser Beziehung ist Ellen Clementine Howarth, von der wir einen Band Gedichte, betitelt „The Wind Harp and Other Poems“ besitzen. E. C. Howarth ist die Frau eines irändischen Arbeiters zu Trenton in New-York. Sie hat eine starke Familie und muß, wie ihr Mann, fleißig arbeiten, um mit Ehren zu bestehen. Als sie von Irland nach Amerika auswanderte, konnte sie kaum einen Satz richtig grammatisch schreiben; aber durch fleißiges Lesen guter Bücher, die sie sich zu verschaffen wußte, hat sie sich auf dem Gebiete der Geschichte und der Literatur leidliche Kenntnisse erworben. Ihre Gedichte entbehren vielfach der Originalität; jedenfalls thäte sie besser, sich etwa Burns, statt Moore und Poe, zum Muster zu nehmen. Es ist Musik in ihren Liedern; ihre Gedanken sind leutsch und rein; die Sprache ist einfach und edel.

Marie Lacoste ist eine talentvolle Dichterin aus dem Süden der Union; sie lebt unsers Wissens in Savannah im Staate Georgia

und hat während des Secessionskrieges verschiedene tief empfundene Lieder gedichtet, wie z. B. das von Freiligrath in seine Auswahl englischer Lieder aufgenommene „Somebody's Darling“ beweist. Amelia B. Webb ist dagegen eine würdige Repräsentantin des amerikanischen Westens; sie übertrifft die vorgenannte Dichterin an Reichthum der Phantasie und Kraft des Ausdrucks. Außerdem verdienen noch kurz erwähnt zu werden: Elisabeth F. Ellett, Anne Peyre Dinnies, Grace Greenwood (Mrs. Lippincott), Emma C. Embury und Lucretia und Margaret Davidson. Miss Amanda M. Douglas hat sich mehr durch ihre Novellen als durch ihre lyrischen Dichtungen einen achtungswerten Ruf erworben; die ersten sind in sechs Bänden im Druck erschienen. Eine sehr beliebte Schriftstellerin ist noch Mrs. Frances Hodgson Burnett; von ihren Novellen verdienen erwähnt zu werden: „That Lass o' Lowries“ (dramatisirt von Charles Reade), „Surly Tim's Trouble“ und „Louisiana“ (von Paul Jungling ins Deutsche übertragen).

Selbst das Mormonengebiet Utah hat eine echte Dichterin aufzuweisen; wir meinen aber nicht die Frau des am 22. August 1877 verstorbenen Brigham Young, Eliza Snow, sondern Miss Sarah Carmichael. Talent und Genie brechen sich eben trotz Schloß und Riegel Bahn; und wen der Gott der Dichtkunst in geweihter Stunde einst auf die Stirn geküßt, dem springt der Liederquell hell und rein. So veröffentlichte ums Jahr 1865 Sarah Carmichael eine Anzahl von Gedichten, die namentlich in Hinsicht auf die eigenthümlichen Umstände, unter denen sie entstanden, in den Vereinigten Staaten allgemeines Aufsehen erregten und verdienten. Die Dichterin ist im Staate New-York geboren; in ihrem achten Lebensjahre sah sie zuerst den blitzenden Spiegel des großen Salzsees, den tiefblauen Himmel, der hier und da mit leichten, dünnen Wollen, wie mit weißen Schleiern verhangen, in die salzige Tiefe hinab schaut, und die purpur und violett gefärbten Spitzen der felsigen Ufer, die den See einschließen. Große Schulbildung erhielt sie nicht; die sie umgebende Natur allein war es, welche ihren Dichtergeist wach rief und die kostbaren Schätze ihres Herzens zu Tage förderte. Ihre Eltern waren streng gläubige Mormonen und gehörten dem niedern Stande an; ihr Vater war Tagelöhner.

Es ist uns nicht bekannt, ob Sarah Carmichael noch unter den Lebenden weilt; was sie aber an Bildung besaß, das verdankte sie wesentlich ihrem eigenen reichen Geiste und ihrem unermüdlichen Fleiße. Man darf kaum annehmen, daß sie dem Mormonismus von Herzen huldigte; sie besuchte die Kirche nur selten, fügte sich aber schweigend und gehorsam den strengen Regeln, welche den Umgang mit den „Heiden“, d. h. den Nichtmormonen, in früheren Jahren so sehr erschwerten. Sie lebte still und einsam und hatte, bei einer äußerst zarten Körperconstitution, Herz und Sinn nur auf Höheres gerichtet. Obwohl ihre Glaubensgenossen während des Secessionskrieges der Sache der Union nicht hold waren, dichtete sie doch am 1. Dec. 1861 eine begeisterte Hymne auf die Union und deren Sieg über die Rebellion der slavenhaltenden Südländer; ein fast männlicher Geist durchweht das bezeichnete Gedicht.

Als der Telegraph die Trauerkunde von Abraham Lincoln's Ermordung am Charfreitag, 14. April 1865, nach dem Salzsee trug, schrieb Sarah Carmichael das Gedicht „Lincoln's Begräbniß“ („The Funeral of Lincoln“), in welchem sie dem tiefen Schmerz, welcher den ganzen Norden der Union durchzuckte, einen ergreifenden Ausdruck verlieh und zugleich das arbeits- und sorgenvolle Leben des durch eines fanatischen Mörders Hand erschlagenen Präsidenten schilderte (s. Anhang Nr. 12).

Außer den obengenannten zwei Gedichten der edeln und begabten Mormonentochter Sarah Carmichael erwähnen wir hier noch ein drittes, „Der Ursprung des Goldes“ („The Origin of Gold“) betitelt; das-selbe trägt den Stempel einer wilden, glühenden Phantasie. Sein Hauptinhalt ist kurz folgender: Der gefallene Engel steht auf der höchsten Höhe des wildzerklüfteten Felsengebirges. Anger und hämischer Hohn erfüllen sein neidisches Herz darüber, daß die Menschen den sonnenhellen Gottesstag lieber haben als die schwarze, unheimliche Mitternacht. Er sinnt auf Mittel und Wege, diesen Zustand zu ändern und Herz und Sinn der Menschen von Gott ab und zu sich hinzu lenken. Zu dem Ende wartet er, bis die Sonne sich neigt, um im Westen des Felsen gebirges in die Flutheu des Stillen Meeres zu tauchen. Als nun der Sonnenball tiefer gesunken, reißt er mit verwegener Faust den schönsten

Strahl aus der Sonnenkrone, um mit ihm sein Reich, die düstere Nacht, zu erleuchten. Aber der göttliche Strahl fühlt kaum den Druck der Teufelsfaust, da wirbelt er auf in gewaltigen Ringeln über dem Haupte des Gefallenen; dieser vermag ihn nicht mehr zu halten, sondern schleudert ihn mit wuchtiger Macht auf die in bangem Schweigen ruhende Erde. Der Strahl zerplittet in Millionen Funken; Land und Meer aber erzittern bis ins Innern. Die Erde spaltet sich bis auf den Grund und der Schoos des Meeres öffnet sich gähnend in klaffender Tiefe. Ein brausender Sturmwind fühlt die glühenden Sonnensplitter, und der böse Feind sieht in höhnischer, höllischer Freude zu, wie dieselben als Gold und Edelstein im Innern der Erde oder des Meeres sich bergen und — durch die stattgefundene Berührung mit dem Bösen aller göttlichen Eigenschaften beraubt — die Herzen der Menschen verlöden, für des Goldes Glanz und Schimmer die Ruhe des Gewissens und den Frieden der Seele preiszugeben.

Bon allen Zweigen der Dichtkunst wurde es, wie schon früher ange deutet, der dramatischen Poesie am schwersten, sich in der Nordamerikanischen Union zu reicherer Blüthe zu entfalten. Die Dichter, deren Talent und Neigung sie vielleicht in diese Richtung gedrängt hätte, fanden bei dem größern Publikum zu wenig Verständniß, Sympathie und Aufmunterung. Theils mochte die Masse des amerikanischen Volkes noch nicht den allgemeinen Bildungsgrad erreicht haben, der zu einer genügenden Auffassungsfähigkeit für gute einheimische dramatische Dichtungen nothwendig war, theils nahm bisher die politische und sociale Arbeit bei dem Aufbau ihres verhältnismäßig immer noch jungen nationalen Staatsgebäudes die geistige Thätigkeit der Amerikaner so sehr in Anspruch, daß sich die Elemente nur spärlich fanden, welche das Aufblühen eines nationalen Dramas zur natürlichen Voraussetzung hat. Die hunte Zusammensetzung des amerikanischen Volkes und der bis auf die Gegenwart herab noch lange nicht vollständig überwundene Gegensatz zwischen den Nord- und Südstaaten der Union, um von dem „fernen Westen“ ganz zu schweigen, ließen eine höhere, gleichmäßige

Herausbildung des Dramas, welches nach Rudolf Gottschall's richtiger Bezeichnung „nicht nur die höchste künstlerische, sondern auch die volksthümlichste Form der Poesie ist“, in den Vereinigten Staaten nicht zu. Von einigen selbstständigen Anläufen abgesehen, hat man sich bis jetzt in Amerika wesentlich mit dem Nachahmen und Aufführen englischer, französischer und deutscher, vielleicht auch einiger spanischer Theaterstücke begnügt.

Außer den bereits gelegentlich von uns früher genannten Schauspielen und Dramen sind vorzugsweise die im Shakespeare'schen Geiste verfaßten Stücke von George H. Boles zu nennen, wie z. B. „Calaynos“, „Anne Boleyn“ und „Francesca da Rimini“. Die Tragödie „Calaynos“ errang in London einen entschiedenen Erfolg und wurde hundertmal hintereinander gegeben; in Amerika gefiel dieselbe dagegen viel weniger. Viele ältere dramatische Werke amerikanischer Dichter, wie z. B. „Brutus“, „Spartacus“, „Metamora“ etc., erhalten sich auf der Bühne; doch geschieht dies mehr aus äußern Gründen als wegen ihres poetischen Wertes. Gelesen werden diese Stücke sehr wenig, Citate aus ihnen hört man im gewöhnlichen Leben sehr selten. Im Durchschnitt betrachtet der Amerikaner die Bühne oder das Theater nur als eine Vergnügungsanstalt, nicht als ein Culturmittel. Die allgemeine Demoralisation, welche auf den Secessionskrieg folgte, ist auch nicht ohne Rückwirkung auf das Theaterwesen und die dramatische Poesie geblieben. Diese traurige Thatsache wird von amerikanischen Schriftstellern und Sachkennern offen zugestanden. Es ist überraschend, aber wahr, daß in den letzten 30 Jahren alle Versuche, amerikanische Komödien auf die Bühne zu bringen, höchstens in geschäftlicher, d. h. finanzieller, Beziehung einen gewissen Erfolg gehabt haben; hervorragende Dichter fühlten sich selten veranlaßt, ihr Talent der Bühne zu weihen, und wenn sie es thaten, so war der Erfolg in den meisten Fällen ein höchst zweifelhafter. Boles' wohlgelungenes Lustspiel „Widow's Marriage“ ist so gut wie gar nicht auf die Bühne gekommen. Wenn man amerikanischen Kritikern Glauben schenken will, so hat gerade der Umstand, daß untergeordnete Dichter mit ihren Stücken durch scenischen Effect und äußere Kunstgriffe erfolgreich waren, begabtere NATUREN von der Composition dramatischer Dichtungen abgehalten.

Twain's und Warner's „Goldenes Zeitalter“ („Gilded Age“) ist kürzlich mit Glück für die Bühne bearbeitet worden. Auch hat William Dean Howells mit Geschick und in Nachahmung der Franzosen kleinere Stücke für die Bühne geschrieben, die den Beifall des Publikums erhielten, wie z. B. „The Parlor-Car“ und „Out of the Question“. Allein alle diese Stücke wirken doch nur für den Augenblick, da sie weder einen bedeutenden Conflict enthalten, noch eine tiefere Durch- und Ausbildung der Charaktere aufweisen. Es ist indeß möglich, daß W. D. Howells, der auf dem Gebiete der feinen Komödie in rein technischer Beziehung nicht unglücklich gewesen ist, bei einem eingehenderen Studium von Welt und Menschen und bei Anwendung von mehr Sorgfalt in Ausführung der einzelnen Charaktere, die in seinen Stücken vorkommen, noch ein recht tüchtiger Lustspielsdichter wird.

Zu den bessern neuern und neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der dramatischen Poesie in Amerika dürften noch etwa folgende zu zählen sein: „Sibyl“, eine fünfactige Tragödie von John Savage; „The Secret“, ein Drama von Mrs. Sadlier; „Miriam“, ein dramatisches Gedicht von Mrs. Elizabeth Hall; „Faust's Death“, Tragödie in fünf Acten von Charles E. Moelling; „Uberto or the Errors of the Heart“, ein fünfactiges Drama von Frank Middleton; „Saul“, dreiactiges Drama von C. Heavysege; „Hush-Money“, Drama von C. H. Ross; „Caste“, eine Komödie von T. W. Robertson; „Henry Dunbar“, Drama von Tom Taylor; „Maud's Peril“ und „Nobody's Son“, zwei Dramen von Watts Phillips u. s. w. Zu den fruchtbarsten dramatischen Dichtern der Vereinigten Staaten gehört unzweifelhaft Lauthon Osborn; wir nennen hier von ihm die Lustspiele: „The School for Critics“, „The Silver Head“ und „The Double Deceit“, sowie die Tragödien „Calvary“, „Virginia“ und „Bianca Capello“. Im Jahre 1868 gab G. M. Boler unter dem Titel „The Mimic Stage“ eine Anzahl von Dramen, Lustspielen und Possen heraus; in demselben Jahre versah auch J. C. Heywood das beachtenswerthe dramatische Gedicht „Salome“.

Wenn wir das bisher Gesagte in einigen summirenden Sätzen zusammenfassen, so dürfte sich etwa folgendes Resultat ergeben: Die Geschichte der Vereinigten Staaten bietet mit Zugrundelegung der

Colonialzeit einen reichen Stoff für die verschiedenen Zweige der Dichtkunst dar. Die landschaftliche Scenerie, die Verhältnisse des socialen Lebens, der Entwicklungsgang der politischen Zustände, sie alle gewähren dem Denker und Dichter eine Fülle von Material zu geistigem Schaffen und Bilden. Es fehlt dem amerikanischen Volke in keiner Weise an soliden Grundlagen, um darauf eine eigene amerikanische Literatur aufzubauen. Und wenn man dem deutschen Volke mit Recht nachgesagt hat, daß es im hohen Grade die Kraft und die Fähigkeit geistiger Aneignung besitze, so trifft dies bei den Amerikanern, in denen unzweifelhaft der anglosächsische oder germanische Typus vorwaltet, kaum minder zu. Auch das amerikanische Volk vermag, wie seine Geschichte auf jedem Blatt darthut, seine Interessen mit den höchsten Interessen der Menschheit zu identificiren. Bei aller fast sprichwörtlich gewordenen praktischen Schläue und selbstsüchtigen Geschäftsthetigkeit schlummert in dem amerikanischen Charakter ein hoher Sinn für ideales Ringen und Streben, der zeitweise zu den edelsten Handlungen und opfermuthigsten Thaten im Kleinen wie im Großen, im Privatverkehr wie im öffentlichen Leben begeistert. Beweise hierfür liefern u. A. hundertfältig die bewegten Zeiten des Unabhängigkeitskrieges und des Secessionskampfes. Das Volk der Vereinigten Staaten ist nicht unempfindlich für die Fragen der Humanität, für die Probleme der Wissenschaft, für die Macht des Schönen und die Segnungen idealer Güter überhaupt. Der Bürgerkrieg der sechziger Jahre, welcher die Union von der Schmach der Sklaverei befreite, hat die nationale Idee immer mehr in den Vordergrund gedrängt und die centrifugalen Gelüste wesentlich beschränkt. Wie sich daher in den letzten Decennien die Poesie auf dem lyrisch-epischen Gebiete mächtig gehoben hat und selbstständig schaffend vorangeschritten ist, wie die amerikanische Novellistik und Romanliteratur mit den Leistungen anderer Nationen auf diesem Felde nicht unrhümlich wetteifert, so wird auch die Ausbildung und Pflege des Dramas hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die innern Bedingungen einer nationalen Tragödie und Komödie sind auch in der Nordamerikanischen Union vorhanden und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die politische und sociale Reformära, die den Anfang des zweiten Säculums der nationalen Existenz der Vereinigten Staaten

kennzeichnet, die für ein nationales Drama bereits ausgestreute Saat voll und schön emporwachsen lässt. Es ist die Zahl Derer in Amerika nicht gering, welche die wahre Lebenskraft einer Nation nicht einzig und allein abmessen an den Erfolgen des Handels und der Industrie, an den blutigen Siegen auf dem Schlachtfelde und dem Erwerben großer Landstrecken, sondern es gibt dort viele, die sehr wohl einsehen und es laut bekennen, daß zur Vollkraft eines großen Volkes auch die entsprechenden Erfolge auf dem Felde der Wissenschaft und der Kunst in allen ihren Zweigen nöthig sind. „Ein Volk lebt hauptsächlich durch seine Literatur“, sagt z. B. Erwin P. Whipple, „sein geistiges Leben erst macht dasselbe unsterblich. Es kommt wenig darauf an, wie viel Millionen Menschen zu irgendeiner Zeit unter dem Namen eines Volkes lebten, wenn dasselbe keine geistigen Zeugnisse (no intellectual testimonials) seines Seins und Wesens, oder wie Bryant sich ausdrückt, keine „foot-prints on the sands of time“ hinterläßt.“ Man darf daher wohl annehmen, daß das amerikanische Volk, wie es in mancher andern Hinsicht wetteifernd mit den übrigen Nationen der Erde voranschreitet, auch in Poesie und Kunst immer Schöneres und Besseres leisten wird.

A n h a n g.

1. America to Great Britain.

All hail! thou noble land,
Our fathers' native soil!
O stretch thy mighty hand,
Gigantic grown by toil,
O'er the vast Atlantic wave to our shore;
For thou, with magic might,
Canst reach to where the light
Of Phoebus travels bright
The world o'er!
The genius of our clime,
From his pine-embattled steep,
Shall hail the great sublime;
While the Tritons of the deep
With their conchs the kindred league shall proclaim.

Then let the world combine —
 O'er the main our naval line,
 Like the milky-way, shall shine
 Bright in fame!

Though ages long have pass'd,
 Since our fathers left their home,
 Their pilot in the blast,
 O'er untravell'd seas to roam, —
 Yet lives the blood of England in our veins!
 And shall we not proclaim
 That blood of honest fame,
 Which no tyranny can tame
 By its chains?

While the language free and bold
 Which the bard of Avon sung,
 In which our Milton told
 How the vault of heaven rung,
 When Satan, blasted, fell with his host;
 While this, with reverence meet,
 Ten thousand echoes greet,
 From rock to rock repeat
 Round our coast;

While the manners, while the arts,
 That mould a nation's soul,
 Still cling around our hearts,
 Between let ocean roll,
 Our joint communion breaking with the sun:
 Yet, still, from either beach,
 The voice of blood shall reach,
 More audible than speech,
 „We are one!“

Washington Allston.

2. The Pilgrim Fathers.

The Pilgrim Fathers, — where are they? —
 The waves that brought them o'er
 Still roll in the bay; and throw their spray
 As they break along the shore:

12 *

Still roll in the bay, as they roll'd that day
 - When the Mayflower moor'd below,
 When the sea around was black with storms,
 And white the shore with snow.

The mists, that wrapp'd the Pilgrim's sleep,
 Still brood upon the tide;
 And his rocks yet keep their watch by the deep,
 To stay its waves of pride.
 And the snow-white sail, that he gave to the gale
 When the heavens look'd dark, is gone; —
 As an angel's wing, through an opening cloud,
 Is seen, and then withdrawn.

The Pilgrim exile, — sainted name!
 The hill, whose icy brow
 Rejoiced, when he came, in the morning's flame,
 In the morning's flame burns now.
 And the moon's cold light, as it lay that night
 On the hill-side and the sea,
 Still lies where he laid his houseless head; —
 But the Pilgrim, — where is he?

The Pilgrim Fathers are at rest;
 When summer's throned on high,
 And the world's warm breast is in verdure dress'd,
 Go, stand on the hill where they lie.
 The earliest ray of the golden day
 On that hallow'd spot is cast;
 And the evening sun, as he leaves the world,
 Looks kindly on that spot last.

The Pilgrim spirit has not fled;
 It walks in noon's broad light;
 And it watches the bed of the glorious dead,
 With their holy stars, by night.
 It watches the bed of the brave who have bled,
 And shall guard this ice-bound shore,
 Till the waves of the bay, where the Mayflower lay,
 Shall foam and freeze no more.

John Pierpont.

3. The Brothers.

We are but two, — the others sleep
 Through Death's untroubled night:
 We are but two, — oh! let us keep
 The link that binds us bright.

Heart leaps to heart, — the sacred flood
 That warms us is the same;
 That good old man — his honest blood
 Alike we fondly claim.

We in one mother's arms were locked, —
 Long be her love repaid;
 In the same cradle we were rocked,
 Round the same hearth we played.

Our boyish sports were all the same,
 Each little joy and woe; —
 Let manhood keep alive the flame
 Lit up so long ago!

We are but two, — be that the band
 To hold us till we die;
 Shoulder to shoulder let us stand,
 Till side by side we lie.

Charles Sprague.

4. The House.

There is no architect
 Can build as the muse can;
 She is skillful to select
 Materials for her plan;

Slow and warily to choose
 Rafters of immortal pine,
 Or cedar incorruptible,
 Worthy her design.

She threads dark Alpine forests,
 Or valleys by the sea,
 In many lands, with painful steps
 Ere she can find a tree.

She ransacks mines and ledges,
 And quarries every rock,
 To hew the famous adamant,
 For each eternal block.

She lays her beams in music,
 In music every one,
 To the cadence of the whirling world
 Which dances round the sun.

That so they shall not be displaced
 By lapses or by wars,
 But for the love of happy souls
 Outlive the newest stars.

Ralph Waldo Emerson.

5. Thine Eyes still shined.

Thine eyes still shined for me, though far
 I lonely roved the land or sea:
 As I behold yon evening star,
 Which yet beholds not me.

This morn I climb'd the misty hill,
 And roamed the pastures through;
 How danced thy form before my path,
 Amidst the deep-eyed dew!

When the red-bird spread his sable wing,
 And showed his side of flame —
 When the rosebud ripen'd to the rose —
 In both I read thy name.

Ralph Waldo Emerson.

6. Der Rabe.

(Übersetzt von Adolf Strodtmann.)

Einst zur Nachtzeit, trüb und schaurig, als ich schmerzensmüd und traurig
 Saß und brütend sass ob mancher felsfam halbvergessnen Lehr', —
 Als ich fast in Schlaf gefallen, hörte plötzlich ich erschallen
 An der Thür ein leises Hallen, gleich als ob's ein Klopfen wär'.
 „S'ist ein Wandrer wohl“, so sprach ich, „der verirrt von ungefähr, —
 Ein Verirrter, sonst Nichts mehr.“

In der rauhsten Zeit des Jahres, im Decembermonat war es,
 Flackernd warf ein wunderbares Licht das Feuer rings umher.
 Heiß ersehnte ich den Morgen; — aus den Büchern, ach! zu borgen
 War kein Trost für meine Sorgen um die Maid, geliebt so sehr,
 Um die Maid, die jetzt Lenore wird genannt im Engelsheer —
 Hier, ach, nennt kein Wort sie mehr!

Jedes Rascheln, jedes Rauschen in des seidnen Vorhangs Baufchen
 Weckt in mir ein ängstlich Grausen, das ich nie gefühlt vorher,
 Also daß, mein Herzengspochen zu betäuben, ich gesprochen:
 „Ei, wer sollte jetzt wohl pochen, wenn es nicht ein Wandrer wär? —
 „Ja, ein Wandrer, der an meiner Thür verirrt von ungefähr —
 Das wird's sein, und sonst Nichts mehr.“

Und ermutigt jetzt stand ich auf, und Kraft und Ruhe fand ich;
 „Um Verzeihung, Herr“, so sprach ich, „oder Dame, oder wer!
 Doch ich war in Schlaf gefallen, und so leise war das Schallen
 Eures Pochens, daß sein Hallen kaum gedrungen zu mir her.“ —
 Damit stieß ich auf die Thüre: — „Tretet ein, wer da ist, wer!“ —

Dunkel rings, und sonst Nichts mehr.

Aengstlich in das Dunkel starrend blieb ich stehn, verwundert, harrend,
 Träume träumend, die kein armer Erdensohn geträumt vorher.
 Doch nur von des Herzens Pochen ward die Stille unterbrochen,
 Und als einz'ges Wort gesprochen ward: „Lenore?“ summerschwer,
 Selber sprach ich's, und: „Lenore!“ trug das Echo zu mir her, —

Nur dies Wort, und sonst Nichts mehr.

Und zurückgelehr in's Zimmer, stürmisch aufgeregzt wie nimmer,
 Hörl' ich bald ein neues Klopfen, etwas lauter als vorher.
 „Sicher an dem Fensterladen pocht' es — wohl, es kann nicht schaden,
 Dass ich suche nach dem Faden, der dies Rätsel mir erklärt‘, —
 Still, mein Herz, ein Weilchen, daß ich dieses Rätsel mir erklärt‘!
 S'ist der Wind, und sonst Nichts mehr!“

Auf riß ich das Fenster klirrend — siehe — gravitätisch schwirrend
 Schritt ein Rabe, groß und mächtig, in das Zimmer zu mir her.
 Nicht mit einem Gruß bedacht' er mich, kein Dankeszeichen macht' er,
 Vornehm stolz zur Kube bracht' er sein Gefieder, regenschwer,
 Flög auf eine Pallastüst'e ob der Thüre sacht und schwer,
 Saff dort still, und sonst Nichts mehr.

Und der schwarze Vogel macht, daß ich trotz der Trauer lächte,
 So possierlich ernst und finster saß ob meiner Thüre er.
 „Ob dein Kamm auch kahl geschoren, bist als Feigling nicht geboren,
 Alter Rabe, der verloren irrt im nächt'gen Schattenmeer!
 Sprich, wie bist du denn geheißen im platon'schen Schattenmeer?“

Sprach der Rabe: „Nimmermehr.“

Und den Unhold mit Erstaunen hört ich also deutlich rauen,
 Ob die Antwort auch geschienen wenig tief und inhaltschwer;
 Denn wir müssen wohl gestehen, daß es Keinem noch geschehen,
 Einen Vogel je zu sehen, der vor ihm gesessen wär',
 Der auf einer Büste über seiner Thür' gesessen wär',
 Mit dem Namen „Nimmermehr.“

Doch der Rabe auf der Büste sprach das eine Wort, als wilteste
 Dies er nur, als ob sein ganzes Herz darein ergossen wär'.
 Nichts, das weiter ihn erregte, seine Feder er bewegte,
 Bis ich leis die Lippen regte: „Andre Freunde flohn seither —

Morgen wird auch er entfliehen, wie die Hoffnung floh seither —
Sprach der Vogel: „Nimmermehr“.

Als die Stille unterbrochen jenes Wort, so klagt gesprochen,
Dacht' ich: Was er sagt, ist sicher seine ganze Mähr' und Lehr',
Die er seinem Herrn, dem armen, abgelauscht, den ohn' Erbarmen
Schlug das Unglück, bis der warmen Hoffnung Stern erlosch im Meer.
Bis von einer Trauerklage alle seine Lieder schwer,
Bon der Klage: „Nimmermehr!“

Immer noch der Rabe machte, daß ich trotz der Trübsal lachte;
Einen Sammelsessel endlich rollt' ich näher zu ihm her.
In die Polster mich versenkend, sann ich Arm in Arm verschrankend,
Träumerisch nach, bei mir bedenkend, was von dieses Vogels Mähr',
Was der Sinn von des gespenstisch finstern Vogels Krächzen wär',
Der da schnarrte: „Nimmermehr“. *

Also düstern Sinnes pfleg ich, doch kein Wort zum Vogel sprach ich,
Ob sein Feuerauge brennend mir am tiefsten Herzen zehr'.
Dies und mehr wünscht' ich zu wissen, meine Brust von Schmerz zerrissen,
Als ich ruh' auf sammtnen Kissen, überstrahlt vom Lichte hehr,
Ach, auf diesen sammtnen Kissen, überstrahlt vom Lichte hehr,
Ruhet sie jetzt nimmermehr!

Schwül dann ward und qualmig enge um mich her die Lust, als schwänge
Unsichtbare Weihrauchfässer, wandelnd leis, ein Seraphsheer.
„Gott hat Trost für dich erkoren durch die Engel, ließgeboren!“ .
Rief ich, — „o vergiß Lenoren, die dein Herz geliebt so sehr!
Achme auf, vergiß Lenoren, die geliebt du allzu sehr!“ —
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

„Düsterer Vate!“ frug voll Zweifel ich, „ob Vogel oder Teufel, —
Ob dich der Versucher sandte, ob der Sturm dich jagte her, —
Du, der nimmer mich verschonet, der im Unholdslande wohnet,
Wo das nächt'ge Grauen thronet, künde mir, was ich begehr':
Ist kein Balsam denn in Gilead? — künde, was ich heiß begehr'!“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

„Düsterer Vate!“ frug voll Zweifel ich, „ob Vogel oder Teufel!
Bei dem Himmel droben, bei dem Gott, den ich wie du, verehr':
Find' ich, sprich! an Eden's Thoren wieder einst, die ich verloren,
Gene Maid, die man Lenoren jeßt nennt im Engelsheer, —
Die Geweihte, die Lenoren jetzt man nennt im Engelsheer?“ —
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

„Vogel oder Teufel, hebe dich hinweg!“ so rief ich, „schwebe
Wieder in den Sturm zurück und in das nächt'ge Schattenmeer!
Keine Feder lasz als Zeichen mir der Lüge sonder Gleichen!
Sollst von meiner Thür entweichen! von der Blüste fort dich scher!
Fort! und reiß aus meinem Herzen deines Schnabels scharfen Speer!“ —
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

Und der Rabe, schwarz und dunkel, sitzt mit krächzendem Gemunkel
Noch auf meiner Pallastühle ob der Thür bedeutungsschwer.
Seine Dämonaugen glühen unheilvoll mit wildem Sprühen,
Seiner Flügel Schatten ziehen an dem Boden breit umher;
Und mein Herz wird aus dem Schatten, der mich einhüllt weit umher,
Sich erheben — nimmermehr!

Edgar Allan Poe.

7. Annabel Lee.

(Übersetzt von Adolf Strodtmann.)

Es sind viele, viele Jahre her,
Dass am Meeresufer allhie
Ein Mädchen lebte — o fragt nicht mehr! —
Mit Namen Annabel Lee.

Und dies Mädchen lebte für mich allein,
Und ich leb' alleine für sie.

Ich war ein Kind und sie war ein Kind
Am Meeresufer allhie,
Doch wir liebten uns heißer als Liebe liebt,
Ich und schön Annabel Lee, —
Liebten uns so, dass die Engel im Blau
Bebräueten mich und sie.

Und dies war der Grund, dass vor langer Zeit
Am Meeresufer allhie
Ein schnaubender Wind aus der Wolle traf
Die liebliche Annabel Lee;
So dass der Engel des Todes kam
Und den Leib der Erde verließ,
Und sie schloss in ein Grab, so finster und fast,
Am Meeresufer allhie.

Die Engel, nicht halb so glücklich im Blau,
Beneideten mich und sie —
Ja, dies war der Grund (wie ein Jeder weiß
Am Meeresufer allhie),

Dass der Wind aus der Wolle zur Nachtzeit brach,
Schnaubend, mir raubend schön Annabel Lee.

Doch stark wie unsere Liebe war
Die Liebe viel Älterer nie,
Die Liebe viel Weiserer nie;
Und weder der Himmelschen Englein Schaar,
Noch der Meergeister Grossen albie
Kann scheiden in Leiden mein Sein von dem Sein
Der lieblichen Annabel Lee!

Kein Mondstrahl erblinkt, der mir Träume nicht bringt
Von der lieblichen Annabel Lee;
Und kein Stern sich erhebt, drin das Auge nicht schwiebt
Der lieblichen Annabel Lee.
So rub' ich bei Nacht, von der Neinen umwacht,
Der Einen, der Meinen, die ewig mir lächelt,
In dem Grab am Ufer albie,
Am tönenenden Ufer hie.

Edgar Allan Poe.

8. To One in Paradise.

Thou wast that all to me, love,
For which my soul did pine —
A green isle in the sea, love,
A fountain and a shrine,
All wreathed with fairy fruits and
flowers,
And all the flowers were mine.

Ah, dream, too bright to last!
Ah, starry hope, that didst arise
But to be overcast!
A voice from out the future cries,
„On! on!“ — but o'er the past
(Dim gulf!) my spirit hovering
lies,

Mute, motionless, aghast!
For, alas, alas, with me
The light of life is o'er!
„No more — no more — no more —“
(Such language holds the soleme
sea

Einer im Paradies.

(Übersetzung von Friedrich Spielhagen.)

Ach, Alles warst du mir, mein Lieb,
Mein Lieb, so hold und rein —
Ein Eiland in der See, mein Lieb,
Ein Bronnen und ein Schrein,
Umkränzt mit Blumen ohne Zahl,
Und alle Blumen mein!

Ein schöner, wonn'ger Traum!
O goldne Hoffnung! ach, zu bald
Zerfloßest du, wie Schaum.
Die Stimme aus der Zukunft schallt:
„Auf! auf!“ — doch an dem Saum
Des „Einst“ irrt mein verstörter
Geist —

Ich leb' und weiß es kaum.
Denn ach und ach! für mich
Ist jetzt das Leben leer!
Nicht mehr — nicht mehr — nicht
mehr —
(So hör' ich rauschen feierlich)

To the sands upon the shore) Am Strand das ew'ge Meer)
 Shall bloom the thunder-blasted Begrünt auf's neu die Eiche sich,
 tree, fliegt stolz der Aar einher.

Or the stricken eagle soar!

And all my days are traces, Ich weiß es. Wieder senzen
 And all my nightly dreams Kann es mir dorten nur,
 Are where thy dark eye glances, Wo deine Augen glänzen,
 And where thy footstep gleams; Wo leuchtet deine Spur —
 In what ethereal dances, In sel'ger Geister Tänzen
 By what eternal streams. Auf grüner Himmelsflur.

Edgar Allan Poe.

9. An Helene.

(Übersetzt von Friedrich Spielhagen.)

Ich sah Dich einmal — einmal nur vor Jahren! —
 Mittnacht im Juli war's, und von dem Mond,
 Dem vollen, der, wie Deine Seele strebend,
 Sich einen steilen Pfad zum Himmel bahnte,
 Ein seidenweicher Silberschleier fiel
 Mit heil'ger Ruh und Dunkelheit und Schlummer
 Auf das erhobne Antlitz vieler hundert
 Von weißen Rosen, die im Garten wuchsen,
 Wo nur verstohten sich ein Lüstchen regte —
 Auf das erhobne Antlitz weißer Rosen,
 Die in Erwied'rung für das Liebeslicht
 Die duft'gen Seelen wonnevoll verhauchten,
 Auf das erhobne Antlitz weißer Rosen,
 Die auf den Beeten lächelten und starben,
 Entzückt von Dir und Deiner heil'gen Nähe.

Gehüllt in Weiß, auf eine Veilchenbank
 Sah ich Dich hingelehnt; es fiel der Mond
 Auf das erhobne Antlitz weißer Rosen —
 Und auch auf Deins — erhoben — ach! in Schmerzen.

War's nicht das Schicksal, das in dieser Nacht —
 Das Schicksal, dessen anderer Nam' ist Schmerz —
 Mich weilen hieß an jener Gartenpforte,
 Den Duft zu athmen jener süßen Rosen?
 Nichts regte sich — es schließt die schneide Welt —
 Nur Du und ich nicht. Und ich weilte — schaute —
 Und alsobald verschwanden alle Dinge —

• Ach, ganz gewiß, der Garten war verzaubert —
 Des Mondes matter Perlenglanz verloß;
 Die moos'gen Bänke, die verschlungnen Pfade,
 Die sel'gen Blumen und die stillen Bäume —
 Ich sah sie nicht — die Rosendüste selbst,
 Sie starben in der Lüfte weichen Armen;
 Und Alles schwand, nur Du nicht — und selbst Du —
 Nur nicht das Himmelslicht in Deinen Augen —
 Nur nicht die Seele Deiner schönen Augen.
 Ich sah nur sie — sie waren meine Welt —
 Ich sah nur sie — und nur für wen'ge Stunden —
 Ich sah nur sie — bis sank der volle Mond.
 Welch' dunkle Herzenräthsel schaut' ich nicht
 In diesen demantlaren Himmelsphären!
 Welch' düstres Weh! Welch' hohe Hoffnung doch!
 Welch' schweigend königliches Meer von Stolz!
 Welch' kühnen Ehrgeiz! Ach, und welche tiefe,
 Welch' abgrundtiefe Fähigkeit für Liebe!

Und nun zuletzt versank der volle Mond
 Im Westen hinter schwarzen Wetterwolken,
 Und wie ein Geist durch geisterhafte Bäume
 Verschwandest Du. Nur Deine Augen blieben.
 Sie schwanden nicht — sie können nimmer schwinden.
 Sie hellten meinen Pfad in jener Nacht,
 Sie ließen nimmer mich — wie doch mein Hoffen —
 Sie folgen mir — sie leiten mich durch's Leben —
 Sie, meine Diener; und ihr Sklave, ich.
 Ihr Amt, mich zu erleuchten, zu entflammen —
 Und meine Pflicht, entflamm't, erleuchtet sein —
 Geläuterter von ihrem hehren Feuer,
 Geheiliger von ihrer Himmelsgluth.
 Mit Schönheit füllen sie die Seele mir.
 Ich kniee hin vor diesen hohen Sternen
 Im düstern Schweigen schlummerloser Nacht,
 Und selbst noch in des Tages Mittagsglanze
 Seh' ich sie stets — zwei süße Morgensterne,
 Die selbst die Sonne nicht verlösch'n kann.

Edgar Allan Poe.

10. Dickens im Lager.

(Uebersetzung von Ernst Otto Höpp.)

Der Fichtenwald stand mondesglanzumwoben,

Der Fluss rauscht' tief im Bett,
Und die Sierren fern und trüb erhoben
Von Schnee manch Minaret.

Das Lagerfeuer knistert', lustig malt' es
Manch bräunlich Angesicht,

Manch hagre, eingesunkne Form umstrahlt' es,
Die bald im Goldkampf bricht.

Und Einer hob sich, langt' das lang' verwahrte
Buch aus dem Blindel vor,
Die Kart' verschwand, um ihn sich Alles schaarte
Und gab ein willig Ohr.

Hinzogen über's Feld die Nebelgeister,
Doch er las laut und hell
Beim sprüh'nden Licht das Buch, worin der Meister
Bespricht die kleine Nell.

Der jüngste war der Leser wohl von allen —
Und doch — war's Täuschung nur?
Tiefernsts Schweigen schien uns rings zu fallen
Auf Feld und Waldbestür.

Die Tannen reckten sich empor im Schatten
Und lauschten still und hehr,
Das Lager zog mit Nell auf Englands Matten
Den Irrpfad hin und her.

In öder Wildnis war's, doch tief erreget
Bon dieser Zauberwelt
Zu Boden sank die Sorg', die uns beweget,
Wie leis' das Blatt hinfällt.

Das Lager schwand — sein Feuer lang' begraben —
Er, der den Zauber schuf —
Ihr Thürme Kent's, ihr Fichten thurmerhaben,
Ihr tönt denselben Ruf!

Das Lager schwand, doch seine Duftgeschichte
Bieh' wie ein stiller Hauch,
Den Hopfenseldern Kent's sein Weh'n berichte
Bon seinem Ruhm hier auch!

Und dort, wo Englands Rosen süß umwanden
 Den Lorbeerfranz am Grab,
 Sink dieses Lied, aus fernsten Abendlanden
 Ein Fichtenstrauß, herab!

Bret Hatté.

11. Im Morgenlicht.

(Übertragen von Ernst Otto Höpp.)

Ein altes Kirchlein moosumwachsen lag,
 Darein ich trat, es graute just der Tag.
 Die fromme Hörershaar andächtig saß
 Und horcht', indeß ein Mönch die Predigt las.
 Durchs Fenster brach kein Strahl vom Morgenlicht,
 Der Laden schloß am farb'gen Glase dicht.
 Nicht dunkler mocht's im Schoß des Hades sein,
 Es las der Mönch bei mattem Kerzenschein.
 Manch Geisterschatten seltsam zuckt' und schwand,
 Da flackernd trüb das Lichtlein düster brannt'.
 Die Beter lauschten still; kein Hauch, kein Ton!
 Als wär's im Traum, scholl dumpf der Mönchsgermon.
 Und Einer ernst vom Sitz sich schweigend hob,
 Den Laden saß' er, den er leis verschob.
 Und sieh, ein Strahl des Lichtes funkeln lädt,
 Denn unvermerkt verzogen war die Nacht.
 Ein goldner Blitz, der feurig, lustig loht,
 Umspielt in Pracht des Vorhangs grelles Roth.
 Eintönig murmelnd las der Mönch im Buch,
 Indeß ums Haupt des Morgens Flamme schlug.
 Er las und las beim trüben Kerzenschein,
 Und heller brach des Tages Leuchten ein.
 Mir däucht, es schrieb ob seinem Haupt das Licht
 In Bügen klar: „Die alte Satzung bricht!“
 Auf Erden längst ist Morgenschein erwacht,
 Doch ihnen wohnt im Herzen tiefe Nacht.
 Auch ihnen spielt ums Haupt das Gotteslicht,
 Sie achten's kaum und seh'n und glauben's nicht.

Edward Rowland Sill.

12. Abraham Lincoln's Leichenklage.

(Uebersetzung von Rudolf Doebe und Alexander Schneiger.)

Was fließt, zur See sich wendet,
Was Leben hat, das endet —
Doch weint nur, Millionen, weint:
Todt ist des Volkes Freund!

Weh durchzittert Haus und Hallen,
Weg und Steg verstummt im
Schmerz;
Wollen jedes Aug' umwallen,
Starr und muthlos jedes Herz.

O, ein schwarzes Gift durchgährt
Uns im Kelch den bittern Zug;
des Jammers dieser Heerde,
Der den Hirten man erschlug;
Vom Schnitter eingebunden, —
Kurz sind des Lebens Stunden.
Doch wein' dir nur die Augen roth:
Dein Hirt, mein Volk, ist todt.

Däst're Trauersflaggen wehen
Rings von Haus und Tempel her;
Das Gewand der Nacht umhüllt
Treue Herzen schwarz und schwer;
Und mit thränensloser Wimper
Hält die Hore an im Flug,
Steht mit tiefem ernstem Auge
Bis vorbei der Trauerzug.
O, ein Leid von Bergeschwere
Gibt's, das jedes Wortes bloß,
Einen Schmerz, der stumm ins Leere
Fühllos starrt, weil allzu groß!
Starke Hände dicht gefaltet,
Die berechtste Lippe schwiegt;
Die Nation ins Herz getroffen,
Raum noch leises Ahtmen zeigt.
In dem Aug' erfror die Thräne,
Ausgebrannt der Wangen Roth,
Leise an gebrochenem Herzen
Blutet sich das Wort zu Tod.
Doch auf jedes Bürgers Antlitz
Marmorstarr die Sorge ruht,

Die spricht mehr, als Menschenzunge
Ie vermag und Thränenfluth.
Selbstsucht ganz ist unsre Trauer,
Unser Schmerz gilt unsrem Glück;
Nebel des Berraths umschlichen
Niemals diesen reinen Blick.
Dieses Herz, das treu gesammelt
Seines Landes Aderschlag,
Wenn es zornenfüllt des Sklaven
Thränenfeuchte Ketze brach,
Das zum sternbesäu'ten Banner
Fest in jeder Faser stand:
Für die heil'ge Glut durchbohrt nun
Bon des Hasses Mörderhand!
O, das Land wird nach ihm rufen
Laut, wenn es die Noth ereilt,
Und das Volk das Volk betrauern
Lang, bis solche Wunde heilt.

Aber ohne Selbstsucht trauert,
Ohne Heilung lebenslang
Eine, die als Hirt und Herr ihn
Lang schon vor dem Volk errang.
Seufzt sie auch nur, weil des Landes
Starker Schild in ihm zerstellt?
Nein, mit jenem Mann begrub man
Ihr, der Frau, die ganze Welt.
Nein, das Volk war ihr Rivale
Stets ja in der Liebe Reich —
Am Altar des Vaterlandes
Fiel er. Bählt sie, die ihm gleich?
Aber Ruh' ihm! Er hat selten
Sich aufs Ruhewelt gestreckt.
Laßt die Ruh' ihm! Ruh' ist spärlich,
Wo der Neid die Feinde weckt.
Müd', weil Wachen ihn beglückte —
Eine Krone fiel ihm zu,
Die genug die Schläge drückte —
Müde, ja — gönnt ihm die Ruh'!

Sarah Carmichael.

13. Lied.

(Übersetzt von Adolf Strodtmann.)

Wenn Alle, die vor mir das Knie
Gebeugt mit Sang und Liebesscherz,
Sich nur zum Schein der Tugend weih'n:
Doch beuge nie sich dir mein Herz!

Die Lippe, die mir Treue schwört,
Muß unbefleckt von Lüge sein;
Das Herz, dem meins vereinst gehört,
Muß sich vor mir, der Ehre weih'n.

Und wärest du ein Fürst der Welt,
Und ich ein Sklav' in Kettenetz —
Ob mein Gebein am Fels zerstellt':
Ich beugte nimmer dir mein Herz!

Bis seine Schicksalsstunde schlug,
Will ich es wahren stolz und rein;
Ob ihm Verderben bringt dein Trug:
Es breche eh'r, als daß es deins!

Frances Sargent W. Osgood.

Viertes Capitel.

Richard Henry Dana.

Zu den hervorragendsten Schriftstellern und Dichtern der älteren Schule, welche die Vereinigten Staaten aufzuweisen haben, gehört ohne Zweifel Richard Henry Dana, der Dichter des „Buccanier“. Er starb im 91. Jahre seines Lebens am 2. Febr. 1879 zu Boston in Massachusetts und ist deshalb seinem Freunde William Cullen Bryant, der bekanntlich sieben Jahre jünger war und am 12. Juni 1878 in New-York aus diesem Leben schied, sehr bald in das Grab nachgefolgt. Von ihm wird mit Recht gesagt, daß er unter den lyrischen und epischen Dichtern der Vereinigten Staaten dieselbe Stelle einnimmt, welche unter den amerikanischen Romanchriftstellern Nathaniel Hawthorne eingeräumt wird; er ist ein Erforscher und Kenner des menschlichen Herzens bis in seine geheimsten und verborgenen Falten.

Richard H. Dana erblickte das Licht der Welt am 15. November 1787 zu Cambridge in Massachusetts. Sein Vater Francis Dana, ein bedeutender Jurist, bekleidete, nachdem er zuvor amerikanischer Gesandter am russischen Hofe, Mitglied des Kongresses und der Staatsconvention von Massachusetts, welche die Bundesverfassung der Vereinigten Staaten annahm, gewesen war, fünfzehn Jahre hindurch die Stelle eines Oberrichters (Chief-Justice) von Massachusetts. Die Dana'sche Familie zählt zu den angesehensten und ältesten in Neu-England: Mitglieder derselben haben oft hohe Ehrenstellen bekleidet und hervorragenden Anteil an der Entwicklung der öffentlichen An-gelegenheiten genommen. Der Oberrichter Francis Dana heirathete

die Tochter von William Ellery, der als Vertreter von Rhode-Island zu den Unterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung von England gehörte.

Als Richard H. Dana sein zehntes Lebensjahr erreicht hatte, wurde er nach dem durch seine gesunde und schöne Lage ausgezeichneten Newport im Staate Rhode-Island gebracht; hier soll er sich mit Bayard Taylor viel und gern am Meeressufer aufgehalten und ganze Tage mit der Durchstreifung von wildromantischen Gegenden, an die der Volksmund manche alte Sagen geknüpft hat, zugebracht haben. Einige seiner Kritiker sind daher der Ansicht, daß dieser Aufenthalt zu Newport die erste Veranlassung zu seinem berühmtesten Gedichte „The Buccaneer“ gegeben hat; eine Annahme, die manches für sich hat. Im Jahre 1804 bezog der junge Dana das Harvard-College und blieb dort drei Jahre hindurch; er verließ diese Anstalt, weil er sich an den Unruhen betheiligt hatte, die dort unter den Jöglingen im Jahre 1807 stattfanden. Nachdem er sich die nächsten zwei Jahre in Newport durch Privatstudien weiter ausgebildet, widmete er sich dem Studium der Jurisprudenz, indem er theils unter der Anweisung seines Vaters, theils unter der Leitung seines Bettlers Francis Dana Channig in Boston (Massachusetts) arbeitete. Sein Advocatenexamen bestand er in Baltimore im Staate Maryland; doch kehrte er nach einem verhältnismäßig kurzen Aufenthalte in jener Stadt nach Boston zurück, um sich dasselbst als Rechtsanwalt niederzulassen. Als er sein vierundzwanzigstes Lebensjahr vollendet hatte, wurde er in die Gesetzgebung von Massachusetts gewählt und zeigte sich hier, im Gegensatz zu den decentralisierenden Bestrebungen der alten republikanischen Partei, als ein entschiedener Anhänger der streng unionistischen Politik der sogenannten „Föderalisten“. Drei Jahre später hielt er zu Boston zur Feier des 4. Juli, des Gedenktages der Unabhängigkeitserklärung, eine viel bewunderte, glänzende Rede. Seine Gesundheit, die zu jener Zeit nicht die beste war, und seine Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten bewogen ihn, die advocatorische Praxis ganz aufzugeben. Er gehörte einer Vereinigung von literarisch gebildeten Männern in Boston und Cambridge an, die ums Jahr 1814 die „North American Review“ ins Leben riefen. Diese Zeitschrift hatte in der ersten Zeit keinen bestimmten ausgeprägten Charakter. Richard H. Dana übernahm in Verbindung mit

seinem Vetter Edward T. Channing die Herausgabe dieser „Review“, in der er u. A. einen „Essay on Old Times“, einen längeren Artikel über Hazlitt's „Lectures on the English Poets“ und einen interessanten Aufsatz über die Gedichte seines Schwagers Washington Allston veröffentlichte. Dana zählte zu den ersten jener amerikanischen Schriftsteller, welche die Vorzüge und Verdienste der neuern englischen Dichterschule anerkannten und Wordsworth und Coleridge in Kreise einführten, die bisher mit Vorliebe Dryden und Pope gelesen hatten. Seine eigenen Gedichte, die er später verfaßte, übten, wie die von Bryant, einen maßgebenden Einfluß auf die amerikanische Poesie aus, und man behauptet, daß mit diesen beiden Dichtern für die amerikanische Dichtkunst, was Selbstständigkeit und Originalität anbetrifft, eine neue Epoche auhebt.

Als Edward T. Channing sich von der „North American Review“ zurückzog, um eine Professorenstelle am Harvard-College anzunehmen, gab auch Dana seine Verbindung mit dieser Zeitschrift auf und gründete im Jahre 1821 eine andere, die unter dem Titel: „The Idle Man“ in New-York erschien und eine gewisse Ähnlichkeit mit Washington Irving's „Sketch Book“ hatte. Seine Hauptmitarbeiter an dieser Zeitschrift waren Bryant und Allston; von ihm selbst wurden darin verschiedene Essays, Novellen und Erzählungen veröffentlicht. Die Geschichte von „Paul and Esther“ ist von ergreifender Wirkung, nur überwiegt darin das Gefühl des Schreckens zu sehr das des Wohlgefällens. Die bösen Leidenschaften sind mit zu grellen Farben dargestellt. Wohlthuender sind die Novellen: „Tom Thornton“ und „Paul Felton“; reizend und psychologisch sein und zart ausgeführt ist die kleine Erzählung: „Edward and Mary“. Sein Aufsatz über den berühmten englischen Schauspieler Edward Kean besitzt einen hohen kritischen Werth und die Essays: „Domestic Life“ und „Musings“ sind nach Inhalt und Form ganz vortrefflich und üben auf das Gemüth des Lesers eine ebenso reizende wie beruhigende Wirkung aus. Allein Dana verstand es nicht oder wollte es nicht verstehen, sich den hergebrachten Anschauungen und Sitten des großen Publikums zu fügen, und so ging „The Idle Man“ schon mit dem zweiten Jahrgange wieder ein, er hatte nur einen kleinen, wenn auch begeisterten Leserkreis gefunden. Von dieser Zeit an schrieb

Dana manches für die von William C. Bryant geleitete „New-York Review“; in ihr erschien auch im Jahre 1828 das erste Gedicht, welches er veröffentlichte: „The Dying Raven“, dasselbe fand in den weitesten Kreisen großen Beifall, nicht minder gefiel das in demselben Jahre und in derselben Zeitschrift veröffentlichte Gedicht: „The Husband's and Wife's Grave“. Zwei Jahre darauf, 1827, gab er eine Gedichtsammlung: „The Buccaneer and Other Poems“ heraus und gründete damit für alle Zeit seinen Ruf als Dichter. Namenlich wurde das längere idyllisch=epische Gedicht: „Matthew Lee, the Buccaneer“ von Professor Wilson in „Blackwood's Magazine“ in höchst anerkennender Weise besprochen, und zwar mit Recht, da sich darin Kraft der Phantasie und Schönheit der Schilderung die Wage halten, obwohl Bryant hervorhebt, daß sich in dieser Dichtung, gerade wie in „The Idle Man“, jene Neigung zu starken und düstern Leidenschaften offenbart, „die unter Neue, Gewissensbissen, Furcht und Verzweiflung entweder auf die unabänderliche Vergangenheit, oder auf eine dunkle und verhängnisvolle Zukunft hinweisen“. Im Jahre 1833 erschienen von ihm „Poems and the Papers of the Idle Man“.

Im Winter der Jahre 1839 und 1840 hielt Dana in den Städten Boston, New-York und Philadelphia, vielleicht auch noch an anderen Orten, öffentliche Vorlesungen über Shakspeare, in denen er eine feine und durchdringende Kritik mit dem vollsten und tiefsten Verständnisse des großen englischen Dichterheros vereinte. Seine gesammelten Werke erschienen 1850 in zwei größeren Bänden zu New-York im Verlag von Baker und Scribner*). Diese Sammlung enthält alle seine früher veröffentlichten prosaischen und poetischen Schriften, so z. B. eine Anzahl kleiner Gedichte und prosaischer Aufsätze, die zuerst in der „Literary and Theological Review“ und in „The Spirit of the Pilgrims“ zum Abdruck kamen. Die große Mehrzahl der literarischen Produkte Dana's tragen einen religiösen Charakter oder deuten wenigstens an, daß in ihm ein tiefernder, religiös-sittlicher Sinn lebte. Er nahm einen lebhaften und direkten Anteil an den Streitigkeiten, die in

*) Im Jahre 1857 erschienen die poetischen Werke Dana's zusammen mit den Dichtungen von Edgar Allan Poe in einem Bande zu London im Verlag von Routledge.

den Jahren 1825 bis 1835 zwischen den unitarisch und trinitarisch gesinnten Congregationalisten in Massachusetts obwalteten, und stellte sich dabei mehr auf die Seite der Trinitarier. Mehrere Jahre hindurch war er übrigens ein Mitglied der Episkopalkirche.

Richard H. Dana führte im Ganzen ein stilles und von dem geräuschvollen Welttreiben abgeschlossenes Leben. Seit dem Jahre 1842 brachte er die größte Zeit des Jahres auf einer ländlichen Besitzung auf der Halbinsel Cape Ann zu. Hier besuchte ihn im Sommer 1875 der als Tourist, Dichter und Diplomat wohlbekannte Bayard Taylor und berichtete über ihn und seine Lebensweise in der „New-York Tribune“. Wir entnehmen diesem interessanten Berichte folgende Stellen: „Hart an der Meeresküste, auf der Spitze eines hochragenden Felsenvorsprungs, steht ein altes, graues Gebäude, die Wohnung unseres verehrungswürdigen Dichters Richard H. Dana. Der Platz ist ganz besonders wild, sehr einsam, aber malerisch gelegen. Es ist von dort aus kein anderes Gebäude sichtbar; harte und rauhe Felsen umspannen in der Nähe eine kleine Bucht. Fast fortwährend donnert daselbst die Brandung der Meereswogen; von Dana's Wohnsitz überblickt man weithin den Ocean; seine einzigen Nachbarn sind Schiffer, die in größerer oder geringerer Entfernung auf ihren Fahrzeugen kommen und gehen. Auf einer Säulenhalle, die nach dem Meere hinausragt, fand ich den betagten Dichter. Als ich zum ersten Mal sein Gedicht: „The Buccaneer“ las, war ich 17 Jahre alt; Dana hatte schon die Höhe seines Lebens erreicht. Als ich ihn im Jahre 1848 zu New-York über altenglische Literatur sprechen hörte und dadurch zum fleißigern Studium der englischen Balladenpoet und Dramatiker, namentlich Wordsworth's, veranlaßt wurde, nannte man Dana schon einen „alten Mann“; nun aber saß er vor mir, seine langen weißen Locken wehten im Winde, sein Auge blickte klar, seine Stimme war ungebrochen und sein Geist war frisch, gesund und ruhig, wie immer. Es erschien mir dies kaum glaublich. Dana ist vor Byron, Shelley und Keats geboren; er ist alt genug, um sich deutlich an Mozart, Burns und Cooper zu erinnern; er war ungefähr 18 Jahre alt, als Schiller starb, und der erste bedeutende Mann, der dem Genius von William Cullen Bryant Anerkennung zollte. Das Alter hat ihm zwar Ruhe und Würde verliehen, ihn aber nicht zu einer

Ruine gemacht. Möge sich ein Künstler finden, der die etle und ehrwürdige Gestalt des Dichters mit dem Meisel oder dem Pinsel verewigt!"

Richard H. Dana gehörte seiner ganzen Richtung und Lebensstellung nach zu der amerikanischen Aristokratie; ein Haßchen nach Popularität lag ihm vollständig fern, wenn er auch gegen Lob und Tadel nicht ganz gleichgültig war. Sein Landsmann Whipple nennt ihn den „puritanischen Cavalier“. Als Dichter, Kritiker, und Beurtheiler politischer und sozialer Verhältnisse hat er ein ungewöhnliches Talent und einen starken Geist gezeigt; aber er besaß sich nur zu häufig mit den herrschenden Schulansichten und literarischen Strömungen des Tages im Widerspruch. Bei alledem war Dana's Natur friedlich und literarischen Streitigkeiten abgeneigt; die Wahrheit ging ihm über Alles und er siegte auf Opposition, weil er über Poesie, über Kunst und Philosophie seine eigenen festen Grundsätze hatte, die mit den ländlichen Ansichten nicht immer harmonirten.

Dana's Naturschilderungen in Prosa und Poesie sind so lebhaft, so realistisch wahr, daß man die von ihm dichterisch dargestellten Scenerien in Wirklichkeit vor sich zu sehen glaubt. Aber auch in der Schilderung der Charaktere ist er meistens glücklich, und wenn er Handlungen zur Auseinandersetzung bringt, so fehlt ihm weder die poetische Kraft, noch die ästhetische Wärme. Als Probe seiner Dichtungswise mögen nachstehende Strophen aus: „The Buccaneer“, einer der gelungensten Schöpfungen seiner Phantasie, hier einen Platz finden. Diese Dichtung, welche eine Schiffssage von den Nenengland-Küsten des atlantischen Oceans zum Gegenstand hat, ist von Ernst Otto Höpp ziemlich gut in's Deutsche übersetzen worden*). Die einleitenden fünf Strophen lauten verdeutscht also:

„Neun Meilen fort das Eiland liegt.
Entlang dem öden Klippenstrand
Des Meeres Sprühshaum donnernd fliegt
Am Felsen, am nackten Sand.
Kein Laut des Lebens: nur den freischend hellen
Ausschrei der Vögel hört man weithin gellen.“

*) Vergl. „Unter dem Sternenbanner“. Streifzüge in das Leben und die Literatur der Amerikaner, von Ernst Otto Höpp. Bromberg, F. Fischer; 1877. S. 219—249.

Doch wenn die Woge schimmernd ruht,
Sanft eingelullt, leiswollend träumt,
Dann fügt am Ufer auf der Fluth
Die schwarze Ente, roth umsäumt.
Wie still, wie schön! Kaum schallt zu dir das Klingen
Der Wellchen, die an's Ufer schwelend dringen.

Das grüne Inselthal entlang,
Wo froh der Bach hernieder rauscht,
Er tönt der Sonntagsglocken Klang,
Dem Baum und Trift tiefschweigend lauscht;
Dazwischen schallen blöckend hell die Stimmen
Der Heerden, die den Felsenhang erklimmen.

In Tagen, die vergangen lang',
Erscholl ein anderer Ton am Riff,
Kein Glockentoll, kein Heerdenjang,
Vom Räuberschiff manch heller Pfiff,
Und wüster Jubel, dicht am Strandgut lagen
Die Leichen derer, die man schnöd' erschlagen.

Voll süßen Friedens schlummernd liegt
Das Eiland nun im Sonnenlicht,
Von frommen Liedern eingewiegt,
Von stilem Glück manch' Auge spricht,
Von Himmelsseggen, reicher Erdewonne, —
Komm', herh', wie's einst dem Bösen abgewonnen!"

Nach dieser kurzen Einleitung schildert nun Dana in ergreifender Weise das Leben und Treiben des verwegenen Seeräubers Matthäus Lee. Derselbe kam einmal auf seinen Kreuz- und Quersfahrten nach Spanien, als dasselbst ein gewaltiger Bürgerkrieg tobte. Eine reiche, junge Spanierin, deren Geliebter im Kampfe für die Freiheit gefallen war, fasste den Entschluß, „mit Gut und Geld und reichem Dienertrosse“ nach Amerika auszuwandern, selbst ihr Lieblingspferd nahm sie mit sich. Sie vertraute sich Matthäus Lee an, den sie zufällig kennen gelernt und der sich ihr „mit heuchelnd falschem Angesicht“ als ein zuverlässiger Seefahrer vorgestellt hatte. Als sie das hohe Meer erreicht haben, beschließt Lee mit seinen Genossen die Ermordung der jungen Dame mit allen ihren Dienern. Es ist eine grausige Nacht, der Sturm heult und das Schiff fliegt pfeilschnell über die schäumenden Wogen

dahin. Die Dienerschaft ist bereits den Streichen der Mörder erlegen, die junge Spanierin selbst aber eilt auf's Verdeck des Schiffes, und da sie keine Rettung sieht, springt sie in's Meer.

„Ein Klatschen aus der Fluth, ein gurgelnd Schallen —
Und weiter rauschend dumpf die Wogen wallen.“

Lee, der manchen Kampf bestanden, manche Unthat vollbracht, fühlt über sein jüngstes Verbrechen heftige Gewissensbisse. Gespensterhaft ging er umher, das Bild des unglücklichen Mädchens stand ihm stets und überall vor Augen.

„Und als sie ging, man hört' sie kaum,
Sie sprang und schwand, kein Ton, kein Klang!
Sie zog vorbei — ein Geistertraum!
Und höret ihr der Fluth Gesang?
Herrnieder sprang sie in die kalte Tiefe,
Und immer ist's, als ob sie leis mich riefe.“

Außer den reichen Schäzen wird Alles, was an die Unthat erinnern kann, in's Meer geworfen, selbst das Lieblingspferd der unglücklichen Spanierintheilt dieses Los. Allein das treue Roß hält sich lange oben, „sein Auge leuchtet Höllengluth“, dann sinkt es mit einem grauenhaften Klagegeschrei in die Tiefe. Die Seeräuber kommen nun bald nach dem eben geschilderten Eilande hin, wo Lee als König herrscht. Ein wildes, zügelloses Leben beginnt, aber Lee ist nicht mehr der alte; nicht Spiel, nicht Trinkgelage können seine innere Unruhe dämpfen.

Wenn es Mitternacht geworden, treibt es ihn an den Meeresstrand, und dort sieht er, umwogt von Feuerglüthen, ein Geistertrotz dem Meer entsteigen. Dies Schreckphantom wiederholt sich dreimal; beim dritten Male fühlt er sich wie durch Zaubermacht gezwungen, das Roß zu besteigen.

„In's Meer hinab vom Fels es springt,
Und langsam zieht es durch die Nacht,
Verzweifelnd Lee die Hände ringt,
Umsonst! ihn hält des Baubers Macht.
Er hebt den Arm, er strebt in eitem Ringen,
Und weiter sieht den Feuerschein man bringen.“

Den Pfad erhellt des Lichtes Gluth,
 Er reitet in das Meer hinein,
 Und dunkel rauscht um ihn die Fluth —
 Vorbei! — Wer wird sein Retter sein? —
 In Finsterniß vergehn die Schimmerpfade —
 Du Mann des Fuchs, daß Gott der Herr dir gnade! —

Getilgt ist seiner Sünde Spur,
 Den Flecken wusch die Welle fort;
 Im Sternschein lacht die Himmelsflur,
 Im Friedenslicht strahlt Süd und Nord.
 Der Mondstrahl läßt im Schlaf die wilden Wogen —
 O, sagt mir an, wohin ist Lee gezogen?"

Dana's Sprache ist gewählt; er kleidet seine Gedanken in eine so kurze und knappe Form, daß es fast unmöglich erscheint, sie noch präziser wiederzugeben. Ein einziges Wort reicht oft aus, eine Idee vollkommen klar zu machen. Dennoch fehlt der Dana'schen Muse etwas; ihrer ergrifenden Kraft fehlt nicht selten die gefällige Form, der Reiz der Melodie. Fast scheint es, als wenn der Dichter absichtlich seinen Versen den Wohlklang versagen wollte, welchen er seiner Prosa mit Leichtigkeit verliehen hat. In den Gedichten jedoch, in welchen Dana den tiefen Ton des Gefühls anschlägt, zeigt er, daß er wohl im Stande ist, auch in gebundener Rede seine Gedanken und Empfindungen in eine melodische Form zu gießen. Dies ist z. B. der Fall bei: „The Dying Raven“ und „The Little Beach-Bird“; das letztere Gedicht: „der kleine Strandvogel“, lautet im Original also:

„Thou little bird, thou dweller by the sea,
 Why takest thou its melancholy voice,
 And with that boding cry
 Along the breakers fly?
 O, rather, Bird, with me
 Through the fair land rejoice!

Thy fitting form comes ghostly dim and pale,
 As driven by a beating storm at sea;
 Thy cry is weak and scared,
 As if thy mates had shared
 The doom of us: thy wail, —
 What doth it bring to me?

Thou call'st along the sand, and haunt'st the surge,
 Restless and sad; as if, in strange accord
 With the motion and the roar
 Of waves that drive to shore,
 One spirit did ye urge, —
 The Mystery, — the Word.

Of thousands, thou, both sepulchre and pall,
 Old Ocean! A requiem o'er the dead,
 From out thy gloomy cells,
 A tale of mourning tells, —
 Tells of man's woe and fall,
 His sinless glory fled.

Then turn thee, little bird, and take thy flight
 Where the complainant sea shall sadness bring
 Thy spirit never more;
 Come, quit with me the shore,
 And on the meadows light,
 Where birds for gladness sing!“

Der melancholische Ton, der auch in diesem kleinen Gedichte wiederklängt, ist gesäuftigt und hat nichts mit jenem blasirten Weltschmerz und jenem Pessimismus gemein, der nur zu oft einem rassirirten und versteckten Egoismus entspringt. Hier, wie fast überall bei Dana, selbst im „Bucannier“, fehlt das versöhnende Element nicht; er lässt den klagenden Strandvogel ein, die sturmgepeitschte, öde Küste und den alten Ocean, der „Grab und Wahrtuch“ zugleich von Tausenden ist, zu verlassen und mit ihm nach den blumigen Wiesen zu ziehen, wo Frohsinn herrscht und munterer Gesang erschallt. So bricht durch die düstern Wolken der Trauer und des Schmerzes, die seine Phantasie drehend aufsteigen ließ, zur rechten Zeit erwärmt und belebend das Sonnenlicht der Freude.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß auch Dana's Sohn, Richard Henry Dana jun., der in Boston als angesehener und vielbeschäftiger Rechtsanwalt lebt, sich als Schriftsteller rühmlichst bekannt gemacht hat, namentlich durch die im Jahre 1840 erschienene Erzählung „Two Years before the Mast“. Dies Buch, welches in höchst spannender Weise das Seeleben schildert, hat nicht nur in Amerika, sondern auch in England großen Beifall gefunden und wird den bekannten Schiffss-

novellen von Capitain Marryat ebenbürtig an die Seite gestellt. Außerdem hat Richard H. Dana jun. noch verschiedene werthvolle Bücher über See- und Handelsrecht, sowie über Sitten und Gebräuche im See- und Kaufmannsleben geschrieben.

John Greenleaf Whittier, der Quäkerdichter.

Obschon wenig über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt, wird John Greenleaf Whittier doch von vielen Kennern der amerikanischen Literatur zu den bedeutendsten aller jetzt lebenden Dichter der Vereinigten Staaten gezählt. Und in der That, wenn die Tiefe der Empfindung, Keuschheit der Phantasie, inniges Verständniß für die Schönheiten der Natur, glühende Liebe zur Freiheit, Sympathie für die Unterdrückten, Kraft des Ausdrucks mit Milde gepaart und charaktervoller Edelmuth einem Manne das Recht verleihen, der Zahl der gottbegnadeten Dichter beigerechnet zu werden, so kann John G. Whittier dies Recht nicht abgesprochen werden. „Er besitzt,“ wie Erwin P. Whipple sich ausdrückt, „jene Kraft, jene Wahrheitsliebe und männliche Charakterstärke, welche die lästigen Formen des gewöhnlichen, die Freiheit des Geistes nur zu oft in Fesseln schlagenden Herkommens zerbrechen; er ist durchaus Amerikaner, seine natürliche Energie und sein unabhängiger Sinn finden in seinen Dichtungen einen mächtigen Wiederhall und verleihen denselben eine Anziehungskraft, wie sie den Werken großer Dichter eigen ist. Seine Muße schlägt oft einen rauhen, fast kriegerischen Ton (a rude, martial tone) an, und seine Lyrik ist der reinste Erguß einer nach Freiheit dürstenden Seele.“

John G. Whittier wurde am 17. December des Jahres 1807 (nicht 1808, wie S. Austin Allibone, dem Andere, z. B. E. O. Hopp, gesagt sind, in seinem sonst sehr werthvollen Werke: „A Critical Dictionary of English Literature and British and American Authors“ angibt) in einem kleinen Farmerhause am nördlichen Ufer des Merrimack-Flusses zwischen den Städtchen Amesbury und Haverhill, im Staate Massachusetts, geboren. Seine Eltern, sülle und anspruchslose, aber

fleißige Landleute, gehörten einer Quäkersekte, der sogenannten „Society of Friends“, an und erzogen auch ihre Kinder in diesem Glauben. Der junge Whittier genoß den ersten Schulunterricht in einer benachbarten Districtsschule und half seinem Vater bei dessen ländlichen Arbeiten. Das Landleben stärkte seine anfänglich nur schwache Gesundheit, während sein Geist sich gern einer stillen und sinnigen Betrachtung der ihn umgebenden Natur hingab. Ein einjähriger Aufenthalt auf einer lateinischen Schule erweiterte seine Kenntnisse, und in seinem achtzehnten Lebensjahre verfasste er sein erstes Gedicht, „die See“ (the Sea) betitelt, welches in einem von dem bekannten Emancipationisten William Lloyd Garrison zu Newburyport herausgegebenen Blatte veröffentlicht wurde. Die ersten Verse dieser Jugenddichtung verrathen schon den späteren Meister, sie lauten also:

„Unfathomed deep, unfettered waste
Of never ending waves!
Each by its rushing follower chased
Through unillumined caves,
Beneath the rocks, whose turrets rude,
Even since the birth of Time,
Have heard, amid their solitude,
The billow's ceaseless chime.“

Durch verschiedene literarische Beiträge, die er während eines thätigen Aufenthalts auf der väterlichen Farm in mehreren Journalen zum Abdruck brachte, hatte er sich in seinem zwanzigsten Jahre bereits einen solchen Ruf erworben, daß er 1827 die Redaction des in Boston erscheinenden „American Manufacturer“, eines den Schutzzoll verteidigenden Blattes, angetragen erhielt. Allein schon nach ungefähr zwei Jahren gab er diese Stellung auf, um mit George D. Prentice die Leitung der im Verlag von John J. Phelps in der Stadt Hartford erscheinenden „New-England Weekly Review“ zu übernehmen. Aber das Redactionsleben sagte ihm nicht besonders zu, und so kehrte er schon im Jahre 1831, nachdem er das Leben und Treiben in der großen Welt kennen gelernt hatte, wieder auf das kleine Landgut seines Vaters zurück. Hier verarbeitete er in ländlicher Abgeschlossenheit und nicht gestört durch den lauten Lärm des Stadtlebens die in den letzten Jahren gewonnenen Eindrücke. Er besorgte die Herausgabe seiner „Legenden

von New-England" (*Legends of New-England*), die theils in Prosa, theils in Versen abgesetzt waren, so wie einige andere Dichtungen, und vertrat während der Jahre 1835 und 1836 seine Heimath in der Legislatur von Massachusetts.

In dem letzten genannten Jahre schrieb er ein längeres lyrisch-episches Gedicht, „Mogg Megone“, in welchem er die schweren Kämpfe schildert, welche die ersten Kolonisten von Neuengland mit den Indianern zu bestehen hatten. In anderen Dichtungen, namentlich in „Cassandra Southwick“, geiselt er die fanatische Grausamkeit, mit welcher die Quäker von den Puritanern um des Glaubens willen verfolgt wurden. Mit echtem Freimuth trat er hier gegen jedes religiöse Papstthum, gegen jede Gedankenmonarchie auf religiösem Gebiete auf und vertheidigte die Gewissensfreiheit unter allen Umständen; wenn aber diese poetischen Schilderungen sich auch durch einen großen naturgetreuen Realismus auszeichnen, so leiden sie doch andererseits an einer gewissen Härte und Unvollendetheit in der Form, wodurch ihrem dichterischen Werthe unzweifelhaft großer Abbruch gethan wird.

Das Jahr 1836 bezeichnete übrigens in Whittier's Leben einen Wendepunkt. Er war schon seit 1832 ein entschiedener Gegner der Negerklaverei und hatte sich den Emancipationsbestrebungen angeschlossen, die von Benjamin Lundy, William Lloyd Garrison, unserem Landsmann Karl Follenius u. A. in's Leben gerufen worden waren. Unter solchen Umständen zögerte er nicht, die ihm im Jahre 1836 angetragene Sekretärstelle bei der „Amerikanischen Anti-Slavereigefellschaft“ (American Anti-Slavery-Society) anzunehmen; er siedelte nach Philadelphia über und besorgte dort vier Jahre hindurch die Herausgabe der abolitionistischen Zeitung „The Pennsylvania Freeman“. Glühende Freiheitsliebe und edler Zorn gegen die Unsitthlichkeit der Sklaverei verleihen vielen seiner Gedichte, die um diese Zeit entstanden, eine Schärfe, die bewundernswert ist, weil sie nicht die Grenzen der Schönheit überschreitet und in ungezügelte Bitterkeit ausartet. Seine Verse gleichen oft Pfeilen, welche die Sklaverei und deren Vertheidiger mitten ins Herz treffen müssen. Es war damals die Zeit, wo die Sklavenhälter des Südens der Union allmächtig waren und im Congreß zu Washington City hochbegabte Männer, z. B. einen John C. Calhoun,

als Vertreter hatten. Zu den übermächtigsten und stolzesten Sklavenbaronen zählte auch ein gewisser Mc Duffie, Gouverneur von Südkarolina; gegen ihn schleuderte Whittier ein von Hohn und Haß erfülltes Gedicht, dessen Anfangsstrophen also lauten:

„King of Carolina, hail!
Last champion of Oppression's battle,
Lord of rice-tierge and cotton bale,
Of sugar-box and human cattle!“

Noch bevor Whittier die Herausgabe und Redaction des „Pennsylvania Freeman“ aufgab, veröffentlichte er eine Sammlung von Balladen; im Jahre 1840 aber zog er sich nach Amesbury zurück und führte daselbst, mit geringen Unterbrechungen, bis heute ein stilles, nur seinen Studien und seiner Muße gewidmetes Leben. Diese seine Zurückgezogenheit von dem Geräusche der Welt hat ihn indes niemals gehindert, mit größter Theilnahme und Aufmerksamkeit den politischen und socialen Entwicklungsgang seines Vaterlandes zu verfolgen. Von Zeit zu Zeit ließ er seine Dichterstimme erschallen, bald verföhrend und ernüthigend, bald ernst mahnend und zürneud; und die ganze Union lauscht stets ehrfurchtsvoll den Worten des Mannes, den der Volksmund längst als den „Quäkerdichter“ oder den „Eremiten von Amesbury“ bezeichnet hat. Ständige Beiträge lieferte Whittier vorzüglich der freisinnigen „National Era“ und der „Atlantic Monthly“. Der Spott und Hohn, den Edgar A. Poe 1841 in der Schrift „Autographs of Authors“ über ihn ausgoß, hat ihn in der Achtung und Liebe seiner Landsleute in keiner Weise herabgesetzt. Dies beweist am besten die rege Theilnahme, welche sich an seinem siebzigsten Geburtstage, am 17. December 1877 in der ganzen Union, vorzugsweise aber in Boston, fand. In letzterer Stadt fanden sich nämlich an diesem Tage aus allen Theilen der Vereinigten Staaten hervorragende Schriftsteller, Dichter und Gelehrte ein, um an einem Festessen theilzunehmen, welches die Eigentümer und Herausgeber der Monatsschrift „The Atlantic Monthly“, die zu den besten transatlantischen Zeitschriften zählt, zu Ehren ihres alten, verdienstvollen Mitarbeiters veranstaltet hatten. Whittier hatte es zuerst abgeschlagen, bei dieser Feier zugegen zu sein, weil er es nicht liebe, sich „zum Löwen des Tages“ zu machen; schließlich hatte er aber

den Bitten der Freunde nachgegeben und war gekommen. Zu den Festgenossen zählten Emerson, Longfellow, Holmes, Howells, Stoddard, Cranch, Whipple, Charles Elliot Norton, Edgar Hawcott, G. P. Lathrop, Professor G. W. Green, John Weiss, Charles Dudley Warner, J. R. Osgood, Professor J. B. Greenough, Edward Abbott, John Trewbridge und viele Andere; zu denen aber, die durch dringende Geschäfte abgehalten waren, persönlich zu erscheinen, die jedoch durch Briefe oder eingesandte Gedichte ihre volle Sympathie für den Jubilar ausdrückten, gehörten u. A.: Bayard Taylor, William C. Bryant, E. C. Stedman, Francis Parkman, David A. Wells und J. J. Piatt. Bayard Taylor sandte ein ergreifendes Gedicht, in welchem er Whittier als „den reinen Apostel der Freiheit und des Rechtes“ pries. Auch die „Literary World“ brachte dem „Eremiten von Amesbury“ ihre Huldigung zu dessen siebzigsten Geburtstage dar, indem sie in einer Festesnummer eine ganze Reihe von Gratulationsgedichten und herzlichen Festgrüßen veröffentlichte, deren Verfasser zu den bedeutendsten amerikanischen Dichtern und Schriftstellern gehören.

Es möge uns jetzt noch vergönnt sein, in chronologischer Reihenfolge außer den bereits genannten die hauptsächlichsten Productionen Whittier's kurz aufzuführen. Wir beginnen mit den in gebundener Nede verfaßten Werken.

Hier sind zunächst seine im Jahre 1845 erschienenen „Weisen meiner Heimath“ (*Lays of my Home*) zu nennen. Seine sonstige wilde Leidenschaftlichkeit und Rauhheit tritt in diesen Gedichten sehr in den Hintergrund; dieselben zeugen vorzugsweise von der warmen Freundesliebe und der tiefreligiösen Sittlichkeit und Frömmigkeit, durch die sich der „Quäkerdichter“ in so hohem Grade auszeichnet. Zu den besten Dichtungen in dieser Sammlung möchten wir folgende zählen: „Lines on the Death of Lucy Hooper“, „Raphael“, „Massachusetts to Virginia“, „Memories“ und „Follen“. In dem letzgenannten Gedichte feiert er das Andenken seines Freundes und Mitschreibers gegen die Sklaverei, Karl Hollenius¹, der bekanntlich bei dem Brande eines Dampfschiffes zwischen New-York und Boston sein Leben verlor. Das Gedicht „Raphael“ ist von E. C. Hopp in's Deutsche übertragen; wir lassen daraus folgende Strophen folgen:

„Vergessen werd' das Bild ich nicht;
Ein Strahl vom späten Herbstestag,
Ein duft'ger Schein, ein trüm'risch Licht
Auf Raphael's Bildniß prächtig lag.

Da senkt' ihr göttlich Angesicht
Die Mutter nieder zu dem Kind,
Das liebevoll ihr Arm umfließt,
Drin beide, Sohn und Heiland, sind.

Ein schlichter Stich, die Stirn umkränzt'
Der Kindheit lockig Wellenhaar,
Wie frisch die Lippe schwelend glänzt',
Die Wange rein und morgenstar.

Der Fornariua hold Gesicht
Nicht freundlich dem Geliebten zu,
Ein Abglanz liegt vom Engelslicht
Auf ihrer Züge klarer Ruh.

Wie misde Ruh' die Schläf' umwob!
Ich sah des innern Geistes Schein,
Es war, als wenn vor mir sich hob
Die Höll' von einem Heil'genschein.

Und ob das Bild gemacht verzog,
Die Lehre blieb mir eingeprägt,
Die mit den Schatten nicht verflog,
Die tief mein innerst Herz bewegte:

Sein Aug' auf mich zu fallen schien,
Es wirkte die gemalte Hand,
Wie Wollenschleier geh'n und zieh'n,
Verschob sich meines Zimmers Wand.

Wir formen selber Leib und Lust
Und Furcht vor uns'rem Zukunftsstein;
Das Saatkorn liegt in jeder Brust
Für Dunkel oder Sonnenchein.

Um ihren Meister traten her
Die Wunder, die sein Pinsel schuf,
Ein reiches Gottgedankenheer,
Unsterblich wie sein hoher Ruf.

Wir weben selbst für jene Welt,
Die Farben reicht des Lebens That;
Es erntet auf dem Schicksalsfeld
Eiu Jeder, wie er streut die Saat."

Einen kräftigeren Ton schlagen seine „Stimmen der Freiheit“ (Voices of Freedom) und seine „Arbeitsgesänge“ (Songs of Labor) an, von denen die ersten im Jahre 1849, die letzteren 1850 im Druck erschienen. Einen mehr elegischen Charakter tragen die unter dem Titel „Die Kapelle der Eremiten“ (The Chapel of the Hermits) zusammengestellten Gedichte, während „A Sabbath Scene“ einen rührenden Beitrag zur Geschichte der Sklaverei in Versen liefert; beide Sammlungen wurden im Jahre 1853 zuerst veröffentlicht. Durch sinnige Naturbetrachtung und Liebe zur Heimat zeichnen sich die Gedichtsammlung „The Panorama“ (1856) und die „Home Ballads“ (1860) aus.

Während des Secessionskrieges schwieg selbstverständlich Whittier's Muse nicht, wie seine im Jahre 1863 unter dem Titel „In War Time“ erschienenen Lieder beweisen, die zwar voll hoher Kraft sind und eine feurige Freiheits- und Vaterlandsliebe bekunden, andererseits aber wegen der vielen unreinen Reime und wegen eines, theilweise wenigstens ganz

mählosen Bornes gerechten Tadel hervorgerufen haben. Zu den bessern Gedichten dieser Liedersammlung gehören u. A. „Barbara Frietchie“ und „Eine feste Burg ist unser Gott“. In dem ersten dieser beiden Gedichte, welches von Freiligrath in dessen Sammlung englischer Gedichte „The Rose, Thistle and Shamrock“ aufgenommen ist, wird in ergreifender Weise die muthvolle Vertheidigung des sternbesäten Unionsbanners durch die alte Barbara Frietchie gefeiert, als die südlichen Rebellen unter Stonewall Jackson in der in Maryland gelegenen Stadt Fredericksburg ihren Einzug hielten. Dieses Gedicht hat, wie von glaubwürdiger Seite hier versichert wird, in ganz besonderem Grade auch den Beifall des Kaisers von Brasilien gefunden. Das zweite Gedicht, welches die deutschen Lutherworte „Eine feste Burg ist unser Gott“ nicht nur als Ueberschrift trägt, sondern auch nach Inhalt und Form ganz in Luther'schem Geiste abgefaßt ist, wurde unter dem niedergehenden Eindruck gedichtet, den die energiöse, halb verrätherische Kriegsführung des Obergenerals Mc Clellan gegen Ende des Jahres 1861 auf alle treuen Unionssleute hervorbrachte. Wir geben daraus die erste und letzte Strophe:

„We wait beneath the furnace-blast The pangs of transformation : Not painlessly doth God recast And mold anew the nation. Hot burns the fire Where wrongs expire ; Nor spares the hand That from the land Uproots the ancient evil.	Then let the selfish lip be dumb, And hushed the breath of sighing : Before the joy of peace must come The pains of purifying. God give us grace, Each in his place To bear his lot; And, murmuring not, Endure and wait and labor !
---	--

In diesem Gedichte kommt in glänzender Weise das feste Gottvertrauen und die unbeugsame Willenskraft Whittier's zum Ausdruck. Die Schlußworte „Harre aus und dulde und kämpfe“ faulden in den Herzen der braven Unions- und Freiheitskämpfer den lautesten Wiederhall, denn sie trösteten und stärkten zugleich. Schließlich trug ja dann auch die Sache der Union und der Freiheit den Sieg davon.

Unter den weiteren Gedichtsammelungen und Gedichten Whittier's nennen wir hier noch kurz folgende: „National Lyries“ (1865), „Snow-Bound“, eine liebliche Winteridylle (1866), „The Tent on Doehn, Amerik. Poesie.

the Beach“ (1867), „Among the Hills“ (1868), „Ballads of New-England“ (1869) und die treffliche, auf eine wirkliche Begebenheit Bezug habende Dichtung „Maud Miller“ (s. Anhang). Von Whittier's neuesten Gedichten verdienen noch erwähnt zu werden: „The Eternal Goodness“ (1871), „John Underhill“ (1873), worin eine Begebenheit aus der ersten Colonialzeit von Massachusetts geschildert wird, und das einem indischen Gedichte nachgebildete „Giving and Receiving“ (1875), welches die Undankbarkeit als eine der größten Untugenden hinstellt. Zu den besten Centennialgedichten des Jahres 1876 gehört eine die Weltausstellung in Philadelphia feiernde Ode (s. Anhang).

Unter den Prosawerken Whittier's sind die nachstehenden der Erwähnung wert: „Der Fremde in Lowell“ (1845), „Der Supranaturalismus in Neuengland“ (1847), „Leaves from Margaret Smith's Journal“ (1849), Schilderungen aus der früheren Zeit Neuenglands enthaltend, „Alte Gemälde und moderne Skizzen“ (1850), dies sind 10 Biographien, die zuerst in der „National Era“ erschienen, endlich „Vermischte literarische Skizzen“ (1854).

Charakteristisch für Whittier ist ein Brief, den er am 5. Mai 1872 an ein bostoner Blatt: „The Boston Transcript“, richtete und worin er seine Stellung zu dem ebenso freisinnigen wie hochgeachteten, jetzt aber nicht mehr unter den Lebenden weilenden Bundes senator Charles Sumner näher definierte. Sumner hatte nämlich in dem genannten Jahre, wo Karl Schurz, Lyman Trumbull und viele andere hervorragende Männer die Wiedererwählung von U. S. Grant zum Präsidenten der Vereinigten Staaten bekämpften, im Bundesrat eine äußerst scharfe Rede gegen Grant gehalten und sich dadurch den bittersten Tadel seitens vieler Mitglieder der republikanischen Partei zugezogen. Die genannte bostoner Zeitung hatte auch Whittier zu denen gezählt, die für Grant und gegen Sumner Partei ergriffen hätten; in Bezug hierauf lässt sich nun der Dichter also vernehmen: „Ich finde in dem „Evening Transcript“ eine Notiz, die angeblich meine Meinung über die jüngste Rede des Senators Sumner wiedergibt. Meine Ansichten in dieser Angelegenheit sind für das große Publikum von geringem Werthe; wenn sie aber einmal veröffentlicht werden sollen, so werde ich dies selbst thun. Es hat durchaus kein Wechsel meiner Ansichten über

den Senator Sumner stattgefunden. Ich habe seine vielen und großen Verdienste um die Sache der Freiheit, um das Wohl des Landes und der ganzen Menschheit nicht vergessen. Ich kenne ihn wohl. Dreißig Jahre hindurch stand ich Seite an Seite mit ihm, und es ist mehr als ein bloßes Missverständniß (a mistake) seinerseits nöthig, um mich zum Verlassen eines alten Freundes zu zwingen. Ich gestehe, daß ich mit einem gewissen Unwillen bemerk't habe, wie Leute, deren Republikanismus sich vornehmlich in der Fertigkeit (readiness) offenbart, mit der sie einen durch andere Männer in einer großen Sache gewonnenen Sieg ausbeuten, einen Mann verleumden, beschimpfen und herabsetzen, dessen Sittenreinheit, Wissen und Kenntnisse ihnen ein steter Ärger ist. Ich bin kein blinder Verehrer des Senators Sumner oder irgend eines andern Menschen. Ich bin darauf gesetzt, Fehler und Mängel zu sehen, und es betrübt mich, wenn die, welche ich liebe und achte, Mißgriffe thun. Ich bedaure die letzte Rede Sumner's, da sie ihn dem Vorwurfe eines persönlichen Nachgefühls aussetzt und weil sie, nach meiner Ansicht, in ihrem ganzen Tenor zu bitter und zu streng ist. Die Republikaner von Massachusetts mögen und werden vielleicht mit den Schlussfolgerungen jener Rede nicht übereinstimmen und dies in der Presse und an der Wahlurne fundthülin, aber sie haben durchaus keinen Grund, die Reinheit von Sumner's Charakter in Zweifel zu ziehen und ihm vorzuwerfen, daß er eins der großen Principien verrathen habe, die er stets in so edler Weise verfochten und für die er als ein Märtyrer gelitten hat." Dieser Brief ist ebenso ehrend für Sumner wie für Whittier und stellt die Freundestreue und den Charakter des letztern in das hellste Licht.

Fassen wir unser Endurtheil über Whittier als Dichter und Mensch in wenigen Worten zusammen, so möchten wir mit William Ellery Channing sagen: „Seine Poesie dringt aus seiner Seele hervor mit dem Feuer und der Kraft eines alten Propheten; und seine edle Einfachheit wie sein biederer Charakter gewinnen ihm die Achtung und Liebe Aller, die ihn kennen.“ Er ist ein Repräsentant des amerikanischen Freiheitsgeistes in dessen reinster und idealster Gestalt; durch seine Schriften, wie durch sein ganzes Leben zieht als leitender Gedanke: Kampf gegen Unterdrückung in jeder Form, Ringen gegen Knechtshaft auf jedem Ge-

biete des menschlichen Thuns und Schaffens. Wenn er öfter fehlgreift in der Form und wenn sein Eifer für das, was er für gut und recht hält, hier und da zu weit geht, so entschädigen dafür die Originalität seines Geistes, die Reinheit seines Wollens und die Lauterkeit seines Strebens.

Anhang.

Maud Müller.

(Übersetzt von F. O. Höpp.)

Maud Müller an einem Sommertag
Reichte das Heu am grünen Hag.

Unter dem ärmlichen Hut, wie glüht'
Ihr Antlitz, das froh im Jugendschein blüht'!

Singend schafft sie, ein Echo erklang
Der Drossel, die fern am Waldessaum sang.

Doch wenn ihr Blick zur Stadt sich wandt',
Die weiß vom Hügel schaut' in's Land,

Erstarb ihr Lied, ein leiser Schmerz,
Ein namenlos Sehnen erfüllt' ihr Herz,

Ein stiller Wunsch, eine heimliche Lust
Nach etwas Besser'm zog in die Brust.

Der Richter ritt langsam, in sich gelehrt,
Und streichelte lässig sein nussbraunes Pferd.

In den Schatten des Apfelbaums lenkt' er beiseit'
Sein Ross und grüßte die muntere Maid.

Und bat um 'nen Trunk aus dem frischen Quell,
Der über die Wiese murmelte hell.

Sie bog sich zur rieselnden Quelle hin
Und füllt' ihm den runden Becher von Zinn.

Erröthend gab sie's und schaut' zur Seit'
Auf den nackten Fuß und das dürtige Kleid.

„Wiel Dank!“ sagt' der Richter, „mein Leben lang
Ward nie mir bescheert ein süßerer Trank!“

Er sprach vom Gras, von Blüthen und Baum,
Wo die Bienen summten im Sommertraum,

Er sprach vom Heuen, vom Wetterstand,
Ob Regen wohl brächte die Wolkenwand.

Und Maud vergaß, auf ihr Kleid zu schau'n,
Auf die nackten Knöchel so zierlich und braun.

Sie sah, wie sein Auge auf ihrem ruht',
So sonderbar ward ihr, so wohl zu Muth.

Doch endlich sein Roß er weiter trieb,
Wie Einer, der gern noch länger blieb'.

Maud Müller seufzte aus Herzensgrund:
„O wär' ich des Richters Braut zur Stund'!

In Seide hüllt' er mich kostlich und fein
Und priese mich schmeichelnd beim rothen Wein!

Dann trug' mein Vater von Tuch ein Gewand,
Ein schmunderes Boot hätt' mein Bruder am Strand,

Die Mutter auch kleidel' ich sauber und nett,
Manch neues Spielzeug mein Brüderchen hätt',

Den Hungrigen höte ich Speis' und Trank,
Mich priesen die Armen und sagten mir Dank!"

Der Richter ritt aufwärts und manches Mal
Noch blickt er zurück nach der Maid im Thal.

„Ne' schöne Gestalt und ein süßer Gesicht
Ersah ich im ganzen Leben noch nicht.

Und daß sie bescheiden, verständig und klug,
Ihre schlichterne Rede mir zeigt' es genug.

Ich wollt', sie wär' mein, und ich zur Stund',
Wie sie, ein Hener im Wiesengrund!

Kein Feilschen dann quält' mich um doppeltes Recht,
Kein endloses Hadern und Wortigeschäft,

Nein, Heerdengeläut' und Vogelgesang
Vernehm' ich und lieblicher Worte Klang.

Doch er dacht' an die Schwestern stolz und fast,
Und der Mutter hochmütige, eitle Gestalt,

Und verschloß sein Herz und ritt hindann,
Und Maud stand schweigend im Feld und sann.

Doch staunend vernahm das ernste Gericht,
Wie der Richter summt' ein Liebesgedicht.

Und das Mädchen stand sinnend im grünen Gras,
Bis der Regen fiel auf die Wäbden naß. —

Ein reiches Weib bat er heimgebracht,
Sie lebt' für die Mode, er strebte nach Macht.

Doch oft am Marmorkamin im Schein
Des Herdfeuers fiel ihm ein Bildniß ein,

Und das nussbraune Auge der lieblichen Magd
Hat von lieblicher Liebe ihm schüchtern geklagt.

Und oft, wenn der Wein im Glas ihm geprangt,
Nach dem Trunk aus dem Quell hat ihn leise verlangt.

Und er schloß sein Aug' im Prunkgemach
Und sann den Blumen der Wiese nach.

Und der stolze Mann seufzte in herber Qual:
„O, daß ich frei noch wär' ein Mal!

Frei wie den lästlichen Sommertag,
Da das Mädchen ich traf im Heu am Hag!“ —

Sie freit' einen Mann, der roh und arm,
Und bald umspielt' sie ein Kinderschwarm.

Doch Sorg' und Arbeit zerplagten ihr Hirn
Und gruben die Furchenschrift ein der Stirn.

Und oftmals im Sommersonnenchein
Fiel ihr der Tag, da sie heu'te, ein,

Sie hörte das Murmeln vom kühlen Quell,
Der über die Wiese riefelte hell,

Einen Reiter erblickt' sie am Apfelbaum,
Und er hielt mit dem Roß, es war wie ein Traum.

Sie sah, wie sein Auge auf ihrem geruht,
Und so wohl ward ihr und so weh zu Muth.

Auch kam's wohl, daß statt der Küchenwand
'Ne stattliche Prunkhalle vor ihr stand,

Das Spinnrad ward zum Piano ihr,
Das Talglicht zur Lampe voll Pracht und Zier,
Statt seiner, der schlafrig am Herdfeuer lag,
Murrend und rauchend den langen Tag,
Zur Seit' sich das Bild eines Mannes sie sab,
Und wie gern sie sich müht', denn die Liebe war da!
Dann spannt' sie sich wieder in's harte Joch ein
Und seufzte nur leis: „Es hätt' können sein!“

O weh um den Richter, oh weh um die Maib,
Um Reichtumsqualen und Wirthschaftsleid!

Gott helf' ihnen heid', schenk' Jedem auch Gnad',
Der sich sehnt auf der Jugend verlorenen Pfad!

Nicht Junge, nicht Feder schrieb tiefer uns ein
Ein trüberes Wort: „Es hätt' können sein!“

Doch trägt uns, vor menschlichen Augen versteckt,
Doch die Hoffnung, die süße, die einstens uns weckt!

Zum Leben im Jenseit wälzt Engelshand
Jedwedem den Stein von der Grabeswand! —

19. Hymne für die Größnung der Weltausstellung in Philadelphia im hundertsten Jahr der amerikanischen Unabhängigkeit.

(Übersezt von E. D. Höpp.)

Gott uns'rer Väter, dessen Hand
Zahrhunderte wie Körlein Sand
Entrollen, sieh uns heute hier,
Bereit und frei, gehorsam dir
Zu danken für Vergangenheit,
Voll Hoffnung auf der Zukunft Zeit.

Hier, wo in deines Schutzes Hort
Die Väter sprachen einst das Wort,
Des Echo wiedertönt die Welt,
Wie freier Menschen Kette fällt,
Hier rießen wir ein Friedensheer,
Aus allen Zonen Gäste, her.

Die neue Welt in deinem Geist
Die alte gern willkommen heißt,
Was Kunst und Arbeit froh erschafft,
Enthüll' sich hier in frischer Kraft,
O segne du, was Hirn und Hand
Als Gut der Menschheit neu erfand.

In Eintracht stolz die Flaggen wehn,
Die sonst zum Krieg die Welt gefehn,
O gieb, daß herrlich hier gelingt,
Was Ost und West zusammenbringt,
Der Liebe goldnes Blies beschre'!
Dem Friedens-Argonautenheer!

Wir danken gern für reiche Kunst, Verleih für noch so ferne Zeit
 Dem Nutzen ward zur Braut die Kunst, Uns Frieden und Gerechtigkeit,
 O wahr' uns auch das höchste Gut, Als Wächter unsrer Freiheit seß'
 Der Vätertugend wadern Nutz, Dein ewig wandellos Gesetz,
 Der Ehre Schatz, die niemals stirbt, Gieb, daß von reinem Licht durchglüht
 Und Mannheit, die kein Gold erwirbt. Ein neu Jahrhundert uns erblüht!

Joaquin Miller.

Unter den jüngern Dichtern der nordamerikanischen Union nimmt der bis jetzt in Deutschland noch wenig bekannte Joaquin Miller, dessen eigentlicher Name, wie B. R. Martin in „Shaw's Specimens of American Literature“ bemerk't, Cincinnatus Heine Miller ist, einen hervorragenden Platz ein. Er wird von Ernst Otto Hepp zu der sogenannten californischen Dichterschule gezählt und lenkte in Amerika die öffentliche Aufmerksamkeit zuerst durch eine Reihe von Gedichten auf sich, die er „Gesänge von den Sierren“ (Songs of the Sierras) betitelte. In diesen Gedichten besingt er die wilde Schönheit und die üppige Prachtfülle südlicher Gegenden. Bald schildert er malerische, himmelanstrebende Bergketten, bald kühle, schattige Wälder, durch deren dichtbeblaubte Baumkronen ein geheimnisvolles Rauschen zieht, bald weite, von spiegelklaren Bächen und Flüssen durchströmte Ebenen, auf denen der volle Glanz der Tropensonne ruht, oder auch das lang hinwogende, endlose Meer mit seinen Schrecken und Gefahren. Aber der Dichter begnügt sich nicht mit einfachen Naturschilderungen, er weiß die von ihm besuchten Gegenden auch anziehend und drastisch zu beleben durch Menschen, deren Leidenschaften oft nicht weniger wild sind, als das vom Sturm aufgeregte Meer, und nicht weniger glühend, als die auf sie niederschiezenden Strahlen der Sonne.

Als eine Fortsetzung der „Gesänge von den Sierren“ dürfen die im Jahre 1873 erschienenen „Gesänge aus sonnigen Ländern“ (Songs of the Sun-Lands) angesehen werden. Joaquin Miller schlägt hier nahezu denselben Ton an, den er in der erstgenannten Gedichtsammlung erklingen ließ, nur vielleicht etwas milder, sanfter und reiner. Der goldene Duft südlicher Gegenden durchweht auch diese lyrisch-epischen

Produktionen; und wenn uns in den „Songs of the Sierras“ das „Arizonian“ beritelte Gedicht vorzugsweise als gelungen erscheint, so möchten wir aus den „Songs of the Sun-Lands“ zumeist das längere Gedicht „Die Inseln der Amazonen“ (The Isles of the Amazons) als reich an poetischer Kraft und wunderbarer Farbenfrische bezeichnen. Wie Miller's Landsmann, der Maler *Frederic Edwin Church*, die Andesgegenden mit seltenem Verständniß und glühenden Tinten auf die Leinwand zu zaubern wußte und deshalb in Amerika als der vorzüglichste Maler tropischer Gegenden angesehen wird, so darf Joaquin Miller unzweifelhaft als derjenige unter den amerikanischen Dichtern bezeichnet werden, der es am besten verstand, in volltonenden, oft mit Schluß- und Binnenreimen versehenen Versen die Eigenhümlichkeiten der Tropenwelt zu verherrlichen.

In England haben Joaquin Miller's Dichtungen nahezu ebenso großen Anklang gefunden, wie in den Vereinigten Staaten. Der Dichter liebt es, heißblütige Abenteurer und hinterwäldlerische Kraftgestalten zum Gegenstand seiner Poesie zu machen. Von den Dichtungen dieser Art sind auch einige in's Deutsche übertragen worden, so z. B. „Kit Carson's Ritt“ von John H. Becker, vor nicht langer Zeit in der „Gegenwart“ abgedruckt, und „Mit Walker in Nicaragua“ von Ernst Otto Hopp*). Kit Carson ist einer der bekanntesten jener waghalsigen Hinterwäldler oder „Rangers“, die im „fernen Westen“ (in the far West) sich durch Ertragen unfählicher Mühseligkeiten und Gefahren, sowie durch kühne und blutige Kämpfe mit den Indianern beim amerikanischen Volke einen gewissen Ruhm als „Pioniere der Kultur“ erwarben und fast zu sagenhaften Personen wurden. William Walker dagegen hat in mancher Hinsicht Ähnlichkeit mit den alten Conquistadoren, die mit wenigen verwegenen Genossen auszogen, um sich durch Gewalt der Waffen Reichthum, Ansehen und Macht zu erwerben. Joaquin Miller ist, nach dem genannten Gedichte zu schließen, ein Gefährte W. Walker's auf dessen Eroberungszug nach Nicaragua gewesen. Thatkraft, persönlicher Mut und festes Ausharren können Walker bei

*) Vergl. E. O. Hopp's „Unter dem Sternenbanner“ S. 34 bis 60. Bromberg 1877, F. Fischer.

seinen Unternehmungen gegen Central-Amerika nicht abgesprochen werden; allein von einem höheren sittlichen Streben war bei ihm nicht die Rede. Er war ein Werkzeug der südlichen Sklavenhalter der Union, die ihn als „the gray-eyed Man of Destiny“, als den „Schicksalsmann mit den grauen Augen“, zu bezeichnen pflegten und wiederholt mit Geld, Waffen und Mannschaft unterstützten, bis er endlich auf seinem, alles Völkerrecht mit Füßen tretenden Flibustiergege gegen Honduras im September des Jahres 1860 gefangen genommen und kriegsrechtlich erschossen wurde. Man wird Joaquin Miller nicht darum beneiden, wenn er W. Walker als seines „Lebens Sonne“ als seinen „Leitstern“ und sein „Vorbild“ hinstellt, aber der poetische Werth des Gedichtes „Mit Walker in Nicaragua“ dürfte doch hierunter kaum leiden. Wir lassen als Probe den Anfang und den Schluß des Gedichtes, welches der Freund dem Freunde widmete, in der Uebersetzung von E. D. Hoff nachfolgen:

„O komm mit mir in mein Sonnenland,
In das Land, das ich liebe, wo lustentbrannt
Das Meer sich dem leuchtenden Himmel verband!
Wo die Pinie dem Singen der Fluthen lauscht,
Und die Palme mit Stimmen der Liebe rauscht,
Wo der Weinstock lächt, der Bananenbaum,
Erfüllt mit Propheten, die süßen Traum
Ums künden. O komm und lausche dem Meer,
Das mit freundlichem Gruß seinem Liebsten winkt,
Dem weißen Mond, der vom Blauen her
An den Busen der liebenden Freundin sinkt“.

Nach der verunglückten Unternehmung gegen Nicaragua trennte sich Joaquin Miller von William Walker und ging nach Californien, wo er einige Jahre später durch einen Peon genauere Nachrichten über Walker's Tod erhielt. Die Schlusverse des in Rede stehenden Gedichtes lauten also:

„Ich leg' auf seinen Staub dies Lied, Darein ich traurig, kunslos wob Erinn'rung, die mich heiß durchzieht, Kein Tadel sei's, es sei kein Lob ;	Ich sing' es treulich, frei und wahr, Es mag der Wildniss Sängerschaar Einstimmen aus Bananenzweigen, Auf's fern verlass'ne Grab sich neigen.
--	--

Er ruht allein im fremden Sand
Und ungeschützt vor Sonnenbrand,
Von Allen, die ihn einst verehrt,
Hat Keiner ihm ein Wort bescheert;
Vielleicht war's dies, das fort mich zog,
Sein Grab zu suchen einst bewog,
Das lang vergessen, ungelannt
In Wüsten liegt im Tropenland.

Nicht weit davon ein Palmenbaum
Stand säuselnd leis in süßem Traum,
Auf ödem Platz das Bambusrohr
Sproßt' lippig aus dem Grund hervor;
Im Sumpfsananendickicht saß
Ein regenbogenfarbner Gast
Und hüpf' und sang von Ast zu Ast —
Dort lag er, den die Welt vergaß.

Kein Rasen rings, kein Kreuz, kein
Stein,
Ein Cactus zeigt sein Mal allein,
Der lange Lanzen scharf bewehrt
Wie schützend über's Grab hinkehrt',
Als wollt' er's schirmen vor der Glut;
Er blühte schimmernd roth wie Blut,

Im Ganzen zeigt das zu Walker's Andenken verfasste Gedicht nicht die dramatische Bewegtheit, wodurch sich „Kit Carson's Ritt“ auszeichnet; allein einzelne Stellen sind doch voll drastischer Lebendigkeit, wie z. B. die Kampfescene, welche in einer alten Waldruine vor sich geht und also geschildert wird:

„Mein Feldherr führt' die Trepp hinauf,
Wie stets er führte, muttbewehrt —
Ein Wilder sprang in wildem Lauf
Ihn an mit glänzend blankem Schwert;
Mein Führer wich dem Stoß, in Hast
Das Bowiemesser fest er fasst'
Und bohr' der Brust es tief hinein,
Die Spitze brach am Tempelstein;
Ich sah ihn ächzend taumeln, fallen,
Sein Haupt die Stufen nieder brach,
Ich sah sein rothes Herzblut wassen,

Als sei die Blume, blutumgossen,
Der bleizerhaften Brust entsprossen.
'Ne Muschel hielt ich in der Hand,
Die, rosenroth, am Strand ich fand,
Ich legt' sie auf sein ödes Grab
Und manchen Seufzer mit hinaab —
Er horcht' so gerne, wenn am Meer
Der Sturmwind stöhnte dumpf und
schwer.

O Muschel, sing' und Kling' um ihn,
Wenn Vögel schweigen, Stürme zieh'n,
O hall in Grabestieben nieder
Vom wilden Meer ihm wilde Lieder !

Und schweigend fasstet' ich die Hand
Und beugt' mein Knie im losen Sand
Und senkt' die Augen still hinab
In leisem Beten auf sein Grab.
Er hätt' für mich wohl mehr gethan —
Und doch — was wollt' ich, kommt' ich
mehr?

Fort zog ich am Olivenplan
Und blickte trüb' und stumm auf's
Meer".

Das erste Blut — viel folgte nach,
Und aus des Volkes Häusen sprang
Ein Weib und warf sich auf die Leiche,
Es küßt' die blut'ge, stumme, bleiche,
Mit leise murmelndem Gesang.
Das Volk fiel betend, klagend ein
Und schleppt' den Todten zum Altar.
Aus dunkler Säulenhallen Reih'n
Erschien der braunen Priester Schaar,
Wie Bilder alter Inlazeit,
In weitem, grün-mißfarb'nem Kleid,

Wie Schatten aus vergang'nen Tagen,
Die geistergleich in's Leben ragen,
So war die dunkle Schaar erschienen,
Mit bitt'rem Wort und Zornesmien,
Sie blickte schau, in finst'r Wuth
Zum Todten, auf das belle Blut,
Das reih besprengt die Tempelwand".

Dem oben erwähnten Gedichte „Die Inseln der Amazonen“ liegt jene alte Sage zu Grunde, welche dem Maranon auch den Namen „Amazonenstrom“ verliehen hat. Der Dichter erzählt uns von einem jungen spanischen Ritter, dessen blaue Augen und blonde Haare seine Abstammung von den Gotthen andeuten; auch ihn hatte der Hang zum Wunderbaren und die Liebe zu Abenteuern, welche im 16. Jahrhundert so viele Spanier über den Ocean trieben, nach Amerika gelockt. Nachdem er verschiedene Kämpfe mit den Eingebornen bestanden, sehnte er sich nach einem ruhigern Leben. Da ward ihm die Kunde, daß in den fernen Urvältern, durch welche der Maranon seine Flurhen rollt, ein sonniges Land, bestehend aus mehreren, von den genannten Flüssen gebildeten Inseln, sich befindet. Bevölkert waren diese paradiesischen Inseln nur von Frauen, die still und friedlich lebten, aber jeden Mann tödten, der bis zu ihrem Reiche vorzudringen wagte. Nach einigem Zögern entschloß sich der dem Wundersamen zugeneigte Ritter, jenes den Männern so gefahrdrohende Inselreich aufzusuchen, es möge kosten, was es wolle. Ganz allein wollte er das Abenteuer bestehen; und so machte er sich, nur mit seinem Schwerte bewaffnet und ohne seinen Gefährten ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen, auf den Weg. Viele Tage war er schon gewandert, durch Sümpfe und dichte Wälder sich mühsam mit seinem Rosse Bahn brechend. Da er nicht nur das Schwert zu führen verstand, sondern auch in hohem Grade Meister des Gesanges war, stimmte er oft mit heller, frischer Stimme ritterliche Weisen an. Dies sollte aber einmal nahezu sein Verderben werden. Von seiner Stimme angelockt stürzten plötzlich die wilden Bestien des Waldes über ihn her; bald sank sein treues Ross tot zu Boden und sein Schwert zerbrach nach einem machtvolle geführten Hiebe. Kaum noch Rettung sehend, stimmte er sein Todtenlied an. Was sein Arm und sein Schwert nicht vermocht, das vermochte sein Gesang, der so rührend und doch so machtvoll erklang, daß selbst die wilden Thiere stützen und sich scheuten, ihn ferner anzugreifen. Aber nicht nur die Thiere der Wildnis hatten ihn gehört, auch die

Amazonen, die Bewohnerinnen der von ihm gesuchten Inseln, hatten seine Stimme vernommen und eilten bewaffnet auf leichten Canoes daher, die Unthiere verscheuchend. Sie fanden den Unglücklichen halb ohnmächtig, ganz erschöpft, Thränen in den blauen Augen und die langen blonden Locken wild um die Schultern wallend. So hielten sie ihn für ein weibliches Wesen und nahmen ihn mit sich auf ihre Inseln, wo sie ihn in der freundlichsten Weise pflegten und ihm für seine stark beschädigten Kleider Frauengewänder gaben. Scham erfüllte den Ritter, als er dieselben anzog, aber doch wagte er es nicht, sein Geschlecht sogleich zu offenbaren. Ein offnes Bekennniß hätte ihm ja sichern Tod gebracht. So verging denn die Zeit. Er beteiligte sich an den kriegerischen Spielen der Amazonen und an ihren sonstigen Festlichkeiten. Nicht selten wurde auch gefangen, doch niemals von Liebe zwischen Mann und Frau. Bald aber empfand der jugendliche Ritter eine tiefe Neigung zu der Königin der Amazonen in seinem Herzen aufkeimen; und so geschah es, daß er eines Tages sich zum Singen eines glühenden Liebesliedes hinreißen ließ. Die Amazonen lauschten dem ungewöhnlichen Gesange, der verboten war, und traten näher. Die Königin wurde zuerst zornig und wollte den Einbringling tödten; allein die einschmeichelnden, süßen Weisen fanden den Weg zu ihrem Herzen und stimmten sie milder. Sie vergab dem Ritter als einem Freunden, der die Sitten des Landes nicht gekannt; das Gastrecht war ihr heilig. „A stranger is sacred“, sagte sie, doch erlaubte sie ein ferneres Singen von Liebesliedern nicht. Der Ritter fügte sich gehorsam dem Verbote, aber die Tage gingen nun traurig dahin für Alle. Die Liebe hatte einmal ihren Einzug in die Herzen der Amazonen gehalten und konnte nicht mehr daraus vertrieben werden. Da ertönte eines Morgens das Alarmzeichen. Feinde waren in das Land eingedrungen und drohten dem Frauenstaate Verderben. Aber siehe, diese Feinde waren die Genossen und Landsleute des vermißten Ritters, den zu suchen, sie ausgezogen waren. Statt des Kampfes folgte Friede und Versöhnung und schließlich ein allgemeines Heirathen. Der Ritter führte die Königin heim, seine Freunde wählten deren Unterthaninnen zu ihren Frauen. Das war der Ursprung jenes sagenhaften, blauäugigen und friedlichen Volkes auf den Inseln der Amazonen.

Einer strengern Kritik fällt es nicht schwer, in Joaquin Miller's

Dichtungen Fehler und Mängel zu entdecken. Was zunächst die Form anlangt, so vermißt man hier und da die nöthige Feile; auch kommen störende Wiederholungen vor, welche der sonst so lebhaften Darstellung zuweilen eine eintönige Breite verleihen. Hinsichtlich des Inhalts will uns bedenken, daß der Dichter stellenweise nicht ganz natürlich bleibt, sondern durch künstliche Theatereffekte Wirkungen zu erzielen bemüht ist, die der Natur der Sache nicht ganz entsprechen. Wenn der Sklavenritter und Flibustiercapitän William Walker es kaum verdient, zum gefeierten Helden eines lyrisch-epischen Gedichtes gemacht zu werden, so erscheinen die Thränen in den Augen des Ritters in den „Inseln der Amazonen“ auch gerade nicht sehr heldenhaft, ganz abgesehen davon, daß es schwer begreiflich ist, wie dieser Ritter es möglich macht, sein Geschlecht so lange vor den Amazonen zu verborgen. Allerdings waren es die Thränen, welche der blauäugige Spanier in seiner Noth „wie eine Frau“ (as even a woman) vergoß, die ihn dem Amazonenvölkchen als eine hilfsbedürftige Frau erscheinen ließen; brach doch die zum Beistande eilende Königin in die Worte aus:

„A woman! a woman! ho! help! give a hand!
A woman! a woman! we know by the tears“.

Ein anderes längeres Gedicht, „Am westlichen Meere“ (By the Sun-Down Seas) überschrieben, verräth nicht minder den poetischen Genius Miller's, wie derselbe sich unter den mächtigen Eindrücken der großartigen Natur am Stille Ocean in ursprünglicher Kraft entfaltete. Einige Kritiker behaupten, daß Joaquin Miller deutscher Abkunft sei; und allerdings lassen einige seiner Dichtungen diese Annahme als nicht ganz unbegründet erscheinen. Er selbst läßt sich in dem Gedichte „Mit Walker in Nicaragua“ über seine Herkunft in folgender Weise vernehmen:

„Vom Nordrevier am Stille Meer
Aus Willamette stamm' ich her
Im heidenreichen Oregon,
Des armen Vaters einz'ger Sohn,
Der wen'ge Acker nur bepflügt,
So viel zu Frucht und Korn ge-
nützt,
Und ohne Knechte schafft und gräßt“

„Und einsam mit der Mutter lebt,
Die oft nach ihrem Einz'gen späht
Mit leise murmelndem Gebet,
Der südwärts zog, vom Sturm ver-
schlagen
In seiner Jugend ersten Tagen.
Am Spinnrad dort sie sitzen mag
Und finnt nach mir den langen Tag“

Und starrt voll Hoffnung in die Ferne Und fröhlich jaucht des Hämers Schrei,
 Und säh' das Kind, das einz'ge, gerne, Und auf dem lichten Wiesengrund
 Wenn Wintereis und Schnee vorbei Bergländer blühen, reich und bunt".

Joaquin Miller hat jedenfalls eine wildbewegte Jugendzeit hinter sich; aber die Sturm- und Drangperiode scheint jetzt für ihn vorüber zu sein, er lebt, so viel wir wissen, gegenwärtig im Osten der Union und hat jede Verbindung mit den heißblütigen, catilinartischen Existzenzen, die in den Süd- und Pacificstaaten so häufig zu finden waren und wohl noch zu finden sind und ihn längere Zeit mächtig anzogen, vollkommen abgebrochen.

Das Gedicht „Im Indianersommer“ (In the Indian Summer) glüht gleichsam von den lichten, warmen Farben, welche die Jahreszeit, die diesen Namen trägt, noch einmal über Fluß und Wald ausgießt, bevor Herbst und Winter ihren Einzug halten; zugleich aber spricht sich darin eine gewisse schwermuthsvolle Traurigkeit über einen Sommer aus, der zwar noch einige Knospen zur Blüthe entfalten kann, jedoch nicht mehr im Stande ist, deren Früchte zu reifen. Die unter der Ueberschrift „Gefallene Blätter“ (Fallen Leaves) zusammengestellten kleinen Gedichte haben einen ungleichen Werth, doch sind manche davon ansprechend und tief empfunden. In seinen „Olivenblättern“ (Olive Leaves) hat sich J. Miller auch mit Erfolg als Dichter geistlicher oder religiöser Lieder versucht. Aus einer im Säcularjahre 1876 auch von ihm gedichteten Centennial-Ode weht uns eine reine und warme Vaterlandsliebe entgegen. Charakteristisch ist das kleine Gedicht, in welchem er den Tod eines einsamen Jägers der Wildnis besingt (siehe Anhang).

Zum Schluß noch einige Worte über Miller's Melodrama „Die Daniten“, welches im Sommer des Jahres 1876 auf dem neuen Broadway-Theater zu New-York zur Aufführung kam.

Die Daniten sind bekanntlich eine geheime Gesellschaft oder ein Geheimorden unter den Mormonen, dessen Aufgabe darin bestand oder vielleicht auch noch jetzt besteht, alle dem Gedanken des Mormonenthums feindlichen Elemente in irgend einer Weise, sei es durch List oder durch Gewalt, aus dem Wege zu räumen. Dieser Geheimorden nannte sich

ursprünglich die „große Wurfschauel“ (big fan); später hießen seine Mitglieder „Gideon's Brüder“ oder „Daniten“; in neuerer Zeit legte man ihnen die Bezeichnung „Würge-, Rache-, Zerstörungs- oder Vernichtungseangel“ (destroying angels) bei. Mit den Daniten wird auch jener grauenhafte Massenmord von 150 Emigranten, der im September 1857 auf den sogenannten Bergwiesen im Territorium stattfand, in Verbindung gesetzt.

Joaquin Miller kam es nun allem Anschein vorzugsweise darauf an, die Schicksale einer Person zu schildern, die dem Tode geweiht war und von der mörderischen Geheimbande der Daniten mit beispieloser Ausdauer verfolgt wurde. Diese Schilderung ist denn auch dem Dichter fast durchweg in wirkungsvoller Weise gelungen, wenn auch weniger durch eigentliche dramatische Handlung, als durch lebhafte Erzählung und Entfaltung effectvoller Tableaus. Außerdem trug die Zeit, in welcher das Stück zur Aufführung kam, viel zu dem Erfolge desselben bei, weil der gegen den Mormonenältesten John D. Lee geführte Prozeß die öffentliche Aufmerksamkeit in den Vereinigten Staaten gerade kurz vorher auf das verbrecherische Wirken der Daniten ganz besonders hingelenkt hatte. Dieser Lee hatte nämlich bei dem erwähnten Massenmorde die Hauptrolle gespielt und war am 23. März (1877) an demselben Orte, wo er das Verbrechen vor nahezu zwanzig Jahren begangen, hingerichtet worden. Wenn das Theater nur dazu bestimmt wäre, der Natur einen Spiegel vorzuhalten, um ihr realistisch getreues Bild wiederzugeben, so hätte Joaquin Miller mit den „Daniten“ ebenso, wie Bret Harte mit den „Zwei Männern von Sandy Bar“, der Bestimmung des Theaters in hohem Grade Rechnung getragen; wenn man aber von einem guten Theaterstück mehr verlangt, als eine möglichst getreue Copie der Natur, und wenn man das Theater nicht nur als eine bloße Vergnügungsanstalt, sondern auch als eine ideale, im Dienste der Kunst und der Kultur überhaupt stehende Bildungsschule auffaßt, dann dürfen die Dramen der beiden genannten Dichter nur als höchst mittelmäßige Leistungen angesehen werden. Am meisten gelungen sind in dem Miller'schen Stück die Stellen, in denen er treue Frauenliebe und männlichen Opfermut schildert; bei Bret Harte kommt dergleichen gar nicht vor, seine Helden und Heldeninnen sind nur treue Repräsentanten der Ver-

Kommenheit und des Verbrechens, und fast scheint es, als wenn sein Stück daraus berechnet sei, das Laster nicht nur als siegreich, sondern auch als belohnenswerth hinzustellen.

A n h a n g.

Dead in the Sierras.

His footprints have failed us,
Where berries are red,
And madroños are rankest.
The hunter is dead!

The grizzly may pass
By his half-open door;
May pass and repass
On his path, as of yore;

The panther may crouch
In the leaves on his limb;
May scream and may scream, —
It is nothing to him.

Prone, bearded and breasted
Like columns of stone;
And tall as a pine —
As a pine overthrown!

His camp-fires gone,
What else can be done
Than let him sleep on
Till the light of the sun?

Ay, tombless! what of it?
Marble is dust,
Cold and repellent;
And iron is rust.

William Cullen Bryant.

Wie Gott, Natur und Freiheit Du besungen,
So grün der Lorbeer unentweihlt und rein,
Den Dir ein ganzes Volk um's Haupt geschlungen.
Adolf Daun.

„Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität; diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er unternehmen darf, die Vortrefflichsten zu rühren.“ Wenden wir diese Worte unseres Schiller auf den amerikanischen „Dichter-Journalisten“ William Cullen Bryant an, um darnach dessen Dichterwerth zu würtigen, so dürfte Bryant keine untergeordnete Stelle in der Ruhmeshalle der Dichter aller Zeiten und aller Nationen anzeweisen sein. Schon in frühester Jugend übertrug er mit grossem Fleiße und Geschick verschiedene Stellen der alten Klassiker in seine Muttersprache. Die besten Werke der alten griechischen und römischen Autoren waren die Quelle, aus der seine Muse zuerst schöpfte, und nie hat er, sein ganzes lauges Leben hindurch, diese edlen Muster aus den Augen verloren. Die leidigen Mühlleitertüpfchen, die so vielfach, namentlich in Amerika, in allen Lebenslagen den Ausschlag geben und oft so corrumptirend oder doch deprimirend wirken, haben auf Bryant weder als Dichter, noch als Politiker, noch als Mensch überhaupt jemals einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Er widerstand stets der Versuchung, seinen wahren Ruhm, seine persönliche Unbescholtenheit und die Würde der Kunst den Umständen und Verhältnissen zum Opfer zu bringen. Der Cultus, den er den Musen weihte, war zu allen Zeiten feisch und heilig. „Mit reinem Herzen und ohne unsaurere Nebenabsichten“, sagt der feinfühlige Aesthetiker Henry T. Tuckerman in seinen „Thoughts on the Poets“ von ihm, „singt er das Lob der Natur und der Freiheit“. Und in der That verdankt Bryant dem Umstände, daß er die tiefsten Gedanken der Philosophie dichterisch in die einfachsten Gefühle der Natur aufzulösen verstand, nicht zum geringsten Theile die Hochachtung und Verehrung, welche er bei den Vortrefflichsten

seiner Landsleute genoß, und die allgemeine Zuneigung und Liebe, welche das amerikanische Volk ihm entgegenbrachte. Bryant war kein sogenannter Popularitätskasper, der den augenblicklichen Neigungen der Menge bereitwillig diente und eitlen, eigenmächtigen Bestrebungen huldigte, er war im Gegentheil eine entschieden vornehme Natur, die sich fern hielt von dem gemeinen Treiben der Welt, die alle zügellosen Leidenschaften verurtheilte, die das Schöne mit dem Guten zu vereinigen und in ernster, eindringlicher Weise Herz und Sinn des Volkes für höhere Ideen zu begeistern und zu edlen Thaten anzuregen bemüht war. Obwohl durch und durch Amerikaner, verschloß er doch seine Augen nicht vor den Vorzügen anderer Nationen, sondern studirte mit Eifer Geschichte und Literatur fremder Völker, namentlich der Engländer, der Deutschen und der Spanier.

William C. Bryant wurde am 3. November 1794 in dem Städtchen Cummington im Staate Massachusetts geboren. Seine Eltern stammten von jenen freiheitsliebenden Puritanern ab, die im Jahre 1620 auf der „Mayflower“ mitten im härtesten Winter an der Felsenküste von Massachusetts landeten und dort die Colonie Plymouth gründeten. Sein Vater, ein hochgeachteter Arzt, besaß in Cummington eine Waldvilla, von der aus man das liebliche Connecticutthal überblickte. Schon in seiner frühesten Knabenzeit, „in the bud of life“, wie er in seinem „Hymnus auf den Tod“ sagt, fühlte er sich unwiderrücklich zum Urwald hingezogen, und hier in stiller Einsamkeit, am „Blumenbord“ des Baches sitzend, folgte er den Eingebungen seiner Phantasie und „suchte zum ersten Verse Reim und Wort“. Sein Vater trat ihm nicht hindernd in den Weg bei seinen poetischen Versuchen, sondern unterstützte ihn durch Rath und That, was der Sohn in seinen Gedichten wiederholt anerkennt. Unvergänglich prägte sich ihm die Erinnerung an jene Stunden ein, in denen sich in frischer, belebender Waldesluft zuerst die Schwingen seines Dichtergeistes regten und das immer deutlicher hervortretende Bewußtsein seines dichterischen Talentes mit jünger Beseligung sein Herz durchdrang. Aus dem Liede, in welchem er später der Freude über dieses Erwachen zu einem höhern poetischen Selbstgefühl Worte lieh, mögen hier folgende charakteristische Strophen einen Platz finden.

„Ach, nimmer vergeß' ich das heiße Verlangen,
Wie einst ich für Ruhm und Verse geglißt,
Und sah ich in Glorie die Schöpfung prangen,
War's wie Wind in der Flamme für mein Gemüth.

Der Frühlings des Lebens gehörte den Musen,
Die Wälder durchwärm't ich träum'rischen Gangs;
Wie slogen die Pulse, wie klopfte der Busen,
Wenn über mich kam der Gott des Gesangs!

Am zerklüfteten Fels, der seit Ewigkeit lauschte
Dem Brausen des Stroms am Kiesgestein,
Wo der Eisvogel schreinend die Fluthen durchrauschte,
Wie blickt' in die Tiefen ich schauernd hinein!

Wie fühlt' ich gewaltig mein Herz bezwingen
Die dunkle Macht auf der Wildnis Thron,
Und im Sturm des Gefühls ließ Gesang ich erklingen,
Bald düster, bald hell in künstlosem Ton.“

In seinem 10. Lebensjahre deklamirte Bryant in der Schule ein von ihm selbst verfaßtes Gedicht, und vier Jahre später dichtete er eine politische Satire, „The Embargo“, welche in Massachusetts großes Aufsehen erregte und verschiedene Auflagen erlebte. Die amerikanische Regierung hatte sich nämlich durch die willkürlichen Handlungen der mit einander im Kriege begriffenen Franzosen und Engländer veranlaßt gefunden, zum Schutze des Handels der Union Repressivmaßregeln zu ergriften, indem sie allen amerikanischen Schiffen verbot, nach fremden Häfen zu fahren, und allen fremden Schiffen es untersagte, in Amerika Frachten einzunehmen. Da dieses Embargo jedoch auf die Dauer auch dem Handel der jungen amerikanischen Republik großen Schaden zufügte, so geschah es, daß sich eine starke Partei dagegen erhob und schließlich auch die Aufhebung des Embargo durchsetzte. Auf diese Weise erklärt es sich, daß die erwähnte Satire des jungen Bryant, welche in der schärfsten Weise das Embargo angriff, einen so durchschlagenden Erfolg hatte; es zeigt sich aber schon hier, daß Bryant in sich ein großes dichterisches Talent mit bedeutendem politischen Scharfum vereinigte. Von einer satirischen Ader ist übrigens in den späteren Gedichten Bryant's nichts mehr zu spüren.

Nachdem Bryant das Williams-College besucht und, wie es in den Vereinigten Staaten Sitte ist, sich als Hülfearbeiter bei angesehenen Advocaten die genügenden juristischen Kenntnisse erworben hatte, trat er im Jahre 1815 in Great Barrington als Rechtsanwalt auf. Er hatte eine einträgliche Praxis und verheirathete sich auch bald mit Miss Frances Fairchild, die ihm indeß in der Blüthe der Jahre durch den Tod entzissen wurde. Seiner Gattin wie auch seines Vaters hat er in verschiedenen Gedichten, z. B. in „The Future Life“, „The Past“ und „Death of the Flowers“ mit hingebender Liebe gedacht. Trost suchte und fand er in dem Glauben an Unsterblichkeit und an ein Wiedersehen nach dem Tode; so ruft er in dem Gedichte „Die Vergangenheit“ (The Past) aus:

„Nein, sie vergingen nicht. —
Sie werden aufersteh'n; ich werd' sie wiederschau'n:
Ihn, dessen Vaterhand mich treu gelenkt,
Und sie, die kalt und still
Im Nachbarhügel ruht — in Jugend Schönheit schau'n“.

Der Tod als solcher hat für Bryant keine Schrecken, vielmehr preist er ihn als den „Befreier“, den Gott sendet, „zu erlösen die Unterdrückten und den Unterdrücker zu zermalmen“; er nennt ihn auch den „Rächer und Helfer“, der den Dulder dort zur Ruhe bringt, wo sein Verfolger ihn nicht mehr quälen kann, der die geistlichen und weltlichen Tyrannen zu Boden wirft, dem Lügner und Verleumder Schweigen auflegt und dem schwelgerischen Wollüstling ein grausig „Halt!“ zuruft.

Wenn von einigen Kritikern Bryant's gesagt worden ist, er sei „ein strenger Katholik“ gewesen, so ist dies ein grober Irrthum, er schloß sich vielmehr der Secte der Unitarier an, die bekanntlich von einer göttlichen Dreieinigkeit nichts wissen will und überhaupt einer freieren religiösen Richtung huldigt. Bryant's Religiosität ist, wie aus seinen Dichtungen zur Genüge hervorgeht, ein gut Theil Pantheismus beigegeben; Religion war ihm jene Geistes- und Lebensmacht, welche das menschliche Dasein mit dem ewigen Urtquell aller Dinge in Verbindung setzt, die dem menschlichen Geiste im wechselnden Strom der Endlichkeit das Bewußtsein, daß er selbst unendlich ist, verleiht, die ihn erhebt über die sichtbare Welt und ihn auf eine unsichtbare ideale Höhe stellt, von welcher er die

Zeitlichkeit zu beherrschen, die wilden Wallungen der Gefühle zu mäßigen und die Stürme der Leidenschaften zu beschwichtigen vermag. Die Quintessenz seines poesievollen Gottesglaubens hat er in den Worten ausgesprochen: „Ewige Liebe umschließt in ihren schützenden Armen die Erde, den Himmel und das Meer.“

Die Neigung zu poetischem Schaffen ließ jedoch Bryant keine rechte Befriedigung in der Advocatenlaufbahn finden. In dem reizenden Gedichte „The Green River“ schildert er seine unbehagliche Stimmung und seine Sehnsucht nach einem andern Lebensberufe. Diese Wendung seines Innern gelangte noch klarer zum Ausdruck in dem Liede, welches mit den Worten beginnt:

I broke the spell, that held me long,
The dear, dear witchery of song.

Und diese unwiderstehliche Zaubermacht der Poesie bestimmte ihn denn auch im Jahre 1825 dazu, die Stellung eines Rechtsanwaltes aufzugeben und nach New-York zu gehen, wo er sich ganz der literarischen und journalistischen Thätigkeit hingab.

In dieser Beziehung genügt hier zu constatiren, daß er bei verschierenen literarischen Zeitschriften, z. B. der „New-York Review“, der „United States Review and Literary Gazette“ und dem „Talisman“, theils als Mitarbeiter, theils als Herausgeber eine beachtenswerthe Wirksamkeit entfaltete und gegen Ende des Jahres 1826 mit der „New-York Evening Post“ in Verbindung trat, auf deren Haltung und Leitung er als Redakteur bis zu seinem Tode einen bestimmenden Einfluß ausübte. Seit den Seiten des Präsidenten Andrew Jackson, also seit 1828, fand keine Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten statt, an der nicht Bryant einen hervorragenden Anteil nahm. Er war stets ein Gegner der Negerklaverei, wenn er auch nicht zu den eigentlichen Emancipations- und Abolitionssatirikern zählte, er begünstigte die freiheitlichen und humanen Bestrebungen der sogenannten „Freibodenpartei“ (Free-Soil Party) unter Martin Van Buren, half die Partei der „Republikaner“ gründen und unterstützte im Jahre 1860 deren Kandidaten Abraham Lincoln. Während des verhängnisvollen und blutigen Secessionskrieges stand er unentwegt und trenn auf Seiten der Freiheit und des unionstreuen Nordens gegen den sklavenhaltenden Süden.

Unter allen Dichtern der Union, die das erschütternde Ende Lincoln's besangen, hat dies, vielleicht Walt Whitman ausgenommen, keiner in ergreifenderer Weise, als Bryant. Dies Gedicht lautet also:

Abraham Lincoln.

„Oh, slow to smite and swift to spare,
Gentle and mercyfull and just!
Who, in the fear of God, didst bear
The sword of power, a nation's trust!

In sorrow by thy bier we stand,
Amid the awe that hushes all,
And speak the anguish of a land
That shook with horror at thy fall.

Thy task is done; the bonds are free;
We bear thee to an honoured grave,
Whose proudest monument shall be
The broken fetters of the slave.

Pure was thy life; its bloody close
Has placed thee with the sons of light,
Among the noble host of those
Who perished in the cause of Right.“

Diese wenigen, aber tief empfundenen Strophen sind in ihrer erhaltenen Einfachheit ein treuer Ausdruck des gewaltigen Schmerzes, von dem das unionstreue Volk der Vereinigten Staaten bei der Trauerkunde der Ermordung Abraham Lincoln's durch eines ruchlosen Fanatikers Hand ergriffen wurde.

Nachdem Bryant 1869 und 1872 die Erwählung von U. S. Grant zum Präsidenten der Vereinigten Staaten befürwortet hatte, trat er mit unserm Landsmann Carl Schurz im Jahre 1876 energisch gegen das schreckenerregende Umschlagreisen der Corruption auf, begünstigte in Wort und That die Reformbewegung und trug nicht wenig zu dem Siege des jetzigen Präsidenten Rutherford B. Hayes über dessen Gegner Samuel J. Tilden bei.

Bryant besuchte wiederholt Europa und dehnte einmal seine Reise bis nach Syrien und Aegypten aus. Die Resultate dieser Wanderungen

finden wir zum Theil niedergelegt in seinen „*Lettres of a Traveller in Europe and America*“, die sich nach dem einstimmigen Urtheile aller kompetenten Kritiker durch eine lebenswarme Frische der Darstellung und eine seltene Grazie des Stiles auszeichnen. Wenn Bryant in früherer Zeit verschiedene, auch im Druck erschienene Vorlesungen über bedeutende Schriftsteller und Künstler gehalten hatte, so trat er in seinen letzten Lebensjahren bei besonderen Gelegenheiten häufig als öffentlicher Redner auf; so z. B. bei dem großen Friedensfeste, welches am Öster-
tage des Jahres 1871 in New-York von den dort lebenden Deutschen zur Feier des Sieges von Deutschland über Frankreich veranstaltet wurde, und im Jahre 1875, als der deutsche „Goethe-Club“ in New-York beschlossen hatte, eine wohlgelungene Büste unseres großen Dichter-
fürsten im dortigen Centralpark zu errichten. Als daher am 29. Mai 1878 die Büste des italienischen Patrioten Giuseppe Mazzini in dem-
selben Parke feierlich enthüllt werden sollte, hatte Bryant es wieder übernommen, die Weiherede zu halten. Diese Rede sollte sein Schwanen-
gesang sein. Der 83jährige Greis hatte seine Kräfte über schätz; er hatte sich während des Sprechens zu sehr den heiß herniederschiezenden
Strahlen der Sonne ausgesetzt, sodass er auf den Heimwege von einem Schlaganfall getroffen wurde, der bald darauf, am 12. Juni, seinen Tod herbeiführte. Von seinem ganzen Volke betrauert, wurden seine irdischen Überreste auf dem Friedhofe zu Roslyn, einem Städtchen auf der Insel Long-Island, wo er eine schöngelegene Villa besaß, neben seiner heißgeliebten Gattin zur Erde bestattet.

Johannes Scherr bezeichnet einmal „die schauende und schaffende Phantasie“ als die Grundkraft alles Dichtens. Eine solche Phantasie ist nun Bryant nicht abzusprechen, wenn auch ein guter Theil seiner dichterischen Schöpfungen, und zwar der besten und glänzendsten, der reflektirenden und beschreibenden Poesie angehört. Hierbei ist aber wohl zu beachten, dass er sich stets fern hält von einer frankhaften, an Byron'schen Weltschmerz erinnernden Sentimentalität, während andererseits sein tief ernster, sittlich-religiöser Sinn und seine republikanische Strenge ihn niemals in die Fehler und Schwächen der weichlichen und phrasenreichen „Poésie descriptive“ der Franzosen haben verfallen lassen. Nur selten schlägt seine Lyrik die bewegteren

Töne des eigentlichen Liedes an; dagegen gelingt es ihm öfter, seine dichterischen Kompositionen in die Romanzen- und Balladenform zu kleiden. Bryant's poetische Originalität und Stärke zeigen sich vor Allem in den Gedichten, in welchen er, der intime Freund des bedeutenden amerikanischen Landschaftsmalers Thomas Cole, die eigenthümlichen Reize und Schönheiten der amerikanischen Landschaft schildert, und die erhabene Größe der Natur überhaupt feiert. Er besitzt eine ungemeine Kunst in der Anwendung des sogenannten Blankverses, und wenn er in hingebender Bewunderung und Begeisterung sich in das All der Schöpfung versenkt, so erreicht er nicht selten die Kraft Milton's und den hohen Schwung Campell's. Seine Liebe zur Natur veranlaßt ihn indeß nicht nur zu philosophischen Betrachtungen und subjektiven Contemplationen, die Außenwelt giebt ihm vielmehr auch reichen Stoff zu wohlgelungenen Situations- und Kulturbildern, in denen die Landschaft den passenden Hintergrund bildet für sociale, politische und historische Ereignisse in der Alten wie in der Neuen Welt. So benutzt er z. B. in dem tieferegreifenden Gedichte „die Erde“ (the Earth) den Gegensatz zwischen der Kampf und Streit erzeugenden Schuld des Menschen und dem harmonischen Frieden der Natur zu einem bangen Hinweis auf die Zukunft seines Vaterlandes. Der Schluß dieses Gedichtes lautet also:

„Was, milde Erde reinigt deinen Busen
 Von allen schmerzlichen Erinnerungen
 Der Schuld? Die schwell'nde Fluth, der Feuerstrom
 Vom Himmel, oder ist's der stille Wechsel
 Der Zeiten, daß zuletzt die Schreckensmähr
 Von Kampf und Meineid, Mord und Raub, die man
 Geschichte nennt, als Dichtung nur erscheine
 Gleich jener von den Göttern Griechenlands? —
 O du mein Land diesseit des Oceans,
 Das an den Quellen mächt'ger Ströme thront,
 Du Land der Wälder, meiner Heimath Boden,
 Ein neues Blatt im großen Buch der Schöpfung
 Ist dir beschieden, wird es schöner sein?
 Noch harren Reid und Furcht und frohe Hoffnung
 Des Ausgangs, währendt Zeil' um Zeile, die
 Dereinst dich richten soll, geschrieben wird.“

Neuerst wohlthuend wirkten jene Gedichte, in denen Bryant sich und uns frei macht von der bedrückenden Enge des gewöhnlichen Lebens und uns mit sich führt in den tausendjährigen Urwald, an die Ufer der gigantischen, wasserreichen Ströme und Seen Amerikas, in die Prairien, „der Wüste Gärten, noch ungemäht und grenzenlos und schön“, an die Küste des weiten Meeres, „das ewig nagt am Saum der Länder“ und dessen Erhabenheit er zu schildern weiß, wie kaum einer der hierin so großen Engländer, oder endlich zu der gleichmäßig forsprudelnden Waldquelle, deren „lebhaft frisches Murmeln sich lustig eint dem frischen Hauch der Brieze, die am Abend herüber von der Seebucht weht“ und in deren ewigen Strudel blickend der Weise finnt

„Im Geist der unverrückten Ordnung nach,
Die in dem Umschwung und dem Wechsel herrscht.“

Zu den Gedichten dieser Art gehören in erster Linie folgende: „A Forest Hymn“, „Hymn of the Sea“, „Inscription for the Entrance to a Wood“ (j. Anhang), „The Fountain“, „The Prairies“, „The Apennines“ u. s. w. In eine wehmüthig-ernste, fast religiöse Stimmung versetzen uns, außer den beiden, namentlich in Amerika hochgefeierten Gedichten „die Todtenhau“ oder „Thanatopsis“ (j. Anhang) und der „Wasservogel“ (The Waterfowl) (j. Anhang), vorzugsweise noch Dichtungen wie: „Nach dem Sturme“ (After a Tempest), „Selig sind die Leidtragenden“ (Blessed are They That mourn), „der Strom der Zeit“ (The Lapse of Time), „Abendträumerei“ (Evening Reverie), „Hymne auf den Tod“ (Hymn to Death) u. s. w. Welch' ein zur Demuth stimmendes Gefühl wird z. B. in uns wach gerufen durch den in der „Thanatopsis“ ausgesprochenen Gedanken: „Die Eiche streckt die Wurzeln aus, daß, was von dir geblieben, sie durchbohre“ (the oak shall send his roots abroad and pierce thy mould)! Wie großartig ist das Bild, in welchem die Abendluft als

„God's blessing breathed upon the fainting earth“

dargestellt wird. In demselben Gedichte vergleicht er „the gentle souls that passed away“ mit dem Winde, der im Zwielicht über den Friedhof dahin weht,

„Sent forth from heaven among the sons of men,
And gone into the boundless heaven again.“

Treffend schildert er die Gewalt der Stürme, wenn er von ihnen sagt, „sie schöpfen den Ocean aus bis zu seinen salzigen Quellen“ (they scoop the ocean to its briny springs). Durch das Studium spanischer und deutscher Dichter, u. A. durch Uhland und Chamisso, von denen er manches übersetzte, angeregt, versuchte sich Bryant, wie bereits ange deutet, auch als Balladen- und Romanenzdichter; in dieser Beziehung sind etwa sein „The African Chief“, „The White-footed deer“, „Song of the Greek Amazon“ und „The Massacre at Scio“ zu nennen.

Als Dichter der Freiheit tritt uns Bryant vor Allem in dem längeren Gedichte „die Zeitalter“ (The Ages) und in „das Alter der Freiheit“ (The Antiquity of Freedom) entgegen. Er schildert in dem letztnannten Gedichte die Freiheit nicht, wie es sonst wohl Sitte ist, als ein Mädchen mit wallenden Locken und die phrygische Mütze auf dem Haupte, sondern als einen kräftigen Mann, bewaffnet und die Stirn voll Narben (s. Anhang).

Ueber den dichterischen Werth einer politischen Poesie sind die Meinungen aber fast ebenso gespalten, wie über den Werth einer poetischen Politik. Beide können, darin stimmen wir Joh. Scherr gern bei, zu Zeiten sehr wirkungsvoll sein, aber auch nur zu gewissen Zeiten. Reine Zeitgedichte tönen und verhallen, wie Schiller sagt, in der Zeit, und zwar oft sehr schnell. Der Grund hiervon dürfte darin zu suchen sein, daß sie nicht rein poetisch wirken, weil sie keine unmittelbare Offenbarung des Ewigen und Unsterblichen sind, sondern nur mittelbare tendenziöse Reflexe vom Zeitlichen und Vergänglichen. Die besseren Zeitgedichte bleiben indeß auch, doch mehr als kulturge schichtliche Zeugen, denn als echte Poesie. Solche politisch-historischen Lieder haben wir auch von Bryant: dahin gehören die populär gewordenen Vaterlandslieder, in denen er das Jahr der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung 1776 (s. Anhang) und den sogenannten Vor- oder Alt vatertag, den 22. December 1620, besingt, an welchem Tage die Pilgerväter zuerst den Boden Amerikas betraten. Die erste Strophe des letzten Liedes lautet also:

„Rauh war der Tag, des Winters Meer
Schlug schaurig an Neu-Englands Strand, —
Da zogen ernst und frei daher
Die Väter durch das wüste Land.“

Als Bryant starb, hatte er im Ganzen sein Tagewerk vollbracht, und die Früchte desselben sind, wenn auch nicht gar mannigfaltig, so doch unvergänglicher Art. Er ist, nach Laun's richtiger Bemerkung, kein Dichter von vielseitiger Begabung; aber als Natur- und Freiheitssdichter repräsentirt er das amerikanische Wesen von der besten und edelsten Seite und ist in mehr als einer Beziehung ein Wohlthäter seines Volkes geworden. Was Scherr von Freiligrath sagt, das gilt auch von William C. Bryant: „Ein edler Geist, ein braves Herz, ein eigenartiger Dichter, — so steht er vor den Augen seiner Zeitgenossen und so wird ihn die Gegenwart der Nachwelt überliefern.“

Bryant's Gedichte (von seiner Uebersetzung des Homer ist dabei nicht die Rede) umfassen nur einen Band; sie kamen 1846 zuerst in einer von ihm veranstalteten Sammlung unter dem Titel „Poetical Works“ heraus und sind seitdem wiederholt in Amerika und Europa reproducirt worden. Eine neue und vervollständigte Ausgabe derselben erschien in einem großen Oktavbande im Jahre 1876. Gelungene Uebersetzungen einer großen Anzahl seiner Gedichte besitzen wir von Adolf Laun, G. Hartung und Friedrich Spielhagen.

A n h a n g .

T h a n a t o p s i s .

(Uebersetzung von Adolf Laun.)

Wer liebend Umgang pflegt mit der Natur
Und ihren Bildungen, dem redet sie
Gar manche Sprache; seinen froh'ren Stunden
Leiht sie der Stimme heitern Ton und lächelt
Ihm in bereitder Schönheit zu, sie schleicht
Sich in sein trüb'res Sinnen ein, sie nimmt,
Eh' er's gewahrt, mit sanfter Sympathie
Ihm seine Bitterkeit und heilt sein Herz. —

Befällt wie gift'ger Mehlthau dich Erinnerung
 An deine letzte Stunde, tauchen Bilder
 Von Todeskampf, von Leichenkleid und Bahrtuch
 Und von des Sargs luftloser Finsterniß
 Erschreckend vor dir auf, daß du erbebst.
 Dann tritt in's Freie, — unter blauem Himmel
 Horch' auf die Lehren der Natur, wenn leise
 Rings von der Erb', aus Wassern und aus Lüften,
 Dir ihre Stimme tönt. — Nur wenig Tage,
 Dann sieht in ihrem Lauf, die Alles sieht,
 Die Sonne, dich nicht mehr; im kalten Grund,
 In den man weinend deinen bleichen Leib
 Gelegt, und in des Oceans Umarmung
 Ist dann dein Bild nicht mehr, die Erde, die
 Dich nährte, fordert dich zurück, daß wieder
 Du Erde werdest. Wenn die letzte Spur
 Von dir verschwand und du dein Eigenwesen
 Zurückgesiebert, gehst du hin und ein'st
 Für immer mit den Elementen dich;
 Du wirst dem fühllos harten Fels ein Bruder,
 Der trägen Scholle, die der rauhe Pflüger
 Mit seiner Schaar durchwühlt und die sein Fuß
 Bertritt. Die Eiche streckt die Wurzeln aus,
 Daz, was von dir geklitten, sie durchbohre. —

Doch gehst du nicht allein zur ew'gen Ruh'
 Und kannst dein Lager dir nicht prächt'ger wünschen;
 Du wirst dort liegen bei den Patriarchen
 Der jungen Welt, bei mächt'gen Königen,
 Den Herrn der Erde, bei den Guten, Weisen,
 Bei lieblichen Gestalten und den Sehern
 Vergangner Zeit, die all' ein mächtig Grab
 Um dich versammelt. — Felsgerippte Berge,
 Alt wie die Sonne, Thäler, die dazwischen
 Stillstimmend ruh'n, ehrwürd'ge Wälder, Ströme
 Voll Majestät, der Bach, der leise klagt
 Und grün die Wiesen färbt, und rings umher
 Des alten Weltmeers graue Wüstenei,
 Sie dienen nur zum feierlichen Schmuck
 Des großen Menschengrabs. — Die goldne Sonne,
 Die Wandelsterne und der andern Lichter
 Unzählig Heer, sie strahlen seit Aeonen

Hernieder auf des Todes düstres Haus. —
 Die Menschen alle, die hinieden wandeln,
 Sind nur ein schwacher Theil von jenen, die
 Im Schoß der Erde ruhen. — Nimm die Schwingen
 Des Morgens und durchfliege Barcas Wüste,
 Irr' in des Urwalds Unermesslichkeit,
 Durch die der Oregon sich wälzt und nur
 Das Rauschen seiner Wellen hört, du findest
 Die Todten dort. Millionen legten, seit
 Der Jahre Flucht begann, sich in der Wildnis
 Zum Schlummer hin, — der Tod herrscht dort allein. —
 So ruhst du einst — und wie? wenn unbemerkt
 Den Lebenden du gingst, und wenn kein Freund
 Dein Geh'n beachtet? Alles, was da atmet,
 Theilt gleiches Leos mit dir; der Frohe lacht
 Wie sonst, bist du nicht mehr; der Ernsteste finnt
 Voll Sorg', und jeder jagt nach den Phantomen,
 Die ihm die liebsten, aber alle werden
 Von ihren Freunden, ihrer Arbeit geh'n
 Und kommen und bei dir ihr Lager suchen. —

Wie die Jahrhunderte in langem Zug
 Hinschwinden, wird die Schaar der Menschenjöhne,
 Der Jüngling in des Lebens Lenz, der Mann
 In seiner Jahre Kraft, die Frau, das Mädchen,
 Das holde Kind, der Greis im Silberhaar,
 Bei dir bestattet werden nach und nach,
 Durch solche, welche selber bald dir folgen.

O lebe so, daß, wenn der Ruf er tönt
 Zum Anschluß an die große Caravane,
 Die zum geheimnißvollen Reiche zieht,
 Wo jeder seine Kammer finden soll
 Im stillen Haus des Todes, du nicht gleichst
 Dem Slaven, welchen man vom Steinbruch wieder
 In sein Gefängniß peitscht, nein, ruhig, fest,
 In sicherem Vertrauen nah' dich dem Grab,
 Wie wer des Lagers Höllen um sich zieht
 Und sich zu führen Träumen niederlegt.

Der Freiheit Alter.

(Übersetzung von Friedrich Spielhagen.)

Heil dir, mein Wald, mein altehrwürd'ger Wald!
 Ihr knorr'gen Tannen und ihr Eichen stolz,
 Umlauft von grünem Moose! Diesen Grund
 Durchwühlte nie der Spaten. Blumen blüh'n,
 Die Niemand säet, Niemand bricht. Wie süß
 Ist's, hier zu ruh'n, wo tausend Vögel schwirr'n,
 Eichhörnchen springen, Vögele wandern, und
 Der Wind, durch Blätter rauschend, dich umhaucht
 Mit Duft der Ceder, die so köstlich prangt
 Mit bleichen, blauen Beeren. Hier im Wald —
 Im friedereichen, tausendjähr'gen Wald —
 Verfolgt mein Geist den dämmervollen Pfad
 Bis zu der Freiheit erstem Frühlingstag.

O Freiheit, du gleichtest nicht dem Dichtertraum!
 Kein lieblich Mädchen bist du, schlanken Leibs,
 Mit Locken, wallend aus der rothen Müh'e,
 Die auf das Haupt dem Sclav' der Römer drückte,
 Nahm er die Fesseln ihm. Ein bäriger Mann
 Bist du, in vollem Stahl: die eine Hand
 Erfaht den breiten Schilt, die andre ruht
 Am Schwerte. Deine Stirn, erglänzt sie schon
 Von hoher Schönheit, trägt die Narben doch
 So manchen Kampfes, und dein mächt'ger Leib
 Ist stark vom Ringen. Dich traf der Gewalt
 Geschoss, und ihre Wölfe fühltest du:
 Sie raubten dir dein göttlich Leben nicht.
 Es grub die Tyrannie den Kerker tief,
 Und Fesseln schmiedete ihr schnöder Troß
 An tausend Feu'r'n — und glaubte dich besiegt!
 Da klirren ab die Ketten, donnernd stürzt
 Die Kerkerwand und furchtbar brichst du aus,
 Wie hell die Flamme aus dem Holzloß bricht,
 Und rufst den Völkern, und sie jauchzen dir
 Die Antwort und der bleiche Pein'ger flieht.
 Von keinem Erdgeborenen stammst du ab;
 Bist du des Menschen Zwillingssbruder doch!
 Als sein Geschlecht noch dünn gesät war,
 Auf blum'gen Auen sahest du bei ihm,
 Und hieltest mit ihm bei der Heerde Wacht,

Und lasest mit ihm in der Sternenschrift,
Und lehrtest ihn der Flöte einfach Lied.
An seiner Seite in dem dichten Wald
Bekämpfest du den Panther und den Wolf,
Die einz'gen Feinde ; und du zogst mit ihm
Die ersten Furchen an dem Bergeshang,
Dem fündluthfeuchten. Selbst die Tyrannei,
Dein Erzfeind mit dem droh'nden Herrscherblick,
Ob grau von Jahren schon und reich an Macht,
Ist jünger doch, denn du, und wie sie trifft
Der Bornesblig aus deinem ältern Aug',
In ihrer Zwingburg zittert die Gewalt.

Und stärker wirst du in der Flucht der Zeit,
Und schwächer, greisen schwach die Tyrannei,
Schwächer und schlauer. Flechten wird sie dir
Die Schlingen, Fallen stellen deinem Fuß,
Und Klatschen in die weisse Hand, hervor
Die Henker rufen aus dem Hinterhalt:
Dass sie dich greifen ! Und wird senden aus
Viel bunte Masken, herrlich anzuschau'n,
Dass sie dein Auge fesseln ; schlängenklug,
Dass sie dein Ohr bezaubern, während still
Die schlaue Koboldschaar dich eng' umstrickt
Mit Eisenköden, dünn, unscheinbar dünn,
Die Fesseln werben ; oder deinen Arm
Mit Ketten bindet, die im Rosenkranz
Sie klug verhüllt. O, nur noch jetzt nicht
Leg ab den Panzer, und entglirte dir
Das Schwert ! nur jetzt noch nicht, o Freiheit, schließ
Zum Schlummer deine Augen, — nimmer schläfst
Dein Feind ; und wachen mußt und kämpfen du
In Ewigkeit bis zu dem jüngsten Tag.

Doch willst du lieb'n für einen Augenblick
Vor dem Betrug und Taumel dieser Welt :
O komm zum Frieden dieser Einsamkeit !
Sie, während jener Bäume Ahnen jung
Auf schöpfungsfrischer Erde sich gewiegt —
Als dieser Fels noch rein von braunem Moos —
Sie freute deiner holden Kindheit sich.

Der Wasservogel.

(Übersetzung von Adolf Laun.)

Wohin beim fall'nden Thau,
 Dieweil der Tag sich seinem Ende naht,
 Verfolgst du durch des Himmels roſ'ge Au
 Den einsam stillen Pfad?

Des Voglers Auge müht
 Vergeblich sich, auf daß es dich erreicht,
 Wenn durch den Aether, der in Scharlach glüht,
 Dein dunkler Flügel streicht.

Gilst du zu Schilf und Rohr
 Des See's, zu eines breiten Flusses Rand,
 Oder dahin, wo schwämmend steigt empor
 Die Well' am Meerestrond?

Dich lenkt auf deiner Bah'n,
 Der einsam fernren, eine höh're Macht,
 Von ihr wirst durch der Lüfte Ocean
 Du an dein Ziel gebracht.

Die Schwingen regtest du
 Den ganzen Tag auf jenem kalten Pfad;
 Noch fliehe milde nicht dem Lande zu,
 Ob auch die Nacht sich naht.

Bald ist dein Milh'n vorbei,
 Bald sinkt der Heimath Nest im warmen Rohr;
 Und deiner Brüdervögel Lustgeschrei,
 Bald klingt es deinem Ohr.

Jetzt schwandest du dahin,
 Ein schwarzer Punkt im bläulichen Revier;
 Und was du mich gelehrt, in treuem Sinn
 Bewahr' ich's sorgsam mir:

Er, der so sicher dich
 Geführt die endloslange Bah'n entlang,
 Er führt, der ich hier einsam wall', auch mich
 Auf meines Lebens Gang.

Das Jahr 1776.

(Uebersetzung von Adolf Laun.)

Vom Waldband kam die Heldenshaar,
 Als durch das frischerwachte Land
 Der Freiheit Ruf erklangen war,
 Es bot zum Werk des Kriegs sich dar
 Des Landmanns nerv'ge Hand.

Da flog der Ruf von Ort zu Ort,
 Vom Berge bis zum Meerestrand
 Und unbekannter Flüsse Bord,
 Er schallte weiter fort und fort
 Bis an des Urwalds Rand.

Es kamen hoch vom Felsenwall,
 Vom Strand am sturmgepeitschten Meer,
 Vom Bergstrom und vom Wasserfall
 Und sumpf'gen Thal die Tapfern all'
 In langem Zug daher.

Es war, als sei im Morgenschein
 Der Schöpfung neuer Tag erwacht
 Und aus dem Grund, aus Flur und Hain
 Erstanden löwenmuth'ge Reih'n,
 Zu kämpfen in der Schlacht.

Die Mutter, die den Säugling trug,
 Die junge Braut, wie pocht' ihr Herz!
 Die greisen Eltern sahn den Zug,
 Und alle waren stark genug
 Und zeigten keinen Schmerz.

Schon war der Kampf zu heißer Gluth
 Auf Concords Ebenen entsacht,
 Schon tränkte wie des Regens Fluth
 Das frische Gras mit rohem Blut
 Bei Lexington die Schlacht.

So brach der Tag der Freiheit an,
 Durch Blut geweiht in Frühlingsau'n,
 Gelöst war unsrer Knechtschaft Vann,
 Und herrschend trat kein fremder Mann
 Mehr in der Heimath Gau'n.

Beim Eintritt in den Wald.

(Übersetzt von Adolf Laun.)

Hast, Fremdling, eine Wahrheit du gelernt,
 Die früh die Schule der Erfahrung lehrt,
 Dass voll die Welt von Schuld und Elend steis,
 Sahst du genug von ihrer Dual und bist
 Du aller Sorgen und Verbrechen müde,
 Die sie umschleicht, so komm' und tritt herein
 In diesen wilden Wald und suche heim
 Die Stätten der Natur. Der dichte Schatten
 Lebt seine Stille dir, der sanfte Hauch,
 Der tanzen macht die grünen Blätter, gießt
 In's frische Herz dir milden Balsam. Finden
 Wirst Nichts du hier von dem, was in den Häusern
 Der Menschen dich gequält, was dir das Leben
 Verleidet hat. Wohl traf der erste Fluch
 Die Erde, die nicht sündig war, doch nicht
 Aus Rache. An die Schuld hat Gott getilpt
 Elend und Not, die blassen Pein'ger. — Fort,
 Fort! Diese Schatten hier sind noch der Wohnsitz
 Der Fröhlichkeit, das dichtverwob'ne Dach
 Der schwanlen, grünen Zweige hället wieder
 Vom Lied der Vögel, die vor Freude singen,
 Dieweil ein Eichhorn an dem Stamm empor
 Mit vorgestreckten Krallen lustig klettert;
 Insectenschärme, ihre zarten Schwingen
 Erprobend, tanzen in dem warmen Sonnenstrahl,
 Der sie in's Leben rief; die grünen Zweige
 Erbeben auch vor inn'rer Lust, und wie sie
 Sich beugen vor dem sanften Windhauch, leuchtet
 Aus blauer Lust die Sonn' in sie hinein
 Und breitet ringsum Segen über sie.
 Das wilde Kraut im Felsenspalte sogar
 Freut seines Daseins sich nicht weniger,
 Als der beschwingte Dieb, der an ihm nascht.
 Das mächt'ge Felsgestein, die altersgrauen,
 Gewicht'gen Stämme umgestürzter Bäume,
 Die durch's Gestrüpp den rauhen Dammweg bilden,
 Versunk'ne Bäche überbrückend, selbst
 Die dichtverschlungenen, erdigkunklen Wurzeln, —
 Sie alle atmen ruhiges Behagen.

Das Bächlein rieselt lustig tönnend über
 Sein Bett von Sand und glattem Kieselstein
 Und scheint, bieweil's herab vom Felsen springt
 Und immer lächelt, sich an sich selbst zu freu'n. —
 Tritt leis' an seinen Rand, damit du nicht
 Vom schwanken Zweig den kleinen Vogel scheuchst,
 Der seinen Schnabel in das Wasser taucht.
 Dort haucht ein kühler Wind dich an, der spielend
 Die Fluth bewegt wie Jemand, der dich liebt,
 Der ohne Gruß dich nicht will ziehen lassen
 Und im Vorbeigeh'n leise dich umarmt.

Henry Wadsworth Longfellow.

Neben William C. Bryant verdient vor allen anderen amerikanischen Dichtern Henry Wadsworth Longfellow erwähnt zu werden, der als Dichter und Übersetzer in Europa nicht weniger, als in Amerika, sich Ruhm und wohlverdiente Anerkennung erworben hat. Obwohl kein eigentlicher schöpferischer Genius ihn besetzt, so hat er doch in gebundener und ungebundener Sprache treffliches geleistet, den ästhetischen Sinn seiner Landsleute erweitert und veredelt und mit sinniger Auswahl „die goldenen Früchte des alten Europa dem jüngern Amerika in silbernen Schalen dargebracht“. Geboren wurde Longfellow am 27. Februar 1807 zu Portland im Staate Maine; er genoss eine gute Erziehung und besuchte zusammen mit Nathaniel Hawthorne das Bowdoin-College in Brunswick. Schon auf dieser Anstalt versetzte der neunzehnjährige Jüngling einige in der Form recht gelungene Gedichte, welche die „United States Literary Gazette“ zu Boston veröffentlichte. Er hatte sich, ähnlich wie Bryant, kurze Zeit der Rechtswissenschaft gewidmet, wandte sich aber bald dem Studium der schönen Literatur und der Poesie zu und leistete in dieser Beziehung so vorzügliches, daß ihm schon im Jahre 1826 eine Professur für moderne Sprachen an demselben College angetragen wurde, dessen Zögling er gewesen war. Longfellow nahm dieses Amt jedoch erst 1829 an, nachdem er eine dreijährige Reise durch Europa gemacht, Deutschland, Holland, die Schweiz, Frank-

reich, Italien und Spanien besucht und die Sprachen und Literaturen dieser Länder gründlicher kennen gelernt hatte. Am Bowdoin-College lehrte er in so wirthsamer Weise, daß er 1835 einen Ruf an das Harvard-College zu Cambridge bei Boston erhielt, wo er nach dem Abgange von George Ticknor, dem Verfasser der rühmlich bekannten spanischen Literaturgeschichte, neuere Sprachen und Literatur docirte. Bevor er indeß nach Cambridge ging, reiste er noch einmal nach Europa und besuchte, außer Deutschland, vornehmlich die nordischen Staaten Dänemark und Schweden. Die Reise war für ihn insofern eine sehr traurige, als er in Deutschland seine Frau durch den Tod verlor. Im Herbst 1836 nach Amerika zurückgekehrt, trat er ein Lehramt in Cambridge an und wohnte daselbst in dem sogenannten Cragie House, wo nach der Schlacht bei Bunker Hill George Washington sein Hauptquartier gehabt hatte. Später brachte er das Cragie House läufig an sich und schrieb in demselben Zimmer, in welchem Washington vor Zeiten seine Armeebefehle dictirt hatte, den Reiseroman „Hyperion“. Zur Herstellung seiner arg erschütterten Gesundheit ging er 1842 zum dritten mal über den Ocean und verweilte fast den ganzen Sommer hindurch in den Rheingegenden, wo er zu Boppard mit Freiligrath in Verührung kam und durch seinen wissenschaftlichen Forschungsgeifer und seine persönliche Liebenswürdigkeit bei verschiedenen deutschen Dichtern und Gelehrten die freundlichste Aufnahme fand. Nachdem er 18 Jahre hindurch segenreich an der Hochschule zu Cambridge gewirkt hatte, legte er 1854 seine Professorur nieder, um ganz ungestört den Musen zu leben. Da er aber das Unglück hatte, seine zweite Frau in erschütternder Weise durch den Feuertod (ihr Kleid gerieth beim Zusiegeln eines Briefes im Feuer) zu verlieren, so unternahm er, um der Trauer Herr zu werden eine nochmalige Reise nach Europa, lebte längere Zeit in Wien und Italien und vollendete die zwar sehr wortgetreue, aber etwas an Sprachzwang leidende Uebersetzung von Dante's „Göttlicher Komödie“.

Manche seiner Dichtungen sind nicht ganz frei von einer gewissen religiösen Mystik, doch ist Alexander Baumgartner vergeblich bemüht, in seiner Schrift: „Longfellow's Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerikas“ (Freiburg i. Br. 1877) Longfellow zum Katholiken zu stempeln. Einen objectiven Standpunkt

nimmt Karl Knorß in seiner interessanten literar-historischen Studie „Longfellow“ (Hamburg, 1879) ein. Der letzgenannte Schriftsteller sagt u. A.: „Longfellow ist vorzugsweise Romantiker, der sich aus dem Diesseits in's Jenseits zu flüchten sucht. Die Individualität ist ihm das Höchste, und wenn er, wie die deutschen Repräsentanten der romantischen Schule, gern Themen katholisirender Tendenz wählt, so ist er doch im Herzen Protestant geblieben. Weder Mystik, noch die Schicksalsidee haben seinen Geist umnachtet. Auch theilt er mit jener Schule den Patriotismus und das Streben nach einer Weltliteratur, der er durch sein Schaffen nun selbst angehört.“ Von der Kriegsmusik in der Poesie ist er kein Freund; er liebt die Lieder, die aus dem Herzen kommen, wie Thränen unter den Augenlidern hervorquellen. Seine Muse hat den Duft des Morgens in den Locken und ihr Antlitz ist vom Geisterhauch aus romantischen Felsenruinen angeweht.

Obwohl sich Longfellow auch auf dem Gebiete des Dramas, des Romans und der Novelle versucht hat, so beruht sein Ruf und seine Bedeutung als Dichter doch vorzugsweise auf seinen lyrischen und lyrisch-epischen Schöpfungen. Als Professor am Bowdoin-College verfasste er eine ganze Reihe von Gedichten und begann die Herausgabe der Reiseeskizzen „Outre Mer or Sketches from Beyond Sea“, in denen er in höchst anziehender Weise die auf seiner ersten europäischen Reise gewonnenen Eindrücke niederlegte. Um diese Zeit veröffentlichte er auch treffliche Übersetzungen spanischer Oden. Im Jahre 1839 erschien unter dem Titel „Voices of the Night“ die erste vollständigere Sammlung seiner lyrischen Gedichte, der bald eine Sammlung von Balladen und Übersetzungen aus verschiedenen Sprachen („Ballads and Other Poems“), unter andern auch aus dem Schwedischen, folgte. Diese beiden Gedichtsammlungen fanden in Amerika und Europa den ungeteiltesten Beifall, wenn dem Autor auch nicht selten und zwar mit Recht der Vorwurf gemacht wurde, daß er in seinen Gedichten oft stärker den moralisirenden Ton anschlage, als die Poesie es erlaube. In dieser Beziehung bemerkte auch sein Landsmann Edwin P. Whipple, dessen Urtheil als das eines sachkundigen Kritikers höchst beachtenswerth ist, unter anderm Folgendes: „Longfellow's Dichtergeist hat unzweifelhaft die Neigung, den Schöpfungen seiner Phantasie eine oder die andere

praktische Nutzanwendung (some useful meaning) beizumischen und zu predigen, wo er nur singen soll (to preach when he should only sing); aber wir meinen doch, daß die seinen dichterischen Compositionen beigegebene Moral denselben nicht gewaltsam eingereiht ist, sondern sich ganz ungezwungen und natürlich aus ihnen ergiebt.“ Diesem Urtheile Whipple's schließen auch wir uns im wesentlichen an, um so mehr, als uns kein Gedicht Longfellow's, von seinen mystisch-religiösen Dichtungen abgesehen, bekannt ist, in dem er mit einer gewissen Ostentation oder in gezwungener Weise als lästiger und unbequemer Moralsprediger auftritt. So läßt er z. B. in seinem „Lebenspsalm“ (Psalm of Life) einen jungen, tharkräftigen Mann dem Psalmlisten gegenüber die Meinung vertheidigen, daß die Aufgabe des Menschen nichtträumerisches Sinnen und wehmüthiges Grübeln sei, sondern energisches Handeln und frisches Eingreifen in die Entwicklung der Dinge. Der echt amerikanische Gedanke: „Werne Arbeit und Geduld“, ist unsern deutschen Romanitern, denen Longfellow sonst nicht so fern steht, wohl nur selten gekommen. Er idealisiert das wirkliche Leben, kleidet erhabene und ernste Gedanken in einfache Worte und veredelt die schöne Form durch sittlichen Inhalt. Indem Longfellow die goldenen Fäden geistigen Schaffens in das Gewebe des gewöhnlichen Lebens einfügt, weckt er die besten Gefühle des Herzens, ohne sich in die fern liegenden Regionen abstracter Grübleien zu versetzen, in die ihm das leibliche Auge nicht zu folgen vermag. Bei seinen lyrischen Dichtungen namentlich haben wir fast immer das Gefühl, daß er uns sicher führt und das erreichbare Ziel nicht aus den Augen läßt. Er weiß, was er will, und gibt seinen poetischen Gedanken und Empfindungen eine klare und plastische Gestaltung. Dies zeigt sich z. B. deutlich in seinem trefflichen Gedicht „Der Dorfschmied“ (The Village Blacksmith). S. Anhang. Niemand wird in diesem lebensfrischen, einem schönen Genrebilde ähnlichen Gedichte ein nützliches, schulmeisterliches Moraliren finden wollen, und doch mahnt es ebenso ernst wie eindringlich zu treuer Pflichterfüllung und zu männlicher That. Weniger gelungen ist, trotz aller symbolischer Umkleidung der darin vorkommenden Gedanken, sein „Der Becher des Lebens“, betiteltes Gedicht, welches offenbar zu decirend ist und zu viel von „Unglücksnacht“ und „Schicksalstücke“ und „bitterem Fenchel“ spricht.

Longfellow's obenerwähntes Hinneigen zur romantischen Dichtungsweise spricht sich in seinem vielgepriesenen Gedichte „Excelsior“ aus; er feiert in demselben das ideale Streben nach den höchsten Zielen, welches sich durch keine irdischen Hindernisse und Verlockungen aufhalten lässt. Der mystisch-religiöse Ton, welcher in seinen neuesten dramatischen Gedichten so gewaltig vorherrscht, klingt hier schon sehr deutlich durch.

Longfellow hat ein feines Gefühl für Schönheit und Liebe; er selbst hat deren überwältigenden Zauber empfunden, und wenn er in manchen seiner Gedichte die äusseren Reize der Schönheit verherrlicht, so geschieht dies doch nie auf Kosten der Sittlichkeit. Er kennt gar wohl die verlockende Macht der „mondbeglänzten Zauber nacht, die den Sinn gefangen hält“, und bekundet dies in seinem „Endymion“, der hier und da an Platen's gleichnamiges Gedicht erinnert (i. Anhang).

Auch das dreiactige Drama „Der spanische Student“ ist ein Hymnus auf die Liebe. Als nämlich Longfellow von seiner dritten europäischen Reise nach Amerika zurückkehrte, feierte dort Fanny Elfzler durch ihre Tanzleistungen große Triumphe; dies bestimmte ihn, nach der Novelle von Cervantes: „Preciosa“, das genannte Drama zu schreiben, welches die Liebesschicksale eines Studenten von Alcala und der schönen Zigeunerin Preciosa, die ganz Spanien durch ihre Tanzkunst entzückt, zum Gegenstand hat. Das in verschiedene Sprachen übersetzte Gedicht hat wenig dramatischen Werth, aber man liest es mit Vergnügen, da es nicht nur ein echt spanisches Colorit trägt und voll glühender Poesie ist, sondern auch reizende Cultur- und Landschaftsbilder darbietet.

Die ewige Dauer der Liebe, die selbst der Tod nicht zu überwinden und auszulöschen vermag, wenn wir nur den geliebten Gegenstand treu im Herzen bewahren, besingt der Dichter in der „Brücke im Mondlicht“ und in den „Engelsspuren“ („Footsteps of Angels“). Wenn nach allem Gesagten Edwin P. Whipple dennoch meint, daß Longfellow „dem Geiste der Schönheit keine achtungsvolle Ehrfurcht (no reverence, no adoration) zolle“ und niemals mit Percy Bysshe Shelley den Ausruf „o awful Lovelines!“ thun könne, so müssen wir ersteres ebenso entschieden verneinen, wie wir letzteres bis zu einem gewissen Grade

gern zugeben. Der skeptische, mit der ganzen Glut seiner großen Seele dem Dienste der Schönheit ergebene Shelley ist eben von dem stets christlich-religiös gesunkenen Longfellow in zu vielen Punkten himmelweit verschieden. Die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Fortdauer nach diesem Leben bieten wiederholt der Longfellow'schen Muse dankbare Stoffe zu schönen Gedichten, die allerdings stark melancholisch gefärbt sind. Den bereits genannten „Engelsspuren“ schließen sich in dieser Beziehung an: „Die Hausgespenster“, „Die Resignation“, „Die alte Uhr im Treppenhaus“ u. s. w.

Das letzgenannte Gedicht, ein Seitenstück zu Hebbel's „Das alte Haus“, schildert in wirkungsvollster Weise, wie das gleichmäßige Ticken der Uhr das wechselvolle Schicksal der verschiedenen Bewohner eines altersgrauen Schlosses ahnungsvoll begleitet und das Kommen und Gehen, Entstehen und Verschwinden ganzer Geschlechter andeutet. Wir lassen die Anfangsstrophe und die beiden Schlussstrophen folgen:

Nächst dem Dorf — ehrwürdig grau —
Ragt des Schlosses alter Bau,
Hohe Pappeln stehn davor,
Werfen Schatten in das Thor,
Und es grüßt uns auf dem Flur
Mit dem Ruf die alte Uhr:
Immer — nimmer!
Nimmer — immer!

Fort sind Alle! Der in Noth,
Die vermählt und jener todt.
Frag' die Uhr ich kummervoll,
Ob ich je sie schauen soll
Wieder hier im trauten Kreis,
Wimmert ihre Stimme leis:
Immer — nimmer!
Nimmer — immer!

Nimmer hißt, doch immer dort,
Wo verschwunden Zeit und Ort,
Wo nicht Sorge mehr und Pein,
Tod und Trennung werden sein;
Niemand sarà und Niemand freit,
Ruft die Uhr der Ewigkeit:
Immer — nimmer!
Nimmer — immer!

Manche Gedichte, wie z. B. „Das offene Fenster“, „Der Seufzer“, „An die Nacht“ und ähnliche, haben Longfellow nicht mit Unrecht den Vorwurf gezogen, daß er sich zeitweise doch einem gewissen verschwommenen Quietismus hingabe, der sich mehr in sentimentalien Reflexionen, als in poesievollen Herzenglüßen offenbare. Mit mächt-

tigeren Tönen besingt er dagegen den gewaltigen Einfluß, den die uns umgebende Natur auf das Gemüth und die Phantasie des Dichters ausübt, in seinem „Geist der Dichtkunst“. Auf den für die Ewigkeit gegründeten Bergen schaut er „im Gewittersturm den Riesengeist, wie ihm die Empörung der Elemente zum Triumphlied wird“, während die stille, erhabene Majestät des Urwaldes sein Herz von der niedern Erde losreißt, und in das Aetherlicht emporhebt, in das „der Wald mit tausend Kronen taucht“. In dieser Beziehung hat Longfellow eine gewisse Ähnlichkeit mit Bryant, an den seine Gedichte „Der Regentag“ (s. Anhang) „Schneeflocken“, „Des Herbstes Kaiserzug“, „Sonnenaufgang auf den Bergen“ und „Meergras“ („Sea-Weed“) lebhaft erinnern.

Ob schon Longfellow's eigenstes Wesen dem lärmenden Treiben der Welt und den politischen und sozialen Tages- und Streitfragen fern steht, so hat er sich letzteren, wie seine „Poems on Slavery“ beweisen, doch nicht ganz entziehen können. Diese im Jahre 1842 erschienenen Gedichte schildern in ergreifender Weise das Elend und die Schrecken der Negerklaverei und legen glänzendes Zeugniß ab für seine warme Freiheits- und Menschenliebe. Die Form dieser Gedichte erinnert hier und da an Freiligrath's Dichtungsweise; wir nennen „Der flüchtige Negerklave“ (s. Anhang), „Des Sklaven Lied um Mitternacht“, „Das Quarteron-Mädchen“, „Des Sklaven Traum“ und „Die Warnung“. In dem letzten Gedichte sieht er vorahnend aus dem Institut der Negerklaverei für die Vereinigten Staaten nur eine traurige Zukunft hervorgehen und hält sogar einen blutigen Sklavenaufstand, der die Existenz der Union bedroht, für möglich. Das längere, in didaktischem Tone geschriebene Gedicht „Der Bau des Schiffes“ darf als eine Nachahmung der Schiller'schen „Glocke“ gelten, wenn es auch seinen Gegenstand in selbstständiger Weise behandelt und damit die Ansforderungen einer seefahrenden Nation befriedigt. Die patriotische Anwendung der Fertigstellung des Schiffes auf die Gründung der Union erinnert lebhaft an das im zweiten Capitel erwähnte Gedicht von Hopkinson, worin vom „neuen Dachstuhl für die föderalistischen Baumeister“ gehandelt wird.

Die Sagen und Legenden der verschiedensten Nationen haben Longfellow Stoff zu Romanzen und Balladen gegeben, die theilweise recht gelungen sind und seine Hinneigung zu mittelalterlichen Dingen

deutlich hervortreten lassen. In dieser Beziehung sind hier folgende Gedichte zu nennen: „Der Normannenfreiherr“, „Minnisink's Leichenzug“, worin ein Indianerhäuptling gefeiert wird, „Der Thurm von Brügge“, „Der Belfried“, „Nürnberg“, „Victor Galbraith“ und „The Skeleton in Armor“. Das letztergenannte Gedicht, dessen schwieriges Versmas der Autor mit großem Geschick handhabt, zeichnet sich durch eine kühne, wilskriegerische Sprache aus. Allein der darin geschilderte leidenschaftliche Kriegsheld wird milder und sanfter gesimmt durch jene Macht, die ohne Waffen überwindet und ohne Ketten in Fessel schlägt — durch die Liebe. In „Victor Galbraith“ besingt der Dichter das tragische Ende eines Trompeters, der mit seinem Regiment den Krieg gegen Mexico mitmachte und sich äußerst tapfer benahm, doch aber wegen eines Disciplinarvergehens kriegsrechtlich erschossen wurde. Wie er in „Belfried“ die Helden Flanderns feiert, so widmet er in „Nürnberg“ dieser altehrwürdigen Stadt eine lobende, erinnerungsreiche Beschreibung. Auch hier, wie im „Lebenspsalm“ und im „Dorfsschmidt“, preist der freie Bürger der transatlantischen Republik den „Adel der Kunst“ und den „Segen der Arbeit“.

Als episch-idyllischer Dichter hat sich Longfellow durch seine ums Jahr 1847 verfaßte „Evangeline“ und durch die im Jahre 1858 erschienene „Freiwerbung des Miles Standish“ („Courtship of Miles Standish“) nicht geringen Ruhm erworben. Beide Gedichte sind in Hexametern geschrieben und behandeln amerikanische Ereignisse, weshalb sie eine größere Unmittelbarkeit der Anschauung und Empfindung wider-spiegeln und von Reminiscenzen aus der europäischen Literatur ziemlich frei sind, wenn auch die Vermuthung nahe liegt, daß Goethe's „Hermann und Dorothea“ auf die Conception der „Evangeline“ nicht ganz ohne Einfluß gewesen ist. Durch seinen viel gepriesenen, aber auch wiederholt travestirten „Hiawathasang“ (Song of Hiawatha) hat uns Longfellow in mancher Hinsicht ein schönes Bild indianischen Lebens, Dichtens und Trachtens geliefert, nur der Schluß erscheint uns etwas gezwungen und tendenziös. Es entspricht nämlich dem ganzen Wesen und Charakter des Hiawatha, den uns Longfellow als den indianischen Messias geschildert hat, wenig, wenn er kurz vor seinem Scheiden von dieser Erde den Kriegern und Helden seines Volkes die fremden

Missionäre als Brüder vorstellt und nun die Rothäute und Bläßgesichter religiöse Gespräche über Christus, die Juden und die Jungfrau Maria führen läßt. Hiawatha scheidet eben nicht als Christ; er besteigt als ein Liebling des großen Geistes sein magisches Canoe und fährt bei Sonnenuntergang und unter den Klängen himmlischer Melodien nach den seligen Jagdgründen. Die Seinigen aber glauben, daß er wiederkehren und sein unglückliches Volk zu neuer Glorie bringen werde. Im übrigen ist es wol nicht nöthig, hier weiter auf den Inhalt des „Song of Hiawatha“ einzugehen. Uebersetzungen wie die von Freiligrath, Böttger und Knorz haben dem Gedichte auch in Deutschland längst die weiteste Verbreitung gesichert.

Die romantisch-mittelalterliche Richtung der Longfellow'schen Dichtungsweise dürfte uns nirgends stärker entgegentreten als in seinen dramatisirten Gedichten „The Golden Legend“, „The Divine Tragedy“ und „New-England Tragedies“. Diese drei Arbeiten werden von manchen Kritikern als ein durch geistige Fäden zusammenhängendes Ganzes, eine Trilogie, angesehen, obschon sie in großen Intervallen erschienen: die „Goldene Legende“ im Jahre 1851, die „Tragödien Neuenglands“ 1868 und die „Göttliche Tragödie“ endlich erst 1871. In gewisser Beziehung hat diese Ansicht auch etwas für sich, um so mehr, als zwei Zwischenstücke die drei genannten größern Stücke miteinander zu verbinden suchen. Als erstes Stück wird danach die „Divine Tragedy“ zu betrachten sein. Die Hauptperson ist hier Christus, er erscheint als der göttliche Heiland und Erretter der leidenden Menschheit. Man wird beim Lesen dieser Dichtung unwillkürlich an die Oberammergauer Passionsstücke erinnert. Die „Göttliche Tragödie“ wird mit der „Goldenen Legende“, die übrigens kürzlich von Frau Elise von Hohenhausen ziemlich gut ins Deutsche übertragen ist, durch das Zwischenstück „The Abbot Joachim“ verbunden. Als Bühnenstücke sind die vorstehend genannten dramatischen Dichtungen ganz unbrauchbar, aber sie sind voller Gedankentiefe und reich an lyrischen Schönheiten. Aehnliches läßt sich auch von der Erzählung „Kavanagh“ und dem Romane „Hyperion“ sagen. Während der Dichter uns in „Kavanagh“ ein liebliches, stellenweise sogar rührendes Bild aus dem idyllischen Stillleben Neuenglands vorführt, läßt

er im „Hyperion“ seine Landsleute Wanderungen durch die schönsten Gegenden Süddeutschlands und der Schweiz antreten. Ueberall streut er geistreiche Bemerkungen über Kunst, Literatur und Geschichte ein, er erzählt die anziehendsten Märchen und Legenden und legt die schlagendsten Beweise von seiner staunenswerthen Belesenheit ab. Der Held des Romans „Hyperion“, ein Amerikaner Namens Flemming, ist ein für das Edle und Schöne begeisterter Mensch, aber diese Begeisterung geht nicht über eine träumerische Schwärmerie hinaus; fast dasselbe gilt von der Hauptheldin des Buches, der Engländerin Miss Ashburton, und so kommt es, daß der Roman an einer gewissen Verschwommenheit, die der Mangel an Handlung noch vermehrt, leidet. Sein Talent im Schildern landschaftlicher Schönheiten bewährt übrigens Longfellow auch hier; am meisten aber sind wohl die trefflichen Uebersetzungen vieler deutscher Lieder zu loben, die gelegentlich dem „Hyperion“ eingereiht sind; wir erwähnen hier nur Uhland's „Schloß am Meere“ und das Volkslied:

Ich kenn' ein Mädchen die sieht so fein,
Hab' Acht!
Sie kann so falsch, wie freundlich sein;
Hüte dich, hüte dich!

Longfellow übersetzt dies so:

I know a maiden fair to see,
Take care!
She can both false and friendly be;
Beware! beware!

Als poetischer Uebersetzer überragt Longfellow fast alle amerikanischen und englischen Dichter und findet, wie Adolf Laun meint, nur bei uns Deutschen ebenbürtige Nebenbuhler. Dem alten Spruche getreu: „Willst den Dichter du verstehen, mußt du in Dichters Lande gehen!“ — besuchte Longfellow, wie oben mitgetheilt, die meisten Staaten Europas, und daher gelang es ihm auch vortrefflich, deutsche, skandinavische, französische, spanische, italienische u. s. w. Gedichte ins Englische zu übertragen. Vorzugswise haben wir Deutsche allen Grund, ihm für die ausgezeichnete Wiedergabe Goethe'scher, Uhland'scher, Heine'scher, W. Müller'scher, Platen'scher, Moser'scher und anderer Gedichte dankbar zu sein. Er hat es verstanden, alte liebe Bekannte nach Klang und Farbe, nach Inhalt und Form getreu und anheimelnd in

englischer Sprache zu reproduciren und in seinen „Poets and Poetry of Europe“ und „Poems of Places“ europäische Dichter in Amerika einzubürgern. Dies beweist u. A. seine Uebersetzung von Goethe's beiden „Nachliedern“ (s. Anhang). In seinen jüngsten Gedichten: „The Rhyme of Sir Christopher“ (1873), „Aftermath“ (1873) und „The Masque of Pandora, and Other Poems“ (1875), zeigt sich zwar hier und da eine gewisse Abnahme seiner poetischen Kraft, doch finden wir darin noch immer die frühere schöne Reinheit und Correctheit der Sprache, den volltönenden Rhythmus und den tiefen Sinn für Alles, was in Lust und Leid des Menschen Brust bewegt, ja, stellenweise klingt uns sogar ein ungetrübter Humor entgegen, wie z. B. in der in „Aftermath“ gegebenen ergötzlichen „Erzählung eines Sicilianers“ („The Sicilian's Tale“). An seine besten Zeiten erinnern die im Jahre 1875 mit der „Maske der Pandora“ zugleich publicirten Gedichte: „Morituri Salutamus“, „Birds of Passage“ und eine Reihe von Sonetten, unter denen die „Three Friends of Mine“ und „Keats“ besonders ansprechend sind.

Werfen wir noch einen kurzen Rückblick auf Longfellow's ganze Dichtungsweise, so möchten wir behaupten, daß er in vieler Hinsicht für Amerika das geleistet hat, was Herder für Deutschland leistete. Beide hatten eine tiefreligiöse Gemüthsrichtung, in beiden schlug eine stark kosmopolitische Ader, und wie Herder in seinen „Stimmen der Völker“ die deutsche Nation auf die Universalität der Poesie hinwies, fremde Dichtungen in Deutschland heimisch machte und im Verschmelzen des Eigenen und Fremden eine seltene Gabe der Aneignung und Reproduction offenbarte, so ist Longfellow durch seine „Poets and poetry of Europe“ und durch viele andere seiner Dichtungen ein mächtiger Kulturvermittler zwischen der Alten und Neuen Welt geworden und hat durch seine kosmopolitische Thätigkeit auf dem Gebiete der Literatur mehr als irgendein anderer seiner Landsleute, Washington Irving und Bayard Taylor nicht ausgenommen, zur Weckung und Stärkung des idealen Strebens und des ästhetischen Feingefühls in Amerika beigetragen. Longfellow ist ein Kunstdichter im eminentesten Sinne des Wortes, er ist ein selbstständiger, treuer Pfleger der Cultur der schönen Form gewesen, während Liebe zur Natur und ethisch-religiöser Sinn

den Grundton seiner Poesie bilden. Mit William Ellery Channing und vielen andern Dichterntheilt er das Los, daß seine letzten poetischen Productionen nicht den hohen Schwung hatten, den seine früheren besaßen; er war sich dessen bewußt, wie die rührend-bescheidenen Verse in seiner „Nachernre“ („Aftermath“) dorthun.

Die jetzt lebende Generation des amerikanischen Volkes erkennt aber in William Cullen Bryant und in Henry Wadsworth Longfellow die hervorragendsten Repräsentanten der amerikanischen Poesie, und wie Bryant an seinem 70. Geburtstage im Jahre 1864 und zehn Jahre später an seinem achtzigsten aus allen Theilen der Vereinigten Staaten ehrende Beweise der Achtung und Liebe erhielt, so wurde auch Longfellow zu dessen 70. Geburtstage am 27. Febr. 1877 von allen Seiten der wohlverdiente Zoll dankbarer Huldigung dargebracht.

Anhang.

Der Dorfschmied.

(Von Friedrich Marx.)

Im Schatten des Kastanienbaums
Des Dorfes Schmiede stand.
Der Schmied ist ein gewalt'ger Mann
Mit breiter, sehniger Hand,
Die Muskeln seines braunen Arms
Sind fest wie Eisenband.

Sein schwarzes Haar, so kraus und lang,
Sein Antlitz wie Loh' so braun,
Er schafft nach seiner Pflicht, daß ihm
Der Schweiß rinnt von den Brau'n;
Und darf, denn Schulden kennt er nicht,
Der Welt ins Auge schau'n.

Tag ein, Tag aus, von früh bis zur
Nacht
Hört ihr seiner Bälge Gesöhni,
Er läßt der wucht'gen Hämmer Schlag,
Erlingen mit Gedröhni,
Dem Küster gleich, der läutet zur Nacht,
Wenn die Sonne sank hinter die Höh'n.

Und kommen die Kinder aus der Schül',
Da lockt sie stets aufs neu
Der Essen Brand, der schnaubende
Balz;
Sie haschen ohne Scheu
Die Funken, die da sprüh'n umher,
Wie auf der Tanne die Spreu.

Und Sonntags sitzt er in der Kirch'
In seiner Buben Kreis,
Die Predigt hört er, das Gebet;
Er lauscht der frommen Weif'
Des Töchterleins, das im Chore singt,
Sein Herz bewegend leis.

Als ob ihm aus dem Paradies
Ihrer Mutter Stimme erscholl;
In Noth wol denkt der Guten oft
Der Wittwer liebenvoll,
Zerdrückt mit rauher Hand die Thrän',
Die seinem Aug' entquoll.

In Arbeit froh und sorgend geht
Durchs Leben er bedacht;
Was morgens er begann, das sieht
Der Abend schon vollbracht.
Begonnen dies, vollendet das,
Erlaust ihm die Ruh' der Nacht.

Dank dir, o werther Meister, Dank
Für gute Lehr' und Rath!
Geschmiedet sei auch unser Loos
Bei heller Funken Saat,
Auf slingendem Ambos wohlgeformt,
Gedanke, Wort und That.

Der Regentag.

(Uebersetzt von Friedrich Spielhagen.)

Der Tag ist kalt und trüb und traurig,
Es regnet und der Wind weht schaurig,
Die Rebe hängt noch an der modernden Wand,
Doch die Blätter rascheln in's weite Land,
Und der Tag ist trüb und traurig.

Mein Leben ist kalt und trüb und traurig,
Es regnet und der Wind weht schaurig,
Mein Herz hängt noch an der modern-
den Zeit,
Die hinter mir liegt, so weit, so weit —
Und die Tage sind trüb und traurig.

Sei still, mein Herz, laß ab vom Klagen!
Die Sonne scheint, ob die Wölken auch jagen;
Dein Loos — es ist das Loos von Allen,
In jedes Leben muß Regen fallen,
Mancher Tag sein trüb und traurig.

Endymion.

(Uebersetzt von Friedrich Marg.)

Der Mond ging auf; — manch' Stern- Sie kommt, wenn ihre Stunde
lein barg schlägt,
Bor seiner Pracht die Leuchte barg, Die ja der Menschheit Krone trägt,
Der zwischen Schatten durch das Land Und neigt sich dem Geliebten zu
Sein goldnes Gitter spannt. In holder Himmelstruh'.
Wie blinkt des Baches Silberwell', Wo Seelen je verbüßt erst Haß,
Als ob Dianens Bogen hell Das Leben je ein Herz vergaß,
Im Traum' entfank der schönen Frau, Da läßt sie den Schleier gern
Hingleitend durch die Au. Von Schläfers Augenstern.

Endymion ist in solcher Nacht
Der Göttin sanftem Kuß erwacht,
Als schlummernb er im Busche säumt',
Und nicht von Liebe träumt'!
Und gleich Dianens Kusse schnell
Ist ächte Liebe auch zur Stell',
Kein Ruf und keine Sehnsucht frommt,
Man sucht sie nicht — sie kommt!

O Seelen dumpf, o Augen blind,
O Herzen, die ihr schmachtet sind,
Mühelig tragt des Lebens Pein,
Ihr sollt geliebt noch sein!
Denn Keinen traf Geschick so schwer
Und nahm ihm jeden Trost, daß er
Ein Herz nicht fände, das ihn liebt
Und trautes Echo gibt.

Der flüchtige Negerklave.

(Übersetzt von Adolf Strodtmann.)

Der Neger lag im Freilichtstumpf,
Und vor ihm flackerten hell
Die Lagerfeuer am Weidenstumpf,
Oft hört' er Rossgetrampel, und dumpf
Des Bluthunds fernes Gebell.

Wo der Glühwurm scheint und die Irrwischflamme'
In Farren und Bilsenkraut;
Wo die Tann' umkleidet der feuchte Schwamm,
Wo die Edebe ragt und der Rebenstamm,
Geflekt wie der Schlange Haut;

Wohin kein menschlicher Fuß sich verlor,
Wo der giftige Nebel schwollt:
Auf den zitternden Grund im finstern Moor
Duckt' er sich hinab in das wuchernde Rohr,
Wie in sein Lager das Wild.

Ein armer Sklave! vom Peitschenschlag
Geschändet der Tyrannie;
Auf die Stirne gebrannt das Mal der Schmach,
Und ein Lumpengewand um den Körper lag,
Des Elends düst're Livrei.

Um ihn war Alles licht und schön,
Und Alles war frei und froh;
Eichhörnchen tanzten auf Baumeshöh'n,
Und Vögel erfüllten die Lust mit Getöhn,
Das jubelnd aufwärts entfloß.

Auf ihn nur fiel das Loos der Pein,
Seit er ans Licht gebracht,
Auf ihn nur blieb der Fluch des Kain
Hinab, und schmetterte ihn allein
In ewige Schmerzensnacht.

Wanderer's Night-Songs.

Thou that from the heavens art,
Every pain and sorrow stillest,
And the doubly wretched heart
Doubly with refreshment fillest,
I am weary with contending!
Why this rapture and unrest?
Peace descending
Come, ah, come into my breast!

O'er all the hill-tops
Is quiet now,
In all the tree-tops
Hearest thou
Hardly a breath;
The birds are asleep in the trees:
Wait; soon like these
Thou too shalt rest.

Wanderer's Nachtlieder.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Über allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürtest du
Kaum einen Hauch;
Die Bögelein schweigen im Walde.
Warte nur, bald
Ruhest auch du.

Bayard Taylor.

Am 19. December 1878 starb zu Berlin Bayard Taylor als Vertreter der Vereinigten Staaten von Nordamerika, im Alter von noch nicht ganz 54 Jahren. Wohl selten hat der Tod eines Mannes eine so allgemeine Trauer in den Vereinigten Staaten wach gerufen als der Bayard Taylor's. Sein Vaterland verlor in ihm nicht nur einen hochbegabten Schriftsteller und Dichter, sondern auch einen der edelsten Menschen und besten Bürger. Aber die Nordamerikanische Union stand in ihrer Trauer um den allzu früh vom Tode dahingerafften nicht allein; auch andere Nationen, namentlich Deutschland, empfanden tief und schmerzlich das vorzeitige Dahinscheiden des Mannes, dessen Namen diesseit wie jenseit des Atlantischen Oceans stets mit Ehren genannt wurde und auch ferner genannt werden wird. Die Deutschen in Amerika schätzten und liebten ihn als ihren verständnißvollsten Freund unter allen eingeborenen Amerikanern, als den würdigsten Vermittler des germanischen und anglosächsischen Wesens; und wir im alten Vaterlande

ehrten ihn als einen genauen Kenner deutscher Literatur und Wissenschaft, der mit Wärme und Erfolg deutschen Geistesgrößen und deren Schöpfungen bei seinen Landsleuten stets das Wort geredet hatte.

Bayard Taylor wurde am 11. Jan. 1825 in der Nähe von Kennett Square, einem schön gelegenen Landstädtchen in Chester-County im Staate Pennsylvania, geboren, wo sein Vater, dessen Vorfahren zu den frühesten Ansiedlern Amerikas gehörten, die Farmerei betrieb. Da seine Familie, die sich in der ganzen Umgegend von Kennett Square der höchsten Achtung erfreute, der Quäkersekte angehörte, so wurde auch der junge Taylor in diesem Glauben liebenvoll und zugleich streng sittlich erzogen. Er verlebte die Jahre seiner Kindheit unter Verhältnissen, die auf seine moralische Entwicklung ebenso wohlthätig einwirkten, wie die reine, gesunde Lust, welche von den Bergen seiner Heimath wehte, ihn physisch stärkte und kräftigte. Von früher Jugend an wurde er von seinen Eltern zu Fleiß und Aufmerksamkeit angehalten und besuchte mit ihnen die religiösen Versammlungen der „Freunde“ (Friends), wie sich die Quäker zu nennen pflegten. Auch in seinen späteren Jahren, wo er in religiöser Beziehung freiern Ansichten huldigte, bewahrte er stets den „Freunden“ eine dankbare Zuneigung. Manche seiner Schriften, in Posie und Prosa, legen deutliche Beweise hierfür ab und sind überhaupt ein treuer Spiegel der Eindrücke, die er in seiner Kinder- und Knabenzzeit empfing. Die Einfachheit, der schlichte Sinn und die offene Redlichkeit, die ihn sein ganzes Leben hindurch kennzeichneten und die er sich selbst in den höchsten Gesellschaftskreisen, in denen er sich später bewegte, zu bewahren wußte, dürfen als die kostbarsten Früchte seiner ersten Jugenderziehung gelten. Wegen ihrer beschränkten Verhältnisse konnten seine Eltern ihm keine akademische Ausbildung angeleihen lassen; allein der junge Taylor wußte durch unermüdliches Privatsstudium seine mangelhaften Schulkenntnisse möglichst zu erweitern und zu ergänzen. In seinem 17. Lebensjahr begab er sich nach dem in seinem Geburtsstaate gelegenen Städtchen Westchester, um daselbst die Buchdruckerkunst zu erlernen. Diesem Berufe blieb er zwei Jahre hindurch getreu, versuchte sich aber schon während dieser Zeit als Dichter, wie die 1844 zu Philadelphia unter dem Titel „Ximena, or the Battle of the Sierra Morena and other Poems“ erschienene Gedichtsammlung

beweist. Die meisten dieser Jugendgedichte waren schon vorher in Journalen, z. B. im „New-York Mirror“ und in „Graham's Magazine“, veröffentlicht worden, ohne dort die Aufmerksamkeit des Publikums in besonderem Grade zu erregen.

Der mächtige Trieb nach Ortsveränderung und Abenteuern, dem so viele Amerikaner unterworfen sind, belebte auch den jungen B. Taylor, der schon in der Schule auf dem Gebiete der Geographie und Geschichte alle seine Mitschüler im Wissen weit hinter sich ließ. Als Buchdrucker hatte er Gelegenheit, lehrreiche Bücher, namentlich Reisebeschreibungen, zu lesen; und so entstand in ihm der Wunsch, so bald als möglich selbst weite Reisen zu machen und die berühmtesten Städte und Gegenden in der Alten Welt zu besuchen. Durch rastlosen Fleiß und strenge Sparsamkeit gelang es ihm, sich eine Summe von 200 Doll. zu sammeln, und damit unternahm er in Gesellschaft seines Vetters Franklin Taylor in den Jahren 1844—46 eine Fußreise durch verschiedene Länder Europas und durchstreifte namentlich England, Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien. Sobald ihm das Geld ausging, was öfters der Fall war, verweilte er länger an einem Orte und verdiente sich als Buchdrucker die Mittel zur Fortsetzung seiner Reise. Heimgekehrt schilderte er die empfangenen Eindrücke und gemachten Beobachtungen in dem nicht nur in Amerika, sondern auch in England höchst beifällig aufgenommenen Buche „Views a-Foot, or Europe seen with Knapsack and Staff“. Bei aller Einfachheit der Darstellung zeichnet sich diese Schrift, zu welcher der geistvolle Nathaniel P. Willis die Vorrede schrieb, durch eine große Wärme und Frische des Gefühls aus; auch finden sich darin hier und da Gedanken ausgesprochen, die beweisen, daß die geistige Reise des damals kaum einundzwanzigjährigen Verfassers seinem Alter weit vorausgeseilt war. „Kein Volk“, sagt er z. B. einmal, „kann jemals wirklich groß und frei werden, wenn es nicht tugendhaft ist. Der Geist, welcher nach Freiheit ringt, nach reiner und ganzer Freiheit, muß auch zugleich nach allem wahrhaft Edeln und Heiligen ringen.“ Dieser Regel, die er für das Leben der Völker aufstellte, entsprach auch sein ganzes eigenes Leben. Und was er als Jungling erstrebte, das hat er als Mann voll auf errungen.

Nach seiner ersten Rückkehr von Europa leitete er etwa ein Jahr hindurch zu Phönixville in Pennsylvania eine Zeitung, ging aber dann nach New-York, wo es ihm gelang, unter Horace Greeley ständiger Mitarbeiter an der „New-York Tribune“, eines der bedeutendsten Blätter in den Vereinigten Staaten, zu werden. Sein eiserner Fleiß und sein liebenswürdiges Wesen verschafften ihm bald eine hervorragende Stellung in dem Redaktionspersonal dieses weitverbreiteten einflussreichen Blattes. Noch in demselben Jahre (1848) veröffentlichte er eine zweite Gedichtsammlung unter dem Titel „Rhymes of Travel, Ballads and other Poems“; diese Reisegedichte und Balladen gründeten seinen Dichterruf und veranlaßten sogar den äußerst schwer zu befriedigenden Kritiker Edgar Allan Poe zu folgendem Urtheile: „Bayard Taylor ist, was die Ausdrucksweise (expression) betrifft, unzweifelhaft den sorgfältigsten, feurigsten und kräftigsten Dichtern Amerikas der ältern wie der neuern Zeit beizuzählen. Der volltönende, sein abgemessene Rhythmus (the sonorous, well-balanced rhythm) seiner Dichtungen erinnert mich häufig an Thomas Campbell.“ Als besonders gelungen sind aus der genannten Sammlung vornehmlich die Dichtungen, welche speziell amerikanische Saiten anschlagen, wie z. B. „The Bison Track“ und „El Canalo“, wenn sie auch seinen späteren Gedichten, wie unter anderm der „Ode von Shelley“ und „Ariel in the Cloven Pine“, nicht ganz gleichkommen. Ein kleines, aber sehr charakteristisches Gedicht, welches ebenfalls aus dem Jahre 1848 stammt, veröffentlichte ein gewisser Henry S. Clubb in der „New-York Tribune“, als die Kunde von dem Hinscheiden Taylor's nach Amerika gelangte. Taylor gab dasselbe seinem Freunde D. C. Henderson, einem Mitarbeiter an der „Tribune“, und dieser schenkte es seiner Schwester Anne B. Henderson, die später den genannten Clubb heirathete. Das Gedicht, welches Frau Clubb als ein theures Andenken in Taylor's eigener Handschrift in ihrem Album aufbewahrt, lautet also:

Upon the world's great battle-field the brave
Struggle, and win and fall. They proudly go,
Some to unnoticed graves, and some to stand
With earth's bright catalogue of great and good.
Who, urged by consciousness of noble aims,

Stands breast to breast with every evil thought,
 Subduing until stricken down, shall pass
 In warrior glory to his long repose,
 And his good deeds rest like a banner-pall —
 Telling the faith he fought for, to the world —
 Upon his memory for all coming time.

Diese in keine von Taylor's Gedichtsammlungen aufgenommenen und bisher nicht gedruckten Verse könnten als ein würdiges Epitaph auf dem Grabe des Dichters dienen. Klar und lauter spricht sich in ihnen der auf das Edelste und Höchste gerichtete Sinn des Verfassers aus, der niemals ermüdete, das einmal gesteckte Ziel zu erreichen.

Im Jahr 1849 besuchte Taylor das kurz zuvor von den Vereinigten Staaten erworbene Californien und kehrte von dort über Mexiko am 10. März 1850 nach New-York zurück.

Die Beschreibung dieser Reise, welche er bald darauf unter dem Titel „Eldorado or Adventures in the Path of Empire“ herausgab, fand bei ihrem ersten Erscheinen einen solchen Beifall, daß in Amerika davon binnen zwölf Tagen 10,000 und in Europa binnen wenigen Jahren 30,000 Exemplare verkauft wurden. Die Entdeckung der Goldregionen Californiens geschah wenige Wochen nach dem Friedensschluß von Guadalupe-Hidalgo, durch welchen das Land von Mexico an die Nordamerikanische Union abgetreten worden war. B. Taylor, der mit offenem Blick und unbefangener Aufmerksamkeit das schnelle Wachsen und den wundersamen Aufbau des neuen Staates an den Ge- staden des Stillen Meeres beobachtete, hat nun in seinem Buche ein treues Bild von den californischen Zuständen in den Jahren 1849 und 1850 entworfen und damit einen wertvollen Beitrag zu der Entstehungsge schichte dieses reichen Landes geliefert. In dem Gedicht „On Leaving California“ aber hat er auch in poetischer Form die Eindrücke wiedergegeben, die er in dem Goldlande empfing. Nach seiner californischen Reise arbeitete er mit verdoppeltem Eifer auf der Redaction der „New-York Tribune“. In der Phi-Beta-Kappa-Societät, einem sich mit literarischen und wissenschaftlichen Dingen vielfach beschäftigenden Verein am Harvard-College, trug er das längere Gedicht „The American Legend“ vor und besorgte die Herausgabe einer neuen Gedichtsammlung, welche den Titel führte: „Book of

Romances, Lyrics and Songs". Auch mag hier erwähnt werden, daß er die Sängerin Jenny Lind, als sie im Jahre 1850 nach Amerika kam, durch ein Preisgedicht feierte.

In diese Zeit von Bayard Taylor's Leben fällt ein Ereigniß, welches nur wenig bekannt sein dürfte. Ein amerikanisches Blatt „The Portland Transcript“, kam bald nach Taylor's Tode darauf zurück und berichtet darüber in der Hauptsache wie folgt: Bayard Taylor lernte schon als Knabe in seiner Geburtsgegend ein junges Mädchen kennen, zu welchem er sich mächtig hingezogen fühlte und das seine Liebe erwiderte. Das Verhältniß blieb ein zartes und reines, und selbst die jahrelange Trennung, welche durch die erste Reise nach Europa veranlaßt wurde, konnte in Taylor das Andenken an die Geliebte nicht verlöschern. An sie richtete er denn auch von Italien aus ein tiefempfundenes, „Italy“ überschriebenes Gedicht. Dieser warme poetische Liebesgruß legt ein deutliches Zeugniß ab für die Treue, welche der junge Taylor der fernen Jugendgeliebten mitten unter den mannsfachen Reizen, die Italien ihm in reicher Fülle darbot, bewahrte. In die Heimath zurückgekehrt, wünschte Taylor nichts sehnlicher als eine baldige Verbindung mit seiner Braut; allein die materiellen Mittel erlaubten eine solche nicht. Er gab sich daher, wie bereits oben geschildert, alle Mühe, eine selbstständige, einträgliche Existenz zu gewinnen, und nach seiner Heimkehr von Californien schienen die pecuniären Hindernisse seiner Verheirathung aus dem Wege geräumt zu sein. Da aber trat eine andere Störung dazwischen. Seine Braut wurde recht frank und kein Mittel vermochte ihr die Gesundheit wiederzugeben. Was man lange gefürchtet, wurde endlich zur traurigen Gewissheit: seine Verlobte litt an der Auszehrung und welkte, einer geknickten Blume gleich, schuell dahin. Taylor pflegte die Kranke mit der hingebendsten Liebe und wisch die letzte Zeit nicht von ihrer Seite; als die Sonne ihres Lebens immer tiefer sank und alle Hoffnung auf Gesundheit schwand, sah er den Entschluß, die Geliebte zu heirathen. Nach kurzem Widerstreben flügte sich dieselbe seinem Willen; allein nach wenigen Wochen löste der Tod das kaum geschlungene eheliche Band. Tief gebeugt nahm Taylor mit anstrengendem Fleiße seine Redactionsarbeiten wieder auf, aber auch seine sonst so feste Gesundheit war hart

erschüttert worden, und er bedurfte der Erholung, wenn er nicht ebenfalls sich eine schwere Krankheit, vielleicht den Tod zuziehen wollte. Taylor hatte, wie sein Freund R. H. Stoddard von ihm sagt, eine „sonnige Natur“ (a sunny nature); sein emsiges Arbeiten und fleißiges Studiren verdarb ihm selten oder nie die Laune; sein Heimwesen in New-York war einfach, aber wohltuend und angenehm; er sah oft seine Freunde und Gesinnungsgenossen bei sich, liebte bescheidene Vergnügungen und besaß die beneidenswerthe Kunst, unangenehme Dinge möglichst fern von sich zu halten. Ein schweres Unglück vermochte er jedoch nicht von sich abzuwenden, und das war jener frühzeitige Tod seiner geliebten jungen Frau, deren Andenken, wie Stoddard bestätigt, er das ergreifende Gedicht „Moan, ye wild winds, around the pane“ widmete (s. Anhang). Auch in anderen seiner Gedichte findet der Schmerz um die verlorene Gattin einen, wenn auch sanftm̄ poetischen Widerhall, so z. B. in „The Mystery“ und „The Phantom“. Der traurigen Geschichte seiner ersten Ehe wurde übrigens selten und dann nur in vertrauten Kreisen Erwähnung gethan, wie das obengenannte Blatt „The Portland Transcript“ ausdrücklich hervorhebt.

Da Taylor durch sein Buch über Californien verhältnismäßig reiche Einnahmen gehabt hatte, fasste er den Entschluß, eine Reise großartigen Stils zu unternehmen, um so mehr, als, wie er selbst in der Vorrede eines über diese Reise berichtenden Werkes bemerk't, es nothwendig geworden war, seinen „von schwerer Arbeit erschöpften Körper“ zu stärken. Eine frühere Erfahrung, die er auf seiner Reise durch Mexico gemacht hatte, bürigte ihm dafür, daß er seinen Zweck am besten erreichen würde, wenn er Aegypten und überhaupt wärmere Gegenden besuchte. So verließ er denn Ende August 1851 Philadelphia und durchwanderte Spanien, Sicilien, Aegypten, Nubien, Kleinasien und Syrien, sah Ostindien und China und schloß sich zuletzt noch der Expedition an, die sein Landsmann, der Commodore Perry, nach Japan unternahm. Das literarische Ergebniß dieser langen Reise, von der er am 20. Dec. 1853 nach New-York zurückkehrte, war eine ganze Reihe theils prosaischer, theils poetischer Schriften, die in Amerika und England wiederholte Auflagen erlebten und von denen einige auch ins Deutsche übertragen worden sind. Zu den in Prosa geschriebenen

Werken gehören folgende: „A Journey to Central Africa, or Life and Landscape from Egypt to the Negro Kingdoms of the White Nile“ (1854), „The Lands of the Saracen, or Pictures of Palestine, Asia Minor, Sicily and Spain (1854) und „A Visit to India, China and Japan“; zu den in gebundener Röde verfaßten Werken zählen aber die drei Gedichtsammlungen: „Poems and Ballads“ (1854), „Poems of the Orient“ (1855) und „Poems of Home and Travel“ (1855). Aus den orientalischen Gedichten lassen wir im Anhange zwei kleine Proben folgen.

Wir glauben nach Mittheilungen, die uns von seiner zweiten Frau direkt zugingen, nicht irrezugehen mit der Annahme, daß Taylor auf einer seiner späteren Reisen in Deutschland, wo er einen Reisegefährten vom Nil in Thüringen besuchte, eben seine zweite Frau Maria, Tochter des bekannten Astronomen Peter Andreas Hansen, Directors der Sternwarte Seeberg bei Gotha, kennen lernte.

Die unbändige Wanderlust, welche Taylor beselte, ließ ihn selbst nach der weiten, mehr als 50,000 englische Meilen umfassenden Reise durch verschiedene Länder von Europa, Asien und Afrika nicht lange Ruhe in der Heimath finden. Raum sind seit seiner Rückkehr von Japan zwei und ein halbes Jahr verglossen, so sehen wir den unermüdlichen Touristen schon wieder auf einer Reise über den Ocean begriffen. Diesmal war sein Hauptziel der Norden Europas, denn er besuchte vorzugsweise Dänemark, Schweden, Norwegen, Lappland, Russland und Polen; er machte aber auch einen Abstecher nach Griechenland und Kreta. Was er in allen diesen Ländern gesehen und erlebt, schilderte er theils während der Reise, theils nachdem er im October 1858 glücklich nach Amerika heimgekehrt war, in folgenden Werken: „Northern Travel: Summer and Winter Pictures, Sweden, Denmark and Lapland“ (1857), „Travels in Greece and Russia, with an Excursion to Crete“ (1859), „At Home and Abroad: a Sketchbook of Life, Scenery and Men“ (1859). Auch diese Arbeiten dienten dazu, Taylor's Ruf als Verfasser von Reisebeschreibungen zu erhöhen, obgleich nicht verhehlt werden darf, daß manche seiner Darstellungen, wenn sie sich auch angenehm lesen, doch der wünschenswerthen Correctheit und

Gründlichkeit ermangeln, und deshalb vor einer strengen Kritik nicht überall bestehen. Nicht selten ist Dichtung mit Wahrheit gemischt; die individuellen Eindrücke entsprechen nicht immer den wirklichen Thatsachen und Verhältnissen. Was das londoner „Athenaeum“ von seinem „At Home and Abroad“, von dem übrigens im Jahre 1862 eine zweite Reihenfolge erschien, sagte, es sei „mehr angenehm als correct verfaßt“ (pleasantly rather than correctly executed), gilt auch von manchen andern seiner Reisebeschreibungen. Bayard Taylor schrieb eben sehr schnell, und da ein großer Theil seiner Reiseschilderungen zuerst in Tagesblättern, zumeist in der „New-York Tribune“ erschien, so hatte er es im ganzen mehr auf Unterhaltung als auf gründliche Belehrung abgesehen. Sein „The Poet's Journal“, welches 1862 in Boston (Massachusetts) und in London veröffentlicht wurde, darf als eine poetische Selbstdiographie angesehen werden. Den Totaleindruck seiner Nordlandsreise faßt er ungefähr in folgender Weise zusammen: „Mein Ausflug nach dem Polarlande kommt mir vor wie eine lange, lange Nacht voller glänzender Träume, aber doch Nacht und nicht Tag. Es ist gut, den Norden zu sehen, selbst nach dem Süden; wie aber niemand die Tropen wieder verläßt, ohne dann und wann lebhaft die Sehnsucht nach Rückkehr zu empfinden, so wird keiner, der einen Winter innerhalb des Polarkreises verlebt hat, Verlangen tragen, die Erfahrung noch einmal zu machen.“ Auch von Taylor's „Reisen in Griechenland“ liegt uns eine deutsche Bearbeitung vor, und zwar aus der Feder seiner zweiten Frau. Der Verfasser hat sich, wie er selbst in der Vorrede zu dem genannten Buche bemerk't, in seiner Beschreibung Griechenlands viel mehr den Anschauungen der physischen Beschaffenheit des Landes, sowie dem Charakter und den Sitten der heutigen Bevölkerung zugewandt, als der vergangenen Landesgeschichte und ihren classischen Ideenverbindungen. In Bezug auf die Ethnologie Griechenlands schließt sich Taylor im wesentlichen den Ansichten Fallmerayer's an und behauptet, daß die heutigen Griechen ein gemischtes Volk seien, in welchem das slawische Element vorwiege, da echt griechisches Blut nur in einigen wenigen Gegenden gefunden werde. In den 24 Capiteln, welche das Buch ausmachen, schildert er Dalmatien, Athen, den Hof König Otto's, religiöse und bürgerliche Feste, die Höhlen, Berge und Labyrinth Kretas,

den Peloponnes, den Parnass, die Behausungen der Musen, Euböa sc. Der größte Fortschritt, welchen Griechenland, nach Taylor's Ansicht, seit seiner Befreiung von den Türken bis zum Jahre 1858 gemacht, hat auf dem Gebiete des Handels stattgefunden, dagegen liegen Ackerbau und Forstcultur sehr im Argen. Die oft gehörte Klage, daß Griechenland ein armes Land sei, hält er für unbegründet; er sagt in dieser Beziehung: „Die Wahrheit ist, daß das Land sich in Armut befindet, weil die Entwicklung seiner Hülfsquellen auf unverantwortliche Weise vernachlässigt wurde. Ein Umstand, der vielleicht mehr als alles Andere diese Entwicklung verhindert, ist die religiösgemäße Faulheit der griechischen Landbebauern. Eine Glaubenslehre, welche die Hälfte der Tage im Jahre in Heiligkeitage verwandelt, an denen irgendeine Arbeit zu verrichten sündhaft ist, würde ein jedes Land der Erde zu Grunde richten. Zu diesen Heiligkeitagen kommen noch drei bis vier große Fastenzeiten und eine ganze Menge kleinerer, welche etwa 150 Tage im Jahre oder fünf Monate ausmachen. Dieselben werden aufs strengste beobachtet, und obwohl der mäßig lebende Griechen seinen Hunger mit Brot, Oliven und Zwiebeln stillt, so wird doch seiner Arbeitsfähigkeit dadurch beträchtlicher Abbruch gethan. Um die Gebrechen des Landbebauers zu krönen, bedenke man noch seine unmäßige Eitelkeit, welche ihm nicht erlaubt, daran zu glauben, daß es eine höhere Kenntniß in der Welt gebe, als seine eigene. Ein Engländer, der sich seit langer Zeit in Griechenland niedergelassen, versicherte mir, daß dieser Charakterzug es ihm fast unmöglich mache, seine Arbeitsleute anzulernen. Sobald er etwas anordnete, ward er jedesmal, anstatt Gehorsam bei ihnen zu finden, darüber belehrt, wie man es besser machen könnte. Nach einer vierundzwanzigjährigen Erfahrung verzweifelte er beinahe an der Möglichkeit ihrer Besserung.“

Während der Jahre 1862 und 1863 lebte Bayard Taylor, vom Präsidenten Abraham Lincoln dazu bestimmt, zuerst als Legationssecretär, später als Geschäftsträger der Vereinigten Staaten am Hofe von Petersburg. Nachdem er diese Stelle, welche er übrigens zur völligen Zufriedenheit seiner Regierung bekleidete, aufgegeben hatte, verweilte er längere Zeit auf seinem schön gelegenen Landsitz Cedarcroft in der Nähe von Philadelphia und machte von dort eine Sommerreise

in die Felsengebirge, deren Beschreibung uns in dem Buche „Colorado, a Summer Trip“ vorliegt.

Die ländliche Zurückgezogenheit in Cedarcroft scheint Taylor vorzugsweise zur Abschrift einiger Romane benutzt zu haben; wenigstens erschienen um diese Zeit, außer dem erzählenden Gedicht „The Picture of St. John“, die Romane „John Godfrey's Fortunes“, eine Geschichte aus dem amerikanischen Leben, und „The Story of Kennett“; der Roman „Hannah Thurston“ war schon ein wenig früher (1863) veröffentlicht worden. Sein letztes hierher gehöriges Werk, welches indeß mehr eine Novelle als ein Roman ist, heißt „Joseph and his Friends“, und kam zuerst in der Monatsschrift „The Atlantic Monthly“ im Jahre 1870 zum Abdruck. Von seinen kleineren novellistischen Arbeiten, die er gelegentlich z. B. zur Weihnachtszeit, für die „New-York Tribune“ schrieb, können wir hier füglich abssehen; die genannten vier größern Romane oder Novellen aber sind beachtenswerther; sie wurden auch ins Deutsche übertragen, „Hannah Thurston“ sogar ins Russische. Der Verfasser gibt in diesen belletristischen Schriften anschauliche und fesselnde Bilder aus dem Privat- und öffentlichen Leben des amerikanischen Volkes. „The Story of Kennett“ hat Taylor seinen Freunden und Nachbarn von Kennett Square, seinem Geburtsorte, gewidmet. Die Handlung spielt in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts und zwar in derselben Gegend, wo er die ersten Jahre seines Lebens verlebte und wo sein Landgut Cedarcroft, auf dem er so gern weilte, liegt. Manche seiner ländlichen Freunde bewohnen noch dieselben Häuser und bebauen noch dieselben Felder, welche er den in seinem Buche handelnd auftretenden Personen zuertheilte. „Ich weiß recht wohl“, so redet Taylor in der Vorrede des Romans „Kennett“ seine Nachbarn und Freunde an, „dass in der nachfolgenden Erzählung Wahrheit und Dichtung so sorgsam mit einander verwoben sind, dass es Ihnen häufig schwer fallen wird, sie zu sichten. Die lieblichen idyllischen Landschaften, mit denen ich aufs innigste vertraut bin, sind, ich möchte sagen, bis auf jedes Feld und jeden Baum tren der Natur nachgezeichnet, und sie zu erkennen wird Ihnen ein Leichtes sein. Viele unter Ihnen werden ohne Schwierigkeiten errathen, wer die Urbilder von Sandy Flash und Deb Smith sind; einige wenige mögen sich auch wohl des edlen Rosses er-

innern, welches seinem Herrn denselben Dienst leistete, den ich dem Helden der Erzählung Roger zuertheile. Außerdem ist noch manches andere wirklichen Quellen entlehnt; da ich jedoch nicht strenge Rücksicht auf die geschilderten Ereignisse genommen und Zeitpunkte und Persönlichkeit nach Belieben verrückt habe, werden Sie ohne Zweifel das der Dichtung häufig beimesse, was ich den Familientraditionen zu verdanken habe". Die von Taylor geschilderten Sitten und Gebräuche, obgleich jetzt manchfach in Vergessenheit gerathen, sind von ihm gewissenhaft und pietätvoll der Zeit entnommen, die er zur Darstellung brachte. Im Uebrigen hat das Landleben in dem Theile von Pennsylvania, wo die „Geschichte von Kennett“ spielt, die Elemente englischer Abstammung treuer in sich bewahrt als das Landleben von Neuengland oder Virginien. Noch vor wenigen Jahrzehnten war der conservative Einfluß der Quäker in der Gegend von Kennett Square ein so mächtiger, daß er selbst da fortführ, das Leben und seine Sitten zu gestalten, wo die religiöse Anschauungsweise dieser Sekte die Bevölkerung nicht mehr zu durchdringen vermochte. In der Gegenwart, wo die Dichtung es liebt, sich in abnormen Charakteren und psychologischen Rätseln von mehr oder minder frankhafter und oft anstößiger Natur zu ergehen, begrüßen wir den Versuch Taylor's, die Lebenselemente einer schlichten und natürwüchsigen Landbewohnerschaft zur Anschauung zu bringen, mit ungetheiltem Vergnügen. Auf uns hat das Lesen des in Rede stehenden Romans den Eindruck gemacht, daß nur ein liebenswerther und guter Mensch ihn schreiben konnte, der viel gearbeitet und viel gekämpft hat und schließlich zu der Erkenntniß kam, daß „ein biederer und treues Herz stets das ersehnte Ideal in der Liebe erfäßt“.

So wohl sich Taylor auch in Cedarcroft bei seinen näheren Landsleuten in Pennsylvania gefiel, so ging er doch schon in den Jahren 1866—68 und 1872—74 wieder nach Europa, wo er sich vorzugsweise theils in Thüringen, theils in Italien und der Schweiz aufhielt. Von Gotha aus sandte er im December 1872 ein treffliches Gedicht an die „New-York Tribune“, worin er das Andenken seines kurz zuvor verstorbenen väterlichen Freundes Horace Greeley feierte. Aus dem letztgenannten Jahre stammt noch eine andere, sehr eignethümliche Dichtung, in welcher Taylor den Versuch macht, die Geheimnisse der gött-

lichen Allmacht durch die Poesie zu erklären. Dies in dramatischer Form bearbeitete und „The Masque of the Gods“ betitelte Gedicht ist voll der schönsten und tiefsten Gedanken, bewegt sich aber doch vielfach in einem wunderbaren mystisch-philosophischen Halbdunkel und ist deshalb für die Bühne keineswegs geeignet. Als handelnde Personen, soweit von einer dramatischen Handlung hier überhaupt die Rede sein kann, treten darin die Götter der verschiedensten Völker und Zeiten auf, wie z. B. Brahma, Baal, Elohim, Ormudz, Ahriman, Perun, Odin, Manito, Jupiter, Apollo und Immanuel; die Rolle des Chors übernehmen dagegen Berge, Felsen, Höhlen, Meere, Flüsse, Bäume, Wölfe und Schlangen. Zuletzt erscheint auch noch der Mensch. Die erste Scene spielt auf einer Hochebene Indiens. Vom Lichte des Mondes erglänzen weithin die Spitzen der Berge; ein feierliches Stillschweigen herrscht überall, welches zuerst unterbrochen wird durch die rauhe Stimme der Felsen, die in ihren steinernen Herzen fühlen, daß eine Wandlung der Dinge vorgegangen ist. Sie vermissen das Opferblut, das auf ihnen floß, und die Opferfeuer, die auf ihnen emporflammten. „Wir waren und sind“, rufen sie aus, „doch der Mensch ist nicht mehr derselbe“. („We were and are, but Man is not the same“.) An den Gesang der Felsen schließt sich der der Höhlen, die darüber klagen, daß die mystischen Geheimnisse (the mystical secrets), die ihnen früher göttliche Verehrung verschafften, dahingeschwunden. Darauf folgen die Schlangen und dann die Wölfe, welche ebenfalls den Niedergang der Zeiten beklagen, in welchen der Mensch ihnen eine gewisse Zauberkraft beilegte. Ihnen gebietet aber Odin Schweigen und ruft ihnen zu: „Was wollt ihr hier, wo Götter selbst verschwinden und kaum sich bemerkern oder das Echo ihrer Stimme vernehmen!“ Odin wird durch den Gott Perun abgelöst, der sich röhmt, die älteste der grausamen Gottheiten zu sein, deren Existenz noch jetzt durch die rohe Kraft des Menschen gefrisstet werde. Nach Perun erscheinen auch noch Baal und Manito und discutiren die Frage, ob sie wirkliche Götter seien oder nur Phantasiegeschöpfe derer, die vor ihnen gekniet. Baal wird unwillig bei dem Gedanken, daß er von einem höhern Wesen abhängig sei; er wird aber durch Odin zur Ruhe verwiesen mit den ebenso scharfen wie demütigen Worten:

Peace, ignorant savage! To thy Lord and mine
 Dream no rebellion. By his leave we are
 No less than man's necessity. But what
 He is, where throned and how upheld in power
 I fain would know.

Da ertönt aus dem unendlichen Raume die Stimme, deren mächtiges Wort das Weltall schuf, und die Götter, der Mensch und die Natur vernehmen die Worte: „Ich bin der ich bin“. („I am that I am“.) Und sämmtliche Götter rufen: „Wir vermögen dich nicht zu fassen, doch wir beugen uns vor dir. Gehören wir dir, oder werden wir nicht mehr sein, wenn die Menschen nicht mehr an uns glauben?“ Die allmächtige Stimme antwortet: „Mein seid ihr, aber auch des Menschen“. („Mine ye are, also Man's“.)

Hierauf folgt die zweite Scene. Im Vordergrunde befinden sich die Ruinen eines Dorischen Tempels am Ufer des Aeäischen Meeres; im Hintergrunde erblift man ein weites Thal, die Berge erglänzen von der aufgehenden Sonne und leise vom Winde bewegt beginnen die Bäume ihren Gesang, dem sich Flüsse, die Berge und das Meer anschließen. Auf diese mystischen Gesänge folgt ein Gespräch zwischen Jupiter, Elohim, Ormudz, Ahriman, Apollo, Immanuel und dem Menschen. Der Einfluß der griechischen Cultur und die Wirkungen des christlichen Glaubens auf die Entwicklung der Menschheit treten sich in scharfem Contrast gegenüber. Apollo erklärt, er habe in dem Menschen den Sinn für Harmonie, Anmut und Schönheit geweckt, die letztere sei das Gesetz der Götter (Beauty is the order of the Gods); wer die Schönheit erfasse und begriffen habe, der lebe. Immanuel stellt aber die Liebe über die Schönheit, erst durch die Liebe gelange man zur Wahrheit. Die dritte und letzte Scene zeigt eine schöne, herrliche Landschaft in vollstem Sonnenglanze. Die „Masterade“ begann mit der Mitternacht, dann folgte die Morgendämmerung und schließlich kam der helle Tag. Immanuel, der Mensch gewordene Gott, predigt die Religion der Liebe und lehrt Saufmuth und Demuth. Der Chor der Geister singt das Lob des einen und allmächtigen Gottes der Liebe, die Gottheiten müßten schwinden, nachdem sie ihr Werk vollbracht. Apollo beugt sich in Demuth, wünscht aber, dem Menschen die Schönheit er-

halten zu wissen, denn ohne sie könne er nicht leben; eine kalte, ascetische Lehre wirke ertödend auf Herz und Geist. Dies erkennt auch der christliche Gott an, indem er dem Gott der Schönheit zuruft: „Live! Beauty is of me!“ So schließt das Gedicht versöhnend und verheißt dem Menschen Heil und Segen in der richtigen Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen.

Bevor Taylor im Jahre 1874 Europa verließ, um nach Amerika zurückzukehren, unternahm er noch eine abermalige Reise nach Aegypten; auch fand er Gelegenheit, an der tausendjährigen Jubelfeier in Island, die er durch ein Gedicht verherrlichte, in Gemeinschaft mit seinen in weiteren Kreisen bekannten Freunden und Landsleuten Cyrus W. Field und Murat Halstead teilzunehmen. Während seines letzten Aufenthaltes in Deutschland hatte er das längere Gedicht „Lars“, welches die Geschichte der alten skandinavischen Niederlassungen am Delawareflusse behandelt, und das Drama „Der Prophet“ verfaßt; außerdem aber hatte er reiches Material zu weiteren und größeren Arbeiten, namentlich zu einer Goethebiographie, gesammelt. Auch war er durch die Herstellung der deutschen Reichseinheit zur Absfassung einer „Geschichte von Deutschland“ (History of Germany) für amerikanische Schulen bestimmt worden. Dieses Buch ist von seiner geistreichen und gebildeten Frau, die er selbst einmal als seine „treue Arbeitsgenossin“ und „sein gutes Gewissen in literarischen Dingen“ bezeichnete, und der er das Gedicht „Ein Weib“ (s. Anhang) widmete, ins Deutsche übersetzt worden. Was das dramatische Gedicht „Der Prophet“ anbetrifft, so hat Taylor in demselben offenbar das Mormonenthum, welches den Vereinigten Staaten so viel zu schaffen macht, dramatisch zur Darstellung zu bringen versucht. Soviel uns bekannt, hat vor Taylor kein anderer amerikanischer Dramendichter dies Sujet benutzt, wenn auch die seltsame Lehre und die theokratischen Institutionen sowie die materiellen Erfolge der „Heiligen des letzten Tages“ schon früher den Stoff zu novellenartigen Erzählungen hergegeben hatten. Das Stück hat fünf Acte, von denen der erste in Neuengland, die folgenden aber in einem westlichen Unionstaate spielen. Zwischen dem ersten und zweiten Act ist ein Zwischenraum von zwei Jahren, zwischen dem zweiten und dritten einer von einem Jahre. Der Haupheld ist ein gewisser David Starr,

dessen Mutter Hannah schon früh in ihrem Sohne eine höchst begabte Natur erblickt, während der Vater Elkanah ihn für einen simpeln Träumer hält. Für die Blüthe ist Taylor's „Prophet“ schwerlich geeignet; gleichwohl weist das Stück viele poetische Schönheiten und eine feine Seelenmalerei auf. David Starr, dessen Charakteristik wohl dem Dichter am besten gelungen ist, kann nicht für einen Helden gehalten werden; er ist mehr der Betogene als der Betrüger; indem er sich selbst täuschte, täuschte er andere. Meisterhaft hat Taylor die Allgewalt der Liebe geschildert. Zwei Frauen kämpfen um des Propheten Liebe: die sanfte, still ergebene Rhoda, als umsichtig schaltende Hausfrau, und die mehr berechnende, aber leidenschaftliche Livia, als geißige Stütze des schwankenden Schwärmers, der aber doch, als der Tod ihm auf die Lippen tritt, dem edlen Weibe den Vorzug gibt.

Bon hohem Werthe ist Taylor's Uebersetzung von Goethe's „Faust“; wir glauben, daß keine bessere, als diese, in der englischen Sprache existirt, und lassen im Anhang eine Probe daraus folgen. Von dieser vortrefflichen Uebersetzung erschien eine autorisirte Ausgabe im Verlag von F. A. Brockhaus (1870 und 1871). Wo er die Wahl hatte zwischen einer mehr sinngetreuen und einer mehr melodischen Wiedergabe des Originals, wählte er mit Recht stets die erstere.

Zu den letzten Gedichten Taylor's, die sich durch erhabene Bilderspracht, tiefe poetische Wärme und dithyrambischen Schwung auszeichnen, gehört zunächst seine „Ode an Columbia“, welche er zur Feier des 4. Juli 1876 dichtete und bei der Eröffnung der Weltausstellung zu Philadelphia in dem obengenannten Jahre selbst öffentlich vortrug; dieselbe wurde von Adolf Strodtmann ins Deutsche übertragen. Dann ist noch sein „Song of 1876“ zu erwähnen, den er für einen deutschen Gesangverein in New-York componirte, sowie das Gedicht, mit welchem er John Greenleaf Whittier, den „Eremiten von Nemsbury“, an dessen 70. Geburtstage, 17. December 1877, begrüßte und als einen „Apostel der Freiheit und des Rechts“ feierte. Schließlich gehört hierher die Ode, welche er im Januar 1878 dem Andenken des unerwartet schnell dahingeschiedenen italienischen Königs Victor Emanuel widmete und die „The Obsequies in Rome“ betitelt ist. Taylor, schon von früher her in Italien bekannt und geliebt, gewann

sich durch diese Dichtung, in welcher er auch die Verdienste von Cavour, Mazzini und Garibaldi um die Befreiung und Einigung Italiens anerkennend hervorhob, noch in erhöhtem Maße die Zuneigung und Achtung der Italiener.

Der Schwanengesang Taylor's war sein bereits erwähntes lyrisch-dramatisches Gedicht „Prince Deukalion“, welches seltsamerweise bei Trübner zu London an demselben Tage im Druck erschien, an welchem der Dichter aus diesem Leben schied. Es ist unverkennbar, daß das Studium des Goethe'schen „Faust“ sich in dieser Dichtung widerspiegelt, obgleich dieselbe ihre eigenen großen Vorzüge und Schönheiten hat. „Prinz Deukalion“ ist gleichsam ein Pendant oder eine Fortsetzung der „Masterade der Götter“. Die Hauptabsicht des Gedichtes, „the central design or germinal cause“, wie der Verfasser selbst sagt, geht darin, ein Bild von dem Ringen der Menschheit zu entwerfen, sich auf dieser Erde möglichst vollkommene und darum zufrieden stellende und beglückende Lebensverhältnisse zu erkämpfen. Das Ende aller besondern irdischen Erscheinungen und Begebenheiten entspricht mehr oder weniger dem Anfange derselben, denn es ist dem Keime nach in diesem enthalten. Dieser Satz gilt auch von dem Entwicklungsgange der Menschheit. Wissen, Religion, Kunst, staatliche Organisation und alle die mannigfachen Bedürfnisse der menschlichen Natur fördern oder hindern abwechselnd den Fortschritt; sie täuschen fast ebenso oft, wie sie Hoffnungen erfüllen, und hören darum nicht auf, in schwächeren Naturen den Glauben zu erschüttern, daß die Menschheit schließlich doch den Höhegrad der Vollkommenheit und des Glücks erreicht, der ihrer Natur und Bestimmung nach wirklich möglich und erreichbar ist. Diesen Entwicklungskampf, wie er sich durch mehr als zwei Jahrtausende abgespielt hat, poetisch zur Anschauung zu bringen: das ist der eigentliche Zweck der in Reize stehenden Dichtung, mit der Taylor als Dichter sein eigenes Leben abgeschlossen hat. Die bewegenden Kräfte und vorwärts treibenden Principien hat er durch entsprechende mythologische oder sonstige Persönlichkeiten verkörpert und so dem Verständniß näher zu bringen versucht.

Das ganze Drama zerfällt in vier Acte, von denen der erste die Zeit schildert, in welcher die religiösen Anschauungen und Vorstellungen

des classischen Alterthums dahinschwinden und das Christenthum allmählich zum Durchbruch kommt. Der zuerst auftretende Schäfer repräsentirt die gedankenlose, aber gehorsame Menge, die Nymphen dagegen erscheinen vornehmlich als Vertreter der schönen Künste und der Poësie der alten Welt. Prinz Deukalion und Pyrrha versinnbildlichen die Menschheit, insofern dieselbe durch die vereinte Kraft von Mann und Frau ihre Bestimmung zu erreichen im Stande ist. Prometheus und Pandora sind titanenhafte, aber dem Menschen nicht unsfreundliche Gewalten; die strahlende Eos endlich repräsentirt die Heil und Segen bringende Gottheit. Gestalten wie Gaea, Eros und Charon erklären sich selbst. Indem die Nymphen dem andrängenden Christenthum, welches durch ernste Stimmen, die von unten kommen (*voices from underground*), angelündigt wird, weichen, trösten sie sich damit, daß sie als Repräsentanten der Schönheit „nicht ganz schwinden werden“. Und als die aus dem Untergrunde ertönenden Stimmen erklären, daß die Dinge, welche die Welt hinter sich gelassen hat, tott sind, antworten sie:

Lost beauty shall haunt you
With tender remorses;
And out of its exile
The passion return!

In einem Zwiegespräch zwischen Eros und Gaea, der Erde, ruft der erstere, der Repräsentant der Liebe, aus, er sei noch nicht im Hades begraben, wenn auch die olympischen Gottheiten in die Unterwelt verwiesen, d. h. gestorben wären, er troze dem Fatum:

All decrees of Fate I spurn;
Banishment is my return;
Hate and Force purvey for me,
Death is shining victory.

Die Gaea aber bestärkt den Eros in seinem Vertrauen, er sei göttlichen und irdischen Ursprungs zugleich, sie werde ihn mit aller Macht unterstützen. Ein unwiderstehlicher Drang nach dem Erkennen der Wahrheit läßt Deukalion und Pyrrha mutvoll die Schrecken der Unterwelt aufsuchen; mit Hülfe von Prometheus und Pandora aber gelangen sie unversehrt und geprüft wieder auf die Oberwelt, wo Eos, ob schon

ihnen noch unsichtbar, sie aufmunternd begrüßt und auffordert, in unerschütterlich festem Vertrauen und treuer Liebe nach Wahrheit und Freiheit (Truth and Freedom) zu ringen. So schließt der erste Act.

Der zweite Act spielt etwa tausend Jahre später unter der Herrschaft der Medusa, die wir mit dreifacher Krone auf dem Haupte einen goldenen Thron einnehmen sehen. Medusa stellt jene kunstvoll aufgebaute hierarchische Macht der römischen Papstkirche dar, die er in seinem oben erwähnten Gedicht „The Obsequies in Rome“ als „eine dreifach gelönte Schlange“ (a triple-hooded snake) charakterisiert, die „im Namen Gottes“ sich Länder und Könige unterwirft, der Wissensfreiheit Schranken setzt und Deukalion gegenüber erklärt, sie gewähre „für Gehorsam aller Welt Frieden“ (through obedience peace for each and all). Allein Deukalion unterwirft sich nicht, ebenso wenig Pyrrha; beide erklären, Medusa's Machtstellung sei durch Menschen gemacht und werde auch durch Menschenkraft wieder gestürzt werden. Als Medusa meint, die Freiheit sei nur ein Traumgebilde, tritt Deukalion ihr entgegen mit den herausfordernden Worten:

Before thee, here, I stand! One Power decrees
Thy life and mine: subdue me if thou canst!
My children made thee, and shall overthrow!

In der Person der „Jugend“ (Youth), die später in doppelter Gestalt als Dichter und Künstler erscheint, wird der kundige Leser leicht zwei historische Personen erkennen.

Im dritten Act, der sich im gegenwärtigen Jahrhundert abspielt, hat die Erdgöttin vielfach eine andere Gestalt angenommen; die Nymphen erscheinen als die Beschützerinnen von Kunst und Wissenschaft; an die Stelle der Medusa ist in den nördlichen Staaten der Erde der Hohepriester Kalchas, der Repräsentant eines herrschsüchtigen, orthodoxen Kirchenglaubens, der sich auf veraltete Dogmen stützt, getreten. Auch mit Kalchas nehmen Deukalion und Pyrrha den Kampf auf, wie Deukalion's Worte andeuten:

Gebt der Erkenntniß Raum, gebt Raum dem Zweifel,
Bewahrt den Funken makelloser Wahrheit,
Die wachsend stets die Welt erwärmen läßt.

Der vierte Act endlich ist der Zukunft geweiht. Vor dem strahlenden Lichte der Göttin Urania fliehen die dunkeln Mächte des Mittelalters; Buddha, Medusa und Kalchas erklären sich für überwunden und die Menschen suchen im Dienste der Wahrheit und der Freiheit den Willen des allmächtigen und allliebenden Gottes zu erfüllen:

For Life, whose source not here began,
Must fill the utmost sphere of Man,
And, so expanding, lifted be
Along the line of God's decree,
To find in endless growth all good, —
In endless toil beatitude.

Dies ist in kurzen Zügen der Inhalt der Dichtung „Prince Deukalion“, die unzweifelhaft an manchen Stellen lebhaft an Schiller's „Triumph der Liebe“, „Götter Griechenlands“ und „Die Künstler“ erinnert. In dem letzgenannten Gedicht stellt auch Schiller die Wahrheit personificirt als Venus Urania dar, die sich aber für uns Menschen der strahlenden „Feuerkrone“ entkleidet, um uns als milde Göttin Cypria mit dem Gürtel der Unmuth, als Schönheit, zu erscheinen. Nach einem Gespräche mit Wieland soll Schiller indes diesen Gedanken dahin modifizirt haben, daß schon hienieden, wie Bayard Taylor es andeutet, die Menschheit eine Bildungsstufe erreichen werde, wo Schönheit und Wahrheit, Cypria und Urania, sich dem Menschen als ein und dasselbe Wesen darstellen:

Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert — als Urania.

Als der Präsident der Vereinigten Staaten, Rutherford B. Hayes, im Februar des Jahres 1878 Bayard Taylor, ohne daß dieser sich darum beworben hatte, bei dem Bundesenat in Washington City für den Gesandtschaftsposten in Berlin in Vorschlag brachte, fand dieser Schritt, eine gewiß seltene Erscheinung, in der ganzen amerikanischen Presse den einmühligsten Beifall, so daß bei dieser wunderbaren Harmonie der verschiedensten Parteiorgane selbst der den Amtsernennungen des Herrn Hayes oft nicht freundlich gesinnte Bundesenat

sich veranlaßt fühlte, am 4. März des genannten Jahres einstimmig die Wahl zu bestätigen. Der damals noch lebende greise Lieblingsdichter Amerikas, William C. Bryant, sagte in seinem stets die Sache der Freiheit und der gesunden Reform vertheidigenden Blatte, der „New-York Evening Post“, u. A.: „Bayard Taylor ist ein Mann, der nicht nur Menschen und Dinge in seinem eigenen Vaterlande, sondern auch in andern Ländern gründlich kennt. Er ist kein Politiker in dem gehässigen Sinne des Wortes (in the invidious sense of the term), aber er war stets ein guter Bürger und hat sich bereits auch in diplomatischen Dienste Anerkennung erworben. Wenn das Sprichwort: „Home-keeping youth have ever homely wits“ („Wer seine Heimat nie verlassen hat, der besitzt nur einen beschränkten Gesichtskreis“), nicht in allen Fällen wahr ist, so ist es doch unbestreitbar wahr, daß, sobald es sich um einen Gesandtschaftsposten handelt, man keinem Menschen den Vorzug geben darf, der niemals im Auslande gewesen ist. Vielleicht kennt kein anderer Amerikaner das Ausland besser als Taylor. Er hat die Länder, Völker und gesellschaftlichen Verhältnisse Europas nicht nur aus Büchern studirt, sondern vorzugsweise durch eigene Aufschauung und persönliche Erfahrung, die sich niemals durch Bücherstudium ersetzen lassen. Er ist vollständig Herr der deutschen Sprache, ja er hat Deutschland zu seinem Specialstudium gemacht, er kennt deutsche Geschichte, deutsche Literatur und deutsches Leben. Ganz besonders aber gereicht es ihm zum Ruhme, daß er bei seinen vielen Reisen und seinem langen Entfernen aus dem Vaterlande doch niemals aufgehört hat, ein Amerikaner zu sein. Er zählt eben zu jenen Reisenden, die nicht geringer von ihrer Heimath denken, indem sie andere Länder liebgewinnen und hochschätzen lernten.“ In ähnlicher Weise äußerten sich die verschiedensten englisch- und deutsch-amerikanischen Presbogane.

Leider war es Bayard Taylor, dem „Dichter-Diplomaten“, nicht lange vergönnt, seine Nation am deutschen Kaiserhöfe zu vertreten. Schon am 19. December 1878 trat der Tod an ihn heran und rief ihn aus diesem Leben ab. Er hatte es verstanden, wie es auch in einem offiziellen berliner Blatte, dem „Reichs-Anzeiger“, kund gethan wurde, „durch seine Liebenswürdigkeit und seine seltenen Charaktereigenschaften“ sich die Liebe und das Vertrauen der höheren und höchsten

Kreise zu erwerben. Die Einsegnung seiner Leiche war eine äußerst feierliche. Berthold Auerbach, als Vertreter der deutschen Literatur, widmete bei dieser Gelegenheit dem dahingegangenen Freunde folgende Worte: „Unter Blumen, die in deutscher Erde erwachsen, ruht hier die sterbliche Hülle, in der 53 Jahre lang erschienen war der reichbegnadete Genius, der den Namen trug Bayard Taylor. Kommende Geschlechter werden dich nennen, die nie in das freundlich innige Antlitz geschaut, nie die treue Hand gesäzt, nie ein Wort aus deinem Munde gehört. Doch nein, der Hauch des Mundes verweht, aber dein Wort, dein Dichterwort bleibt. Im Zuspruch der hinterlassenen Angehörigen, im Herzensdrange als dein ältester Freund in der Alten Welt, wie du mich oft nauntest, und als ein Vertreter der deutschen Literatur rufe ich dir den Abschiedsgruß zu. Was du im Reiche des Geistes geworden und bleibend bist, das wird die Geschichte feststellen. Heute zittert unser Herz in Trauer und Klage und doch auch in Erhebung. Du bist geboren im Vaterlande Benjamin's Franklin's, und hast dich gleich ihm von der Hände Arbeit aufgeschwungen zu einem neuen Verkünder des reinen, freien Geistes, und zu der Ehre, ein Vertreter deines Volkes zu werden bei einem fremden Volke. Nein, nicht bei einem fremden Volke; du bist uns heimisch, du bist gestorben im Vaterlande Goethe's, zu dessen hohem Geiste du dich stets mit Andacht wendetest; du hast ihm ein Denkmal errichtet vor deinem Volke, und wolltest ihm noch ein anderes errichten vor allen Völkern, das nun doch mit dir dahingeschwunden ist. Du selber aber warst und bist einer von denen, die er verkündet hat, ein Jünger der Weltliteratur, in welcher hoch über allen Schranken der Nationalitäten im freien Aether, wo es keine Grenzen gibt, sonnenwärts auf kühnen Schwingen das ewig Menschliche in immer neuen dichterischen Gestalten schwelt. Du warst beglaubigter Abgesandter von einer Staatsmacht zur andern und warst beglaubigter Abgesandter von einer Geistesmacht zur andern, und noch in deinem letzten Werke zeigtest du, wie du lebstest in jener Religion, die alle Confessionen in sich schließt und mit keinem Namen einer einzelnen abschließt. Dir gab die Natur die Erscheinung voll Anmut und Kraft, eine Seele voll Klarheit und leidlicher Heiterkeit und den Wohlklang des melodischen Wortes, um die Regungen und Bewegungen zu künden aus dem ewigen, nie ausge-

forschen Urgrunde des Daseins, wie aus den zeitlichen und nie ausgesungenen Beglückungen der Gattenliebe, der Vaterliebe, der Freundschaft, der Naturbegeisterung, des Vaterlandes und der immer höher steigenden Offenbarungen der Menschheitsgeschichte. In der Neuen Welt geboren, in der Alten gereift, und ach, so früh vom Lebensbaum gerissen. Du hast dein Volk gelehrt die Geschichte des deutschen Volkes, auf daß die Brüder einander kennen; dessen bleiben wir eingedenkt. Du hast deinem Volke ins melodische Wort gesetzt den Jubelruf der Jahrhundertfeier. Wenn sie wieder kommt und die Hüllen unserer Seelen ruhen, wie diese hier, dann wird wieder von jetzt noch ungeborenen Millionen Lippen auftönen der Name Bayard Taylor. Dein Andenken bleibt gesegnet!"

Wie in Berlin, so fanden auch in verschiedenen Städten Amerikas Trauerfeierlichkeiten zu Ehren Taylor's statt. Der Goethe-Club in New-York, dessen Ehrenmitglied der Verstorbene gewesen, faßte Beschlüsse, welche ihm den höchsten Tribut der Achtung und Liebe zollten und von denen Abdriften an den amerikanischen Minister des Auswärtigen, Evans, sowie an den deutschen Reichskanzler, Fürsten Bismarck, gesandt wurden. Ähnliches geschah seitens des Centralcomitée's der deutschen Republikaner in New-York. Auch auf der Cornell-Universität bei der Stadt Ithaca im Staate New-York, wo Taylor öffentliche Vorlesungen hielt, gedachte der Präsident dieser Anstalt, Andrew D. White (später Nachfolger Taylor's in der Gesandtschaft in Berlin), des verstorbenen Freundes und Collegen in offizieller Weise. Am großartigsten war aber die Feier, welche von den literarischen Freunden und Dichtergenossen Taylor's am 10. Januar 1879 im sogenannten Tremont-Tempel zu Boston in Massachusetts veranstaltet wurde und an welcher u. A. Ralph Waldo Emerson und Oliver Wendell Holmes teilnahmen.

Am 13. März 1879 kam das Dampfschiff „Gellert“ mit Taylor's Leiche in New-York an, die von den dortigen deutschen Gesangvereinen in Empfang genommen und nach dem Rathause begleitet wurde, um am nächsten Tage nach Bennett Square weiter befördert zu werden. Dichte Schne- und Regenwolken verfinsterten den Himmel, als die irdischen Überreste des Dichters in seiner Heimat anlangten. Der Sarg

wurde in dem Bibliothekszimmer zu Cedarcroft niedergesetzt, wo der Verstorbene so oft und gern gearbeitet hatte und wo sich Büsten und Bilder von Goethe, Schiller, Bryant, Dante, Washington und Plato befanden. Am 15. März fand das Begräbnis statt. Es war angeordnet, daß in Cedarcroft sich nur die nächsten Freunde und Verwandten einfinden sollten. Um 10 Uhr vormittags begaben sich die hochbetagten Eltern, die Witwe und die Tochter in das Bibliothekszimmer, wo ihr toter Sohn, Gatte und Vater lag, und ließen sich neben dem Sarge nieder. Als die Mutter zuerst von dem Hinscheiden ihres Sohnes hörte, pflegte sie einige Hyacinthen, damit sie blühen möchten, wenn die Leiche in Amerika ankäme. Jetzt erhob sie sich langsam, näherte sich dem Sarge und legte mit zitternder Hand zwei kleine Hyacinthenbouquets auf den Lorbeerkrantz, welchen die Deutsche Kaiserin dem verstorbenen Dichter gewidmet hatte. Nach einem kurzen Gebet des Predigers Dr. Furness trat Dr. Franklin Taylor vor und sprach mit tiefbewegter Stimme einige Worte. Er erinnerte daran, daß ungefähr ein Jahr vergangen sei, seit man in Kennett Square ein Abschiedsfest veranstaltet habe, um Bayard Taylor als Gesandten der nordamerikanischen Republik nach der deutschen Kaiserstadt zu entlassen. „Wir fühlten“, sagte der Redner, „daß er, der jetzt todt vor uns liegt, die Auszeichnung, in dem großen Deutschen Kaiserreiche der Vertreter der Vereinigten Staaten zu sein, wohl verdient habe, und wir hofften zugleich, daß es ihm dort besser gelingen werde, das Leben des größten Dichters Deutschlands zu vollenden. Aber dies Werk ist unvollendet geblieben, wie so viele Hoffnungen und Wünsche der Menschen unerfüllt bleiben. Dafür ist indeß manch anderes Werk von ihm zu Stande gebracht, welches auch dazu beitragen wird, die Schranken niederzureißen, welche die Völker trennen, und die einzelnen Nationen einander näher zu rücken. Wir glauben, daß das Leben des Mannes, der nun hier von seinen Thaten für immer sich ausruht, viel dazu beigetragen hat, die deutsche und amerikanische Nation in Liebe zu verbinden. Darum sind wir der Ansicht, daß dies wider alle Erwartung schnell beendete Leben sein Gutes doch gethan hat. Und nun, da er wieder einmal, nachdem er so viele Länder und Meere durchstreift hat, in seine Heimath zurückkehrt und unter der Sonne, die seiner Kindheit leuchtete, ausruhen

will an der Seite seines Bruders, der im Soldatendienste für das Vaterland sein Leben dahingab, wie er das seinige im Civildienste, da können wir ihm wohl zutun: „Lebe wohl, lebe wohl, lieber Bayard, auch du warst ohne Furcht und ohne Tadel!“ Er kehrte heim, um unter den Blumen seiner Heimat zu schlafen, die er in seiner Jugend und auch im späteren Alter so sehr liebte.“ Nach dieser Rede wurde die Leiche, unter Beihilfe der Dichter George H. Boker, Richard H. Stoddard und Edmund C. Stedman, sowie des Chefredacteurs der „New-York Tribune“, Whitelaw Reid, nach dem in der Nähe von Cedarcroft gelegenen Friedhofe von Longwood gebracht und zur Erde bestattet. Das letzte Lebewohl wurde ihm noch von Edmund C. Stedman nachgerufen.

Taylor hatte testamentarisch bestimmt, daß die von ihm hinterlassenen und bei seinem Tode noch nicht veröffentlichten Schriften seiner Frau und seinem Freunde George H. Boker überwiesen werden sollten. Letzterer hat denn nun auch unter dem Titel „Studies in German Literature“ unlängst eine Anzahl von Vorlesungen herausgegeben, welche von Taylor über deutsche Literatur gehalten wurden; diese zwölf Vorträge tragen nachstehende Titel: 1) Erste Anfänge der deutschen Literatur; 2) die Minnesänger; 3) das mittelalterliche Epos; 4) das Nibelungenlied; 5) die Literatur der Reformation; 6) die Literatur des 17. Jahrhunderts; 7) Lessing; 8) Klopstock, Wieland, Herder; 9) Schiller; 10) Goethe; 11) Goethe's „Faust“; 12) Richter; (Jean Paul).

Taylor's Frau ließ im Jahre 1879 bei Gebrüder Paetel in Berlin unter dem Titel „Erzählungen aus dem amerikanischen Leben von Bayard Taylor“ eine Sammlung von kleineren erzählenden Aufsätzen erscheinen, und zwar von ihr selbst in's Deutsche übertragen. Der Verfasser hatte dieselben noch kurz vor seinem Tode selbst zusammengestellt. Auch erscheint demnächst in London ein Band nachgelassener kritischer Arbeiten B. Taylor's über Freiligrath, Victor Hugo, Thackeray, Tennyson, seinen Aufenthalt in Weimar etc. Die Herausgabe dieses beachtenswerthen Buches ist ebenfalls von Frau Marie Taylor-Hansen besorgt worden.

Anhang.

Moan ye wild Winds.

Heul' Herbsteswind.

(Übersetzung von Fr. Spielhagen.)

Moan, ye wild winds, around the pane,
And fall, thou drear December rain!
Fill with your gusts the sullen day,
Tear the last clinging leaves away!
Reckless as yonder naked tree,
No blast of yours can trouble me.

Heul' Herbsteswind durch Flur und Wald!
Ihr kalten Tropfen fällt und fällt!
Und klagt und seufzt und stöhnt euch fett,
Reißt von dem Zweig das letzte Blatt!
Fühllos, wie jener kahle Baum,
Empfin' ich euer Toben kaum.

Give me your chill and wild embrace,
And pour your baptism on my face;
Sound in mine ears the airy moan
That sweeps in desolate monotone,
Where on the unsheltered hill-top
beat
The marches of your homeless feet!

Moan on, ye winds! and pour thou rain!
Your stormy sobs and tears are vain,
If shed for her, whose fading eyes
Will open soon on Paradise:
The eye of Heaven shall blinded be,
Or ere ye cease, if shed for me.

Du wilder Wind — verschon' mich nicht!
Peitsch' Regen in mein heiß' Gesicht!
O, und auch mir die Kunde sagt,
Die ihr in banger Schwermuth klagt
Dem Knaben, der auf ödem Moor
Den Weg zum Vaterhaus verlor!

O, ströme Regen, heule Wind!
Die sturm'schen Thränen eitel sind,
Weint ihr sie für die Maid, die nun
So bald, so bald im Grab' wird ruhn.
Des Himmels Aug' verdunkelt sich,
Eh' ihr genug geweint für mich.

Ein Weib.

(Übersetzung von Karl Bleibtreu.)

Sie ist ein Weib, ich aber bin ein Mann,
Und dies beweist, daß ich sie lieben muß,
So viel ein Mann vermag. Zusammenrahn
Sich mischend unser Wesen, wie ein Fluß,
Der heiter stets im Bett des Lebens ruht,
Nie überschäumend mit empörter Fluth.

Sie ist ein Weib, doch stark ihr Geist und brav;
Nicht hohle Mädchenräume sie beweint.
Die Herrin wohl, nicht der ergeb'ne Sklav'

Bon ihrem Ideal; verschmäht, was scheint,
Für das, was ist. Illusion vergeht,
Doch wahre Liebe alles übersteht.

Sie schaut durch's Leben und gerecht sie wägt
Menschen und Dinge ab, drum manch' Fragment
Zerstörter Sterne sie zu finden pflegt
In des gemeinen Staubes Element.
Ihr Frauenstolz zurück Gemeines schreckt,
Kein Staub die reine Sohle ihr besleckt.

Und ihrer holden Augen steter Schein
Falschheit erräth und Eitelkeit verlacht —
Da ist nicht Raum für Eifersüchtelei'n,
Wo Treu' und Liebe herrscht mit zarter Macht.
Jedes Geschlechtes bess'rer Theil ihr ward:
Des Mannes Ernst, des Weibes zarte Art.

Sie ist ein Weib. Wär' Liebe Führerin —
Bescheiden steige sie zum Thron empor,
Doch nähm' auch Armut mit zufried'nem Sinn;
Ein Stab im Sturm, im Sonnenschein ein Rohr.
Kein hübsches Spielzeug für den Zeitvertreib,
Mutter des Mann's und ebenbürtig Weib.

Der Dichter im Orient.

(Uebersetzt von Fr. Spielhagen.)

Der Dichter kam zu des Ostens Land,	Er blickte auf zum ew'gen Blau,
In der Frühlingslüste Weh'n;	Und trank den Sonnenschein;
Es prangte die Erde wie eine Braut,	Er trank die würzige Gartenluft,
So jung schien sie, und schön;	Voll süßer Specerei'n;
Und der Dichter kannte des Ostens Land:	Prinzessin Palme ihm Schwester ward,
Er hatt's im Traum gesehn.	Denn er lebt gern zu zwein.
Ja, Alles, wie's da ging und stand,	Und als er schritt an den Hügeln hin
Er sah's im Traum einmal;	Durch bunter Blumen Pracht,
Er sah's als Fata Morgana	Da hat ein weißer Lilienflor
Im Mississippithal;	Ihm Reverenz gemacht;
Er sah's im Abendwolchengold	Weit über's Feld ein Freudenfeuer
Beim letzten Sonnenstrahl.	Der Purpur-Mohn entschäf.

In der Sonne halb, im Schatten halb
 Eine rothe Rose stand;
 Dass sie voll Sehnsucht sein geharrt,
 That sie ihm leise kund;
 Es küsste, wie einer lieben Braut,
 Der Dichter ihren Mund.

Und weiter sang die Nachtigall:
 Eh' noch die Sonne sinkt,
 Aus dem umrankten Fensterlein
 Der Flötenton erklingt,
 Und ein dunkelleuchtendes Augenpaar
 Dem fremden Sänger winkt.

Eine Nachtigall sang ob seinem Haupt
 In dem Citronenbaum:
 Ich weckte dich, Sängerbruder, nicht
 Aus deinem schönen Traum;
 Im Herzen der Rose, die du geküßt,
 Ist auch für mich noch Raum.

Der Sänger sprach: hier bleib' ich gern;
 Bin hier der Sonne nah;
 Hier ist, was Dichtermund erzählt
 Vom Land Arkabia;
 Hier glänzen Himmel Erd' und Meer,
 Wie ich's im Traume sah.

Orientalisches Traumleben.

(Übersetzt von Friedrich Spielhagen.)

Ein Silberspeer, den jäh entzündt
 Die Hölzel in das Thalrevier,
 So stürmt hinab ins eb'ne Land
 Der Bäche schnellster unter mir.

Ich hör' es wie er singend hüpfst
 Von Fels zu Fels aus frolzer Höh';
 O selig, wer so lauscht, und trinkt
 Sorbet, geküßt in Vergeschnee!

Es glänzt, wie Sternenschimmer, klar
 Die Sonne durch den Blätterflor,
 Vom fernen, schattigen Bazar
 Dringt kaum ein Laut zu mir empor.

Kein banger Traum von Sorg' und Leid
 Trübt meines Himmels tiefes Blau;
 Mein Blut stimmt mit dem Morgen heut,
 Es trank mein Herz den kühlen Thau.

Was Unglück sei, ich weiß es kaum,
 Was Freude sein mag, ahn' ich hier;
 Wie eine Perl' im Wellensaum,
 So schlafst mein sel'ger Geist in mir.

Und auf Damaskus' hunte Welt
 Blick' ich hinab so froh gesinnt,
 Wie wenn in müß'gen Händen hält
 Sein buntes Bilderbuch ein Kind.

O, sag' mir keiner, wer ich bin!
 Was war, mein träumend Hirn vergaß;
 Vergilste Blätter — weht dahin!
 Genug, daß ich euch einmal las!

Und Alles, was mein Sinn noch fühlt,
 Ist, daß ich nie so glücklich war;
 Doch, ob der Wind mit Ranken spielt,
 Ob, was da weht, mein eigen Haar?

Versunken in das sel'ge All,
 Weiß ich mir Brüder Fels und Baum —
 Bin ich ein Mensch? eine Rose im Thal?
 O, weckt mich nicht aus meinem Traum!

Aus Goethe's Faust.

There was a King in Thule,
 Was faithfull till the grave,
 To whom his mistress, dying,
 A golden goblet gave.

Naught was to him more precious;
 He drained it at every bout:
 His eyes with tears ran over,
 As oft as he drank thereout.

When came his time of dying,
 The towns in his land he told;
 Naught else to his heir denying
 Except the goblet of gold.

He sat at the royal banquet
 With his knights of high degree,
 In the lofty hall of his fathers
 In the Castle by the Sea.

Es war ein König in Thule,
 Gar treu bis an das Grab,
 Dem sterbend seine Buhle
 Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
 Er leert' ihn jeden Schmaus;
 Die Augen gingen ihm über,
 So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
 Zählt' er seine Städ' im Reich,
 Gönnt' alles seinem Erben,
 Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
 Die Ritter um ihn her
 Auf hohem Vätersaale,
 Dort auf dem Schloß am Meer.

There stood the old carouser,
And drank the last life-glow;
And hurled the hallowed goblet
Into the tide below.

He saw it plunging and filling,
And sinking deep in the sea:
Then fell his eyelids forever,
And never more drank he!

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Margaret at the Spinning-Wheel.

My peace is gone,
My heart is sore:
I never shall find it,
Ah, nevermore!

Save I have him near,
The grave is here;
The world is gall
And bitterness all.

My poor weak head
Is racked and crazed;
My thought is lost,
My senses mazed.

My peace is gone,
My heart is sore:
I never shall find it,
Ah, nevermore!

To see him, him only,
At the pane I sit;
To meet him, him only,
The house I quit.

His lofty gait,
His noble size,
The smile of his mouth,
The power of his eyes,

Gretchen am Spinnrade.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab',
Ist mir das Grab;
Die ganze Welt
Ist mir vergäßt.

Mein armer Kopf
Ist mir verküllt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerküllt.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Hause.

Sein hoher Gang,
Sein edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

And the magic flow
Of his talk, the bliss
In the clasp of his hand,
And, ah! his kiss!

My peace is gone,
My heart is sore:
I never shall find it,
Ah, nevermore!

My bosom yearns
For him alone;
Ah, dared I clasp him,
And hold, and own!

And kiss his mouth,
To heart's desire,
And on his kisses
At last expire!

Und seiner Rede
Zauberflug,
Sein Händedruck,
Und ach! sein Kuß!

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn!

Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küssten
Vergehen sollt'!

Der Schlusschor vom zweiten Theile des „Faust“.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichenß;
Das Unzulängliche,
Hier wirb's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan;
Das Ewigweibliche
Zieht uns hinan.

All things transitory
But as symbols are sent:
Earth's insufficiency
Here grows to Event:
The Indescribable,
Here it is done:
The Woman-Soul leadeth us
Upward and on!

Alphabetisches Namensverzeichniß.

- | | | |
|------------------------|---------------------|---------------------------------|
| Adeler 148. | Carmichael 172 ff. | Flint 73. |
| Alcott 163. | Cary, Alice, 169 f. | Franklin 26. |
| Aldrich 142 f. | Cary, Phoebe, 169. | Freneau 28. |
| Allston 75 ff. | Chisholm 167. | Frothingham VII. |
| Alssop 44. | Church 217. | Gould 167 f. |
| Ames 169. | Clark 156. | Greene 84. |
| Arnold 18. | Cook 170 f. | Greenwood 172. |
| Barlow 35 f. | Cooper 61 ff. | Hall, James, 74. |
| Beecher-Stowe 161. | Cranch 128 ff. | Hall, Elizabeth, 176. |
| Bird 52 f. | Daly 40. | Halleck 116 ff. |
| Bloede 45. VIII f. | Dana, sen., 191 ff. | Halpine 157 f. |
| Boler 152 f., 176. | Dana, jun., 202. | Harvard 21. |
| Booth VII. | Davidson 172. | Hawthorne, Nathaniel,
88 ff. |
| Bradentridge 40 ff. | Denison 163. | Hawthorne, Julian,
99. |
| Bradford 20. | Dickinson 163. | Heavysege 176. |
| Bradstreet 20. | Dinnies 172. | Heywood 176. |
| Brainard 83 f. | Dorgan 155. | Higginson 162. |
| Bret Harte 133 ff. | Douglas 172. | Hildreth 160 f. |
| Brooks, Charles, VIII. | Drale 121 f. | Hillhouse 84 f. |
| Brooks, Maria, 168. | Dunster 19. | Hoffmann 127 f. |
| Brown 49 ff. | Dunlop 50. | Holland 154 f. |
| Brown 143 f. | Dwight 37 f. | Holmes 130 ff. |
| Brownell 143. | Eastman 161. | Hooper VII. |
| Bryant 226 ff. | Eliot 19. | Hopkins 43 f. |
| Burnett 172. | Elett 172. | Hopkinson 33 f. |
| Butler 158. | Embury 172. | |
| Byles 20. | Emerson 87 f. | |
| Calvert 122 f. | | |

- Howells 155 f., 176.
 Humphreys 39.
 Irving 53 ff.
 James 162.
 Kennedy 70 ff.
 Kirke 162.
 King 163.
 Kleberg IX.
 Lacoste 171.
 Lanier 160.
 Lathrop 153.
 Leland 145 ff.
 Lemond X.
 Leuthe 17.
 Longfellow 244 ff.
 Loring 157.
 Lowell 132 f.
 Mather 20.
 McKeaver 163.
 Middleton 176.
 Miller 216 ff.
 Moelling 176.
 Morris 126 f.
 Motley 160 f.
 Nicolay 158.
 Oliphant 163.
 Osborn, Laughton, 176.
 Osborne, Charles, 26.
 Osgood 167.
 Owen 163.
 Palmer 156.
 Parsons 122.
 Paulding 65 ff.
 Peale 24.
 Percival 82.
 Phelps 163.
 Phillips 176.
 Piatt 153.
 Pierpont 77 f.
 Poe 99 ff.
 Porter 160.
 Prentice 153 f.
 Preston 163.
 Procter 170.
 Putnam 133.
 Ralph 26.
 Read, Charles, 172.
 Read, Th. Buchanan, 158.
 Redden 168.
 Riddle 163.
 Robertson 176.
 Ross 176.
 Russell 160.
 Sadlier 176.
 Sands 84.
 Sandys 16.
 Savage 176.
 Sage 148.
 Searle 157.
 Sedgwick 164 f.
 Shedburg 45.
 Shepard 163.
 Sigourney 165 f.
 Sill 157.
 Smith, G. Dales, 168.
 Stedman 149 ff.
 Stoddard, Charles, 152.
 Stoddard, Elizabeth, 152.
 Southworth 163.
 Story 156.
 Sprague 79 ff.
 Street 148 f.
 Stuart 26.
 Taylor, Bayard, 258 ff.
 Taylor, Tom, 176.
 Thaxter 169.
 Thoreau 115.
 Tourcee 163.
 Trowbridge 163.
 Trumbull, John (Dicher) 30 ff.
 Trumbull, John (Maler) 24 ff.
 Tucker 27.
 Twain 140 f.
 Underwood 162.
 Waller 158.
 Warner 141.
 Warren 45.
 Watson 157.
 Weeks 155.
 Welby 172.
 Welde 19.
 Whitman (Walt) 158 f.
 Whitman, Sarah S., 105.
 Whittier 203 ff.
 Williams 19.
 Willis 124 ff.
 Winthrop 162.
 Winter 159 f.
 Wilson 120.
 Yale 21.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Verbesserungen und Druckfehler.

- S. 100, Zeile 8 von oben, ließ „am 19. Januar 1809 zu Boston in Massachusetts“ statt „im Januar des Jahres 1811 zu Baltimore in Maryland“.
- S. 100, Zeile 13 von oben, ließ „ältester Sohn“ statt „vierter Sohn“.
- S. 100, Zeile 1 von unten, ließ 1821 statt 1822.
- S. 101, Zeile 2 von oben, ließ „die virginische Universität in Charlottesville“ statt „die virginische Universität Charlottesville“.
- S. 103, Zeile 8 von unten: Das kürzlich erschienene und aus den besten Quellen schöpfende Buch von John H. Ingram über Edgar A. Poe weist nach, daß Poe sich von Graham, dem Besitzer von „Graham's Magazine“, in Frieden trennte, wie denn auch Graham ein warmer Vertheidiger von Poe war. Nach Ingram's wohlverbürgter Darstellung löste Mrs. Sarah Helen Whitman ihre Verlobung mit Poe, weil letzterer, gegen sein ihr gegebenes Versprechen, wiederum berauschende Getränke genossen hatte. Darnach ist unsere Darstellung dieser Angelegenheit (S. 105) zu verbessern. Die Dame aber, mit der sich Poe kurz vor seinem Tode verlobte, war seine Ingendfreundin Elmira Royster, verwitwete Mrs. Shelton.
- S. 105, Zeile 2 von unten, ließ „40 Jahre“ statt „38 Jahre“.
- S. 105, Zeile 1 von unten, sind die Worte „seiner Geburtsstadt“ zu streichen.
- S. 106, Zeile 8 von oben, ließ 1809 statt 1811.
- S. 135, Zeile 2 von unten, ließ „To the Pliocene Skull“ statt „Tho the Pliocene Skull“.
- S. 191, Zeile 11 von oben, ließ „O des Jammers dieser Heerde“ statt „des Jammers dieser Heerde“.
- S. 194, Zeile 12 von oben, ließ „Harvard-College“ statt „Harvard-College“.
- S. 194, Zeile 18 von oben, ließ „Channing“ statt „Channig“.
- S. 195, Zeile 15 von oben ließ „Harvard-College“ statt „Harvard=College“.
- S. 199, Zeile 14 von unten, ließ „reichen Erbenommen“ statt „reicher Erbemonne“.
- S. 201, Zeile 11 von oben, ließ „in Schlaf“ statt „im Schlaf“.

This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine is incurred by retaining it
beyond the specified time.

Please return promptly.

April 1966 111

'C 29 343

